J. W. G. Wolf

Predigers am Dom St. Blaſii zu Braunſchweig

Auszüge

aus den

an den Sonn- und Feſttagen

von ihm gehaltenen

Predigten.

Zweyte vermehrte Auflage.

Erſter Jahrgang.

Helmſtedt,

bey C. G. Fleckeiſen. 1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung
zur erſten Auflage.

Entwürfe zu Predigten herauszugeben, iſt freylich ein Unternehmen, wogegen ſich Vieles ſagen läßt. Auch ich ſagte mir dies theils ſelbſt, und hörte es theils von meinen Freunden, ehe ich einer mir gegebenen Veranlaſſung folgte.

Daß Predigten den Reiz der Neuheit — oft den einzigen, den ſie haben — verlieren, und weniger unterhalten, wenn ſie im Auszuge bereits vorher in den Händen der Zuhörer ſind; daß es viel Selbſtvertrauen zu verrathen ſcheint, alle Vorträge, die man hält, ſey es auch nur abgekürzt, drukken zu laſſen; daß ſolche wöchentlich gelieferte Predigt-Auszüge eben ſo wenig, als die Predigten ſelbſt, von gleicher Güte ſeyn können; und daß ſie gegen dieſe noch auch durch ihre Kürze verlieren müſſen; daß man ſie endlich bey dem angeſtrengteſten Fleiße nicht immer mit genugſamer Sorgfalt ausarbeiten kann, da man bey einer Schriftſtellerey

dieſer Art nicht Zeit genug hat, vorzuarbeiten, oder die gemachten Aufſätze ruhen zu laſſen, — das alles habe ich mehr, als einmal, vorher überdacht. Ueberdies fühlte ich auch, daß es an einem Orte, wo es ſeit vielen Jahren nicht mehr üblich war, ſonderbar genug ſcheinen würde, den gedruckten Inhalt jeder Predigt dem Publikum voraus anzubieten, und daß es dabey vielleicht ſchwer ſeyn möchte, dem — wenn auch noch ſo unverdienten — Verdacht der Eitelkeit zu entgehen.

Doch, was das letztere betrifft: ſo habe ich Muth genug, eine Sache, die mir nützlich ſcheint, deswegen nicht zu unterlaſſen, weil ſie mir etwa ein unbilliges Urtheil zuziehen kann; und jene vorhin erwähnten Bedenklichkeiten wurden durch wichtigere Gegengründe überwogen.

Ich habe oft die Bemerkung gemacht — und gewiß Tauſende mit mir — daß Predigten, ſelbſt die von beſſerer Art, an einem Tage gehört und — vergeſſen werden. Unmöglich aber kann es doch ihr ganzer Zweck ſeyn, nur auf eine Stunde das Nachdenken und die Empfindung zu beſchäftigen. Wenigſtens wäre es ſehr zu wünſchen, daß, ſo viel möglich, die vorgetragenen Hauptwahrheiten in der

Art

Art und Ordnung, wie ſie dargeſtellt worden ſind, behalten, und ein wirklicher Zuwachs der chriſtlichen Erkenntniß werden möchten. Indeß iſt dies nur von den Wenigen zu erwarten, die nicht nur ein ſehr glückliches Gedächtniß, ſondern auch ſchon eine vorzügliche Religionserkenntniß beſitzen. Für den gröſſern Theil läßt ſich dieſe Abſicht nicht anders erreichen, als dadurch, daß man ihm ein Hülfsmittel verſchafft, ſich die gehörten Wahrheiten zu wiederholen. Und dazu ſcheinen mir ſolche Auszüge am bequemſten zu ſeyn, die nicht Stunden, ſondern nur Minuten zur Ueberſicht erfodern, wobey der Leſer das Ganze leicht im Zuſammenhange betrachten, und zugleich das Vergnügen haben kann, ſich der weitern Ausführung ſelbſt zu erinnern. Ob dieſe Wiederholung angehörter Kanzelreden durch gedruckte Auszüge nun auch wirklich befördert werden wird? Ich dächte doch. Wenn ſie auch nur von Einigen, und nur bey ſolchen Vorträgen, die ihnen intereſſant waren; die ſie gern noch einmal hören oder leſen möchten, zu hoffen ſteht: ſo iſt es ſchon der Mühe werth, für deren Befriedigung zu ſorgen.

Eben ſo ſehr wünſchte und hoffte ich mich durch dieſe Arbeit denen, beſonders aus meiner Gemeine, nützlich zu machen, die durch Geſchäfte, Jahre,

Kränklichkeit und andre Hinderniſſe abgehalten werden, die Kirche zu beſuchen. Es iſt wahr, wir haben keinen Mangel an guten Erbauungsbüchern. Aber gedruckte Predigten, auch die vortrefflichſten, ſind für eine gewiſſe Klaſſe von Leſern zu lang; und kurze Betrachtungen aus einem andern Erbauungsbuche thun ihnen darum nicht genug, weil ſie — keine Predigten ſind. Außerdem iſt Vielen, die den Gottesdienſt verſäumen mußten, daran gelegen, ſich mit eben den Vorſtellungen zu erbauen, mit welchen an demſelben Tage ihre Angehörigen, Hausgenoſſen und andre Mitglieder ihrer Gemeine in ihrer Kirche unterhalten worden ſind. Ich finde auch dieſen Wunſch aus mehrern Gründen ſehr vernünftig. Warum ſollte ich ihn nicht zu befriedigen ſuchen?

Freylich müſſen Auszüge aus Predigten, wenn dieſe Abſicht durch ſie erreicht werden ſoll, nicht in trockenen, bloß ſchulgerechten Diſpoſitionen beſtehen, wie ſie ſich der Prediger etwa zu ſeinen Arbeiten vorher entwirft: ſondern ſie müſſen genau zuſammenhängende Vorträge ſeyn, in denen der Leſer bey aller Kürze die Verbindung der Wörter, wie der Sachen, und folglich ein gewiſſes Ganzes findet, bey dem er nichts hauptſächliches vermißt; ſie

müſ-

müſſen, wenn ihnen auch manche Vortheile der mehrern Ausführlichkeit, Deutlichkeit und einnehmenden Anmuth der Sprache abgehen, die Predigten haben können, doch weder in des Leſers Erkenntniß beträchtliche Lücken, noch ſein Herz leer an Empfindung laſſen, mit einem Worte — erbauen. Ob es mir geglückt ſey, dieſen Vorſchriften treu zu bleiben, mögen Andre entſcheiden.

Damit fielen denn auch die Einwürfe weg: daß nicht jeder Vortrag des Drucks werth, und daß es unmöglich ſey, auf beſtimmte Zeiten und in der Menge gleich unterhaltende Arbeiten zu liefern. Müſſen Prediger ſich dahin beſtreben, daß alle ihre Aufſätze gehört zu werden verdienen: ſo müſſen auch die Auszüge davon nie unwerth ſeyn, geleſen zu werden, wenigſtens von denen, für welche beyde Erbauungsmittel beſtimmt ſind. Unterhaltend, Erbaulich, Nützlich ſind ſehr relative Begriffe; und iſt es nicht genug, wenn man auch nur Einer Klaſſe nützt, die noch dazu die Größere iſt? Ich hatte nie den Einfall, und werde ihn auch nie haben, ein Magazin für Prediger und angehende Theologen zu ſchreiben. Gern überlaſſe ich das Männern, die mehr als ich, Muſter ſeyn können. Dazu fehlt es auch meinen Arbeiten, wenn ich ſie beurtheilen kann,

 außer

außer andern Vorzügen, beſonders an der nöthigen lichtvollen Ordnung, an dem richtigen Verhältniß in der Ausführung einzelner Theile, und auch wohl an Reichthum, Auswahl und Abwechſelung in der Sprache, — drey ſchwere Aufgaben, wenn man jedesmal auf vier Seiten und auf gewiſſe Stunden eingeſchränkt iſt.

Am wenigſten glaube ich, nach dieſer Erklärung, mich über die Wahl der bearbeiteten Materien entſchuldigen zu dürfen. Von jeher war es meine Sorge, nicht neue oder neu ſcheinende, ſondern nur für das Herz und Leben anwendbare, wenn gleich bekante, Wahrheiten vorzutragen. Die Kanzel iſt meines Erachtens der Ort, wo nicht der Redner glänzen, und die Wißbegierde vergnügen, ſondern wo der Lehrer der Religion für die praktiſche Vernunft, für Beruhigung und Tugend reden ſoll.

Im April 1791.

Der Verfaſſer.

Vorerinnerung
zur zweyten Auflage.

Das unerwartete Glück, dieſe Auszüge aus meinen Predigten neu aufgelegt zu ſehen, hat mich nicht zu der Eitelkeit verleitet, ſie für beſſer zu halten, als ſie mir bisher bey jeder Anſicht erſchienen. Ich habe immer das Mangelhafte, was der Art Skizzen unvermeidlich eigen iſt, und was die meinigen außerdem noch beſonders hatten, lebhaft gefühlt, und fühle es itzt um ſo mehr, da ich ſie nun nach Verlauf einiger Jahre mit dem Auge anſehe, womit man ſeine frühern Arbeiten zu beurtheilen pflegt. Indeß möchte ich ſie nun auch gern in der verbeſſerten Geſtalt erſcheinen laſſen, daß ich von ihnen etwas mehr Befriedigung für meine Leſer und für mich ſelbſt hoffen dürfte. Deswegen habe ich ſie mit allem mir möglichem Fleiße durchgeſehen, einige Aufſätze ganz umgearbeitet, und in den übrigen wenigſtens das Nöthige geändert. Ob dies genug

nug ſey, um ſie leſenswerther zu machen, mag das Publikum entſcheiden. Finden ſie eine gute Aufnahme: ſo werden nach und nach die übrigen Theile, auf gleiche Art verbeſſert, dieſem erſten folgen.

Die äußere Form dieſes Buchs hatte bey der erſten Ausgabe das Unangenehme, daß es, da es blattweiſe herauskam, mit verſchiedenen Schriften gedruckt werden mußte. Auch dieſem Uebelſtande, der noch dazu für bejahrte Perſonen und ſchwache Augen ſehr beſchwerlich war, iſt nun abgeholfen, und mit einerley Schrift ohne Einſchränkung auf eine gewiſſe Seitenzahl fortgedruckt worden. Die Anzahl der Bogen hat ſich dadurch, ſo wie auch durch die gemachten Zuſätze anſehnlich vermehrt. Möchte das Buch auch eben ſo an innerm Gehalt gewonnen haben!

Der Verfaſſer.

Am Neujahrstage.

Text. Luc. 2, 21.

Einleitung.

Wenn wir auf einer langen und wichtigen Reiſe einen beträchtlichen Theil des Weges zurückgelegt, und einen gewiſſen Ruhepunkt erreicht haben: ſo pflegen wir über die bisher gemachten Erfahrungen nachzudenken. Wir erinnern uns der genoſſenen Vergnügungen, der empfundenen Beſchwerlichkeiten, der angenehmen und widrigen Vorfälle, der Kenntniſſe, die wir uns erworben, der Abſichten, die wir glücklich erreicht, und derer, die wir mit oder ohne unſre Schuld verfehlt haben. Aus dieſen Betrachtungen ſchöpfen wir theils neuen Muth, theils nöthige Klugheit, um unſre Reiſe mit Nutzen und Vergnügen fortzuſetzen. — In einem ſehr ähnlichen Falle befinden wir uns heute, da wir ein Jahr von unſerm Leben geendigt haben, und ein neues anfangen. Dieſer Zeitwechſel fodert uns zum ernſtlichſten Nachdenken auf. Es iſt nöthig und weiſe, uns auf den Theil von unſrer Laufbahn, den wir noch vor uns haben, vorzubereiten. In dieſer Abſicht muß nun unſre Aufmerkſamkeit vorzüglich auf die verfloſſenen Tage gerichtet ſeyn. Die Zukunft iſt uns noch größtentheils verhüllt: aber aus der vergangenen Zeit liegt wenigſtens alles Merkwürdigere klar vor unſern Augen; und je mehr wir uns mit einer ernſtlichen Rückerinnerung deſſelben beſchäftigen, deſto fähiger werden wir, die noch bevorſtehenden Tage mit Weisheit zu gebrauchen. Die Menge der Gegenſtände, die uns hier vorkommen, nöthigt uns indeß, eine gewiſſe Auswahl unter ihnen zu machen, und ſie zu einer bequemern Ueberſicht in einer richtigen Ordnung zu betrachten.

Vortrag.

Die wichtigſten Gegenſtände des Nachdenkens bey dem Schluſſe eines Jahrs.

Dieſe ſind

I. Die merkwürdigern Veränderungen und Schickſale, die wir erlebt haben; und

II. unſer Verhalten.

Erſter Theil.

Bey der Rückſicht auf ein geendigtes Jahr ſind die durchlebten Schickſale, oder die angenehmen und widrigen Veränderungen, die wir erfahren haben, am natürlichſten unſer erſtes Augenmerk. Aber ſie können nicht alle, am wenigſten in gleichem Maaße, ein Gegenſtand unſers Nachdenkens ſeyn. Viele, die von keinen bedeutenden Folgen waren, ſind vergeſſen; und es würde auch von wenig Nutzen ſeyn, uns ihrer zu erinnern. Nur die wichtigern alſo, die einen merklichen Einfluß auf unſern Glückszuſtand hatten, die uns Freude oder Kummer machten, die auf unſre Gemüthsneigungen beträchtlich wirkten, deren Folgen noch fortwähren, oder künftig erſt noch ſichtbar werden möchten, nur dieſe müſſen mit allem Fleiß ins Gedächtniß zurückgerufen und überdacht werden.

Und hier öffnet ſich nun ſchon vor unſerm Auge ein weites Feld, wenn wir vorerſt auch nur die Begegniſſe überſchauen, die wir die gewöhnlichern nennen, und ſowohl in mehrern Jahren auf ähnliche Art, als auch mit dem größten Theile der Menſchen gemeinſchaftlich erfahren. Da ſehen wir auf der einen Seite die größten Wohlthaten Gottes, die dem Nachdenkenden unmöglich dadurch, daß ſie gewöhnlicher ſind, minder ſchätzbar werden können. Die Fortdauer des ſo hinfälligen Lebens, die immerwährende Fürſorge für die Bedürfniſſe deſſelben, der Genuß ſo vieler geſunder Tage, der Beſitz ungeſchwächter Sinne und Glieder, die Bewahrung vor ſo manchen möglichen Uebeln, der gewünſchte Fortgang unſrer Geſchäfte, die Vermehrung unſrer nützlichen und zum Theil für das Wohl der unſterblichen Seele höchſt wichtigen Kennt-

Kenntniſſe, der Segen, die Freuden der Andacht und Erbauung, die Erhaltung und Beglückung der Unſern; — alle dieſe Beweiſe der Güte Gottes müſſen um ſo mehr unſer Nachdenken und Gefühl beſchäftigen, wenn wir ſie nun wiederum einen größern Zeitraum hindurch erfahren haben. — Auf der andern Seite erblicken wir ein Leben voll Mühſeligkeit und Unvollkommenheit; alles Gute mit Mängeln vergeſellſchaftet, eine Menge Wünſche und Hoffnungen, die unerfüllt blieben, Beſtrebungen, die ihr Ziel nicht erreichten, Ruhe und Freuden, die abwechſelnd von Sorgen und Bekümmerniſſen unterbrochen wurden. Dies alles, ernſtlich betrachtet, wird uns für das Künftige in mancher Hinſicht nützlich. Es lehrt uns mit Dank und Zuverſicht auf Gottes Vorſehung unſern Weg durch die Welt fortſetzen; aber zugleich auch unſre Wünſche und Hoffnungen mäßigen. Es giebt uns eine richtige Kenntniß von dem, was unſer Leben ſtets war und ſtets ſeyn wird, ein Wechſel von Glück und Leiden; und macht uns dadurch weiſer, jenes zu genießen, dies zu ertragen.

Noch fruchtbarer wird das Nachdenken über die beſondern Vorfallenheiten, durch welche ſich unſre Erfahrungen von den Erfahrungen andrer Menſchen, oder auch die Geſchichte des letztern Jahrs von der der vorhergehenden unterſcheidet. Dieſe machen immer den ſtärkſten Eindruck auf das Gemüth; und nach ihnen beſtimmt ſich's hauptſächlich, ob wir das verfloſſene Jahr zu den frohern oder traurigern zählen ſollen. Jedes Jahr hat in dieſem Betracht für jeden Menſchen ſein Eigenthümliches; jedes zeichnet ſich immer durch bemerkenswerthe Veränderungen von allen aus, die wir bereits durchlebt haben. Nur einige Beyſpiele aus der langen Reihe dieſer beſondern Erfahrungen. Vielleicht war das Jahr, auf welches wir itzt zurückſehen, bey der Eingeſchränktheit des allgemeinen Segens für einen großen Theil voll drückender Sorgen, und für manchen dennoch ſegensreich. Vielleicht genoſſen wir überhaupt einer vorzüglichen Geſundheit: aber Einige von uns mußten die härteſten Leiden des Krankenlagers erfahren. Dieſer erlebte einen wichtigen Glücksvorfall, ſah ſich unverhofft von einem Uebel befreyt, das ihm unabhelflich ſchien; jener erfuhr einen harten unerwarteten Unfall.

Der beklagt noch mit Thränen die Stunde, in welcher ihm der Tod ein Kind, einen Angehörigen, einen treuen Freund entriß; dieſer freuet ſich der glücklichen Geneſung des oder derjenigen, die er ſchon verlohren gab. Hier ſank das Glück einer Familie, dort ward das einer andern emporgehoben. Dieſer Unverſorgte fand Unterſtützung, an die er nicht dachte; jener Beglückte verlohr die Stütze ſeines Wohlergehns. Dort wurden Zähren durch Schmerz und Wehmuth erpreßt; hier durch neu aufblühende Freuden getrocknet. Was iſt von dieſen ungleichen Schickſalen, (ſo frage ſich Jeder,) mein Antheil? —

Um dieſe Betrachtung vorzüglich lehrreich und nützlich zu machen, muß man dem Urſprunge dieſer Begegniſſe, ihren Abſichten, (ſo weit ſich dieſe errathen laſſen,) und den Folgen, die ſie für uns und Andere gehabt haben, nachforſchen. Hier entdecken wir bald unſre eigne Fehlerhaftigkeit, bald redende, fühlbare Beweiſe der gütigen, weiſen Fürſorge Gottes. Der ganze Gang, den unſre Verhängniſſe nahmen, die Verbindung und Abwechſelung von Freuden und Leiden, ihr ſo gut nach unſern Kräften und Bedürfniſſen abgemeſſenes Verhältniß, — alles zeigt uns die Vaterhand, die uns liebreich führte. Welche Ermunterung zum innigen Dankgefühl gegen Gott, zur Zufriedenheit, zur weiſern Führung des Lebens, und zur ruhigen Erwartung der noch unenthüllten Zukunft!

Zweyter Theil.

Aber auch unſer Verhalten verdient ein Hauptgegenſtand des Nachdenkens zu ſeyn, wenn wir ein Jahr geendigt haben. Zwar müſſen wir auf daſſelbe eigentlich immer ein forſchendes Auge richten, und ſo auch öfter eine ausführlichere Unterſuchung darüber anſtellen. Indeß kann dies nie zweckmäſſiger ſeyn, als am heutigen Tage.

Nichts kann uns wichtiger ſeyn, als eine genaue Kenntniß unſrer ſelbſt, unſrer Grundſätze, Geſinnungen und Handlungsweiſe. Was wir hierin mit Andern gemein haben, und was uns beſonders eigen iſt; was in unſerm Verhalten Billigung und was Tadel verdient; welche Tugenden wir beſitzen

zen und welche uns mangeln; welche Fehler bey uns mehr oder weniger herrſchend ſind; — dies zu erfahren, können wir uns nicht ernſtlich genug bemühen. Es iſt das erſte Erforderniß zur Weisheit des Lebens. Und vornehmlich dient hierzu alsdann, wenn ein längerer Zeitraum verfloſſen iſt, eine getreue Vergleichung deſſen, was wir itzt ſind, mit dem, was wir vormals waren, und eine unpartheyiſche Berechnung der Verbeſſerungen oder Verſchlimmerungen, welche mit unſerm Herzen und Wandel vorgegangen ſind.

Wäre unſer Gedächtniß treu genug, uns jede einzelne Handlung mit ihren Veranlaſſungen und mit dem Zwecke, den wir dabey hatten, wieder vor Augen zu bringen: ſo würde ſich aus der geſamten Anzahl derſelben jene wichtige Berechnung leicht machen laſſen. Allein, da das unmöglich iſt: ſo bleibt uns nur das einzige Mittel übrig, daß wir von unſern gewöhnlichern oder mehr ſich auszeichnenden Handlungen, die leichter erinnerlich ſind, auf unſre Denkart ſchließen. Und um uns das Andenken an dieſe zu erleichtern, iſt es ein ſehr nützlicher Behelf, daß wir uns gewiſſe allgemeine Fragen vorlegen, und nach denen den verfloſſenen Theil unſers Lebens oder ein zurückgelegtes Jahr mit aller Aufrichtigkeit durchgehen. Wie habe ich meine Zeit angewandt? Wie inſonderheit meine geſchäftfreyen Stunden? Worin ſuchte ich mein vornehmſtes Vergnügen? Wie verhielt ich mich bey beſondern Glücksvorfällen und in frohen Augenblicken? Wie bey befürchteten oder gegenwärtigen Uebeln? Wie in den verſchiedenen Verhältniſſen und Verbindungen, worin ich ſtehe: in dem mir aufgetragenen Berufe, in meinem häuslichen Leben, als Gatte, Vater, Freund und Mitbürger? Was für Gelegenheiten hatte ich, Gutes zu thun; und wie benutzte ich ſie? Zu welchen Vergehungen ward ich am meiſten gereizt; und wie betrug ich mich alsdann? Welchen Werth und Einfluß hatte die Religion bey mir? Und wie verhält ſich nun mein Betragen im letztern Jahre gegen die vorigen? Was für Abänderungen haben meine Neigungen, Meynungen und Gewohnheiten erfahren? In welcher äußern Lage befinde ich mich itzt gegen die, worin ich ehmals lebte? Was iſt von dieſer Gutes oder Böſes verurſacht worden? — Sol-

che Fragen, (und ſie laſſen ſich noch mehr erweitern,) aufrichtig und ausführlich beantwortet, führen uns zur richtigen Selbſtkenntniß.

Der Nutzen dieſer Selbſtprüfung am Ende eines Jahrs, iſt einleuchtend und groß. Sie erfüllt den, der ſich überhaupt ein gutes Zeugniß geben darf, mit gerechter Freude, mit Dank zu Gott, und mit neuem Eifer, im Guten fortzufahren. Sie wird dem Fehlenden ein Antrieb, das neue Jahr ſeines Lebens mit beſſern Entſchließungen anzufangen.

Am Sonntage nach dem neuen Jahre.

Text. Matth. 2, 13—23.

Einleitung.

Die Lebensgeſchichte Jeſu iſt voll von Widerwärtigkeiten und Gefahren, aber auch von Beweiſen einer beſondern Fürſorge Gottes. Unſer Text erzählt die erſte Lebensgefahr, womit ihn gleich nach ſeiner Geburt des Königs Herodes Argwohn und Grauſamkeit bedrohte, und ſeine glückliche Rettung.

So viel Eignes indeß die Schickſale Jeſu in dieſem Betracht haben: ſo wahr iſt es doch auch, daß das Leben und Glück des Menſchen überhaupt vom Anfange bis ans Ende unzähligen Gefahren ausgeſetzt iſt. Die Erhaltung deſſelben durch eine oft ſo lange Reihe von Jahren iſt immer, beſonders in manchen Fällen, bewundernswürdig. Dieſe Einrichtung des menſchlichen Lebens könnte freylich leicht als fehlerhaft angeſehen werden. Wenigſtens iſt ſie häufig genug eine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit und zu Klagen. Allein, wenn wir mit unbefangener Vernunft der Sache nachdenken: ſo finden wir auch hier die augenſcheinlichſten Beweiſe der höchſten Weisheit und Güte.

Vortrag.

Die Weisheit Gottes bey der Zulaſſung der vielfachen Gefahren für das menſchliche Glück und Leben.

Ungeach-

Ungeachtet wir nicht im Stande ſind, die beſondern Abſichten der göttlichen Weisheit bey dieſer Zulaſſung in jedem einzelnen Falle zu errathen: ſo wird es doch ſchon hinreichend und leicht ſeyn, uns von folgenden allgemeinen Wahrheiten zu überzeugen.

I. Es iſt der Natur der Welt und auch unſerer eignen Unvollkommenheit nach nothwendig, daß unſer Leben und Glück manchen Gefahren ausgeſetzt ſeyn muß.

II. Dieſe Gefahren haben viele wichtige, oft unerkannte Vortheile.

Erſter Theil.

Um über die häufigen Gefahren, die das menſchliche Glück und Leben bedrohen, richtig zu urtheilen, muß man zuvörderſt — ſo wie bey allen Uebeln — ihre Quelle aufſuchen. Es muß ausgemacht werden, ob ſie insgeſamt aus einerley Urſachen herrühren, ob ſie alle als ſchlechterdings unvermeidlich angeſehen werden können, oder ob wir nicht ſelbſt ihre Menge und Größe vielfältig durch eigene Schuld vermehren. Iſt das Letzte: ſo ſehen wir uns genöthigt, ſehr oft da, wo wir uns gern über die Anordnungen Gottes beklagen mögten, nur mit uns ſelbſt unzufrieden zu ſeyn.

Zwar ein großer Theil der Gefahren, die uns umgeben, iſt unleugbar eine Folge von der Einrichtung, die Gott der Welt, unſrer Natur und den Dingen dieſes Lebens gab; oder auch eine Folge von dem geſellſchaftlichen Leben der Menſchen. Da unſer Körper bey ſeinem bewundernswürdigen Bau doch gleichwohl auch, wie jedes zuſammengeſetzte Kunſtwerk, ſehr zerſtörbar und hinfällig iſt: ſo konnte es nicht fehlen, daß er nicht häufigen Verletzungen, öftern Krankheiten oder auch einem frühern Tode ausgeſetzt ſeyn ſollte. Tauſend äußere Urſachen mußten bey ſeiner Schwäche jenes Heer von Krankheiten hervorbringen, dem der Menſch mit aller Klugheit nicht ſicher auszuweichen hoffen darf. — Alles Sichtbare iſt ſeiner Natur nach veränderlich. Es entſteht und vergeht wieder, bald früher, bald ſpäter. Wie könnte alſo der Menſch ſeiner äußern Güter jemals ſicher ſeyn?

Dieſelben Naturkräfte, die hier hervorbringen, zerſtöhren dort. Wer kann ihnen anders, als ihr Schöpfer, gebieten, daß ſie Segen oder Schaden bringen? — In der menſchlichen Geſellſchaft, wie ſie nun einmal iſt, hängt es nicht ganz von uns ab, allen Unannehmlichkeiten zu entgehen. Bald werden wir durch Beruf und Pflicht genöthigt, uns den größten Gefahren zu unterziehen; bald werden von Uebelgeſinnten Anſchläge auf uns gemacht, die wir vielleicht weder erfahren, noch verhüten können. — Kurz, was ein Apoſtel in ſeiner bedrängten Lage, freylich im beſondern Verſtande, von ſich ſagte, (1 Cor. 15, 30.): Wir ſtehen alle Stunden in Gefahr, das kann jeder Menſch auch überhaupt und ohne Uebertreibung von ſich ſagen.

Allein dieſe Beſchaffenheit der Welt iſt ſo wenig tadelnswürdig, daß ſie ſich vielmehr gar nicht anders denken läßt. Wenn wir auch gleich einräumen, daß Gott, vermöge ſeiner Macht, unſerm Glücke hienieden mehr Dauerhaftigkeit und Sicherheit hätte geben können: ſo geſtattete das doch ſeine Weisheit und die Abſicht unſers itzigen Lebens nicht. Das letztere iſt nur erſt Anfang unſers Daſeyns, die unterſte Stufe der Glückſeligkeit, auf der wir erſt ſtehen mußten, um uns zu einer höhern zu erheben. Hier wurden uns alſo vorerſt nur ſolche Güter verliehen, die uns noch nicht ganz befriedigen konnten, die wir mit beſſern verwechſeln ſollten. Die Mängel des irdiſchen Glücks können uns daher nicht befremden, wenn wir nur unſere eigentliche Beſtimmung und die Wahrheit vor Augen haben: Es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſeyn werden.

Aber ein beträchtlicher Theil der Uebel, die uns in Furcht und Sorgen ſetzen, iſt auch bloße Folge unſrer eignen Fehlerhaftigkeit. — Hierüber dürfen wir uns noch weniger beſchweren. Oder können wir verlangen, daß Gott die Wirkungen unſrer Fehler wider den Lauf der Natur hindern ſoll? Sollen Mäßigkeit und Ausſchweifungen, Fleiß und Müſſiggang, Ordnungsliebe und Unordnungen, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laſter einerley Folgen haben? Können wir uns über die Unſicherheit des Glücks beklagen, wenn wir von der Ordnung abweichen, in der wir es allein beſitzen

und

und genieſſen ſollen? Haben wir ein Recht, ein beſſeres Schickſal zu erwarten, als das, was wir uns durch unſer Thun und Laſſen bereiten? — Da wir vernünftige Geſchöpfe ſind: ſo mußten wir auch frey handeln, Gutes und Böſes, Glück und Unglück wählen können. Genug, wenn uns geſagt ward, was gut iſt. Uns wider alle ſelbſt verſchuldete Uebel zu ſchützen, war wider des Schöpfers Weisheit, und ſogar wider ſeine Güte. Erfahrungen mußten dem mangelhaften Verſtande zu Hülfe kommen; mußten unſre Einſichten und Geſinnungen verbeſſern. Empfundene Uebel mußten ein Gegengift wider den Reiz der Sinnlichkeit, ein Verwahrungsmittel gegen künftige, größere Uebel werden. — Und wie oft werden wir nicht gleichwohl durch eine glückliche Verbindung von Umſtänden vor Uebeln geſchützt, die wir in Hinſicht auf unſer Verhalten mit Recht fürchteten? Wer muß nicht bey aufrichtiger Betrachtung ſeiner ſelbſt bekennen: Gottes Güte iſt es, daß ich noch lebe, und nicht unglücklich bin?

Zweyter Theil.

Alle Anordnungen Gottes haben unſer Beſtes zur Abſicht. So alle Leiden, ſo auch die Gefahren, die er uns mit oder ohne unſre Schuld begegnen läßt.

Zuerſt ſind dieſe nun ein wichtiges Hülfsmittel, das Gute im Leben mehr ſchätzen zu lernen. Durch ihre Unſicherheit werden alle Güter dem Menſchen wichtiger: ſo wie ſie im Gegentheil faſt allen ihren Werth in ſeinen Augen verliehren würden, wenn er ihrer ungezweifelt gewiß wäre. Man denke ſich hier den Beſitz des Lebens, der Geſundheit, der Kinder und Angehörigen, des Eigenthums. Wie viel lebhafter fühlen wir den Werth dieſer Dinge, wenn wir uns vorſtellen, daß ſie uns leicht entriſſen werden könnten; oder wenn wir wirklich einmal in eine Lage gerathen, wo wir ihren Verluſt beſorgen müſſen! Weiſe und gütig machte Gott die Einrichtung der Welt und ihrer Güter nach der Beſchaffenheit unſers Herzens.

Die Unſicherheit unſers Glücks und die Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit und Erfahrung ſo mancher Uebel ſind ferner das wirkſamſte Mittel, uns an unſre Abhängigkeit von

Gott zu erinnern. Sinnlichkeit und Eigenliebe laſſen uns nur zu leicht den unſichtbaren Regierer unſers Lebens vergeſſen. Selbſt das beſte Herz iſt vor dieſem Fehler nicht geſichert; und bey dem größern Theile würde ohne wirkliche oder befürchtete Uebel vielleicht kaum noch ein Gedanke an Gott Statt finden. Aber Trübſal und Gefahren nöthigen den Leichtſinnigen zur Anerkennung der höhern Macht, unter welcher ſeine Schickſale ſtehen. Sie machen das Herz empfänglicher für die Geſinnungen der Demuth, Ergebenheit, des Vertrauens und der Dankbarkeit gegen Gott; machen es fühlbarer gegen den Troſt der Religion uud des Gebets, (Eſ. 26, 16. Pſ. 138, 7.) und erhöhen nach erlangter Hülfe die Freude über Gottes Güte. Nie hätte David mit ſo vieler Empfindung in ſeinen Pſalmen Gott gedankt, wenn er weniger Gefahren zu überwinden gehabt hätte. Und fühlteſt du, Chriſt, dich nicht auch alsdann am ſtärkſten zur Erkenntlichkeit und Freude aufgeweckt, wenn Gott dich aus einer hoffnungsloſen Krankheit, aus einer bedenklichen, traurigen Lage gerettet, und ängſtliche Befürchtungen in neues Glück verwandelt hatte?

Gefahren erwecken auf eine vorzügliche Art das Nachdenken, ſchärfen den Verſtand, befördern Vorſichtigkeit und Klugheit. Jeder kann an ſich ſelbſt abnehmen, wie viel er auf dieſem Wege an Einſichten, an Welt- und Menſchenkenntniß, au Behutſamkeit gewonnen hat. — Man ſieht oft Menſchen, die ſonſt träge im Ueberlegen ſind, in bedenklichen Umſtänden ſchnelle, glückliche Entſchlieſſungen faſſen, und Unbedachtſame durch mehrere Verlegenheiten vorſichtig werden.

Gefahren befördern auch hauptſächlich unſre nützliche Thätigkeit. Sie nöthigen uns zu den ſo wichtigen Geſchäften, die die Erhaltung unſers und des Wohlergehens Andrer erfordert. — Sie geben uns Gelegenheit zu den edelſten Handlungen der Menſchenliebe. Nirgend können Menſchen mehr zur Theilnehmung und zum wechſelſeitigen Beyſtande aufgefodert werden, als wenn ſie einander in Umſtänden ſehen, wo ſchleunige Hülfe und Rettung nöthig

iſt. — Von dieſer Seite hat die Welt die ſchäzbarſten Thaten aufzuweiſen. —

Wir haben alſo alle Urſache hier, ſo wie überhaupt mit der Einrichtung unſers Lebens zufrieden zu ſeyn, und finden, daß Gott weiſe und gütig iſt. Und unter ſeinem Schuze haben wir auch kein wahres Unglück zu fürchten, wenn wir gut und weiſe handeln.

Am Feſte der Erſcheinung.

Text. Matth. 2, 1—12.

Einleitung.

In dieſer Erzählung vereinigen ſich manche ſonderbare Umſtände. Der Erlöſer der Welt wird gleich nach ſeiner Geburt einem fremden Volke, wiewohl nur als eine außerordentliche Perſon, ohne nähere Beſtimmung ſeines hohen Berufs, bekant gemacht, ohne daß ihn ſein eignes Vaterland noch kennt. Angeſehene Gelehrte aus jenem Volke müſſen eine weite Reiſe nach Judäa unternehmen, und von ſeiner Ankunft in die Welt zu Jeruſalem die erſte Nachricht verbreiten; eine Nachricht, die allgemeines Staunen erregt. Eine ungewöhnliche Erſcheinung am Himmel, die ſie ſich als einen Wink von Gott erklären, muß ſie gerade an den Ort führen, wo ſie den Neugebohrnen finden und ihm mit Freuden ihre Verehrung bezeigen. — Was für eine wundervolle, unerklärliche Geſchichte! Indeß würde ſie uns gewiß ſo unerklärbar nicht ſeyn, wenn es uns nicht theils durch die Kürze der Erzählung, theils durch die zu große Entferntheit von jenen Zeiten unmöglich gemacht würde, ihren ganzen Zuſammenhang zu erforſchen.

Eine der nützlichſten Anwendungen, die wir von dieſer Begebenheit machen können, iſt, daß wir uns durch ſie an die vielen unverhofften Veränderungen erinnern, die ſich in der Welt überhaupt, und in dem Leben eines Jedweden beſonders zutragen. Wir erleben eine Menge wichtiger und geringerer Vorfälle, frohe und traurige Begegniſſe, die wir uns vorher nicht ſo gedacht haben, wie ſie nun wirklich ſind; die wir vorher wohl zum Theil für unmöglich gehalten hätten; die uns ſelbſt itzt noch räthſelhaft vorkommen. Aber die Klugheit des Lebens erfodert, daß wir uns mit allem dem, was

was uns irgend begegnen möchte, ſo viel wir irgend können, voraus bekannt machen, und es zu verhüten ſuchen, daß uns kein Schickſal treffe, auf welches wir nicht vorbereitet wären. Dies ſey der Zweck und Inhalt unſrer gegenwärtigen Betrachtung.

Vortrag.

Ueber die unerwarteten Vorfälle im menſchlichen Leben.

I. Urſachen, woher ſie rühren.

II. Gebrauch, der ſich von dieſen Erfahrungen machen läßt.

Erſter Theil.

Zur Beantwortung der Frage: woher dem Menſchen in ſeinem Leben ſo viel Unerwartetes begegnet, möchte es vielleicht ſchon hinreichend ſcheinen, bloß die Eingeſchränktheit ſeines Verſtandes und beſonders ſeines Vorherſehungsvermögens anzuführen. Und freylich iſt es wahr, daß hierin eine Haupturſache, auch in vielen Fällen eine hinreichende Entſchuldigung liegt. Der Menſch überſieht einen viel zu kleinen Theil von den Veränderungen in der Welt und ſelbſt von denen, die ihn näher angehen, er kennt die Verbindung der Dinge unter einander viel zu wenig, als daß er auch nur alle ihre nächſten, geſchweige denn die entferntern Wirkungen mit Sicherheit vorausbeſtimmen könnte. Die Mannigfaltigkeit deſſen, was um ihn in der Nähe und Ferne bisher vorgegangen iſt, und täglich auf andere Art vorgeht, iſt für ſein Auge zu groß, als daß er daraus völlig zuverläſſige Regeln zur Beurtheilung des Künftigen ableiten könnte. Er wagt es, den Gang der Naturveränderungen vorherzuſagen, und ſeine Vermuthungen fehlen mehr, als ſie zutreffen. Er berechnet aus den itzigen Zeitumſtänden künftigen Segen und Mißwachs, glückliche und traurige Zeiten: aber ihm entgehen dabey Umſtände, die ſeine ganze Rechnung vereiteln. Er ſchließt von gehabten Erfahrungen auf die, welche er haben wird, und ein veränderter Zuſammenhang von nicht bemerkten, vielleicht geringſcheinenden, oder auch von

ſolchen Urſachen, die itzt noch außer ſeinem Geſichtskreiſe liegen, läßt ihn das Gegentheil erfahren. Er urtheilt aus dem, was Menſchen thaten, oder aus der vermeynten Kenntniß von ihnen, was ſie thun werden; aber er findet, daß er ſich in ihnen geirrt hat. Er, der mit ſich ſelbſt, mit dem Innern ſeines Körpers und mit den Eindrücken, die ſeine Seele erleiden kann, größtentheils unbekant bleibt, kann weder für ſein Leben, noch für ſeine Geſundheit, noch für manche ſeiner Ueberzeugungen, noch für die Unverletzbarkeit ſeiner Tugend auf einen Tag ſicher ſtehen. Und der geringern Vorfälle giebt es unzählige, die ihm anders begegnen, als er ſie ſich vorher gedacht haben konnte. Man darf, um das lebhaft zu fühlen, nur die Geſchichte eines einzigen zu Ende gebrachten Tages durchgehen, und ſich befragen, ob man wohl die Abänderungen in den Geſchäften, die man erfahren, den Umgang, den man gehabt, die Geſpräche, die man geführt oder gehört, die Unannehmlichkeiten, die man empfunden, die Vergnügungen, die man genoſſen hat, ſo in der Art alle hätte vorausſehen können. Wahr iſt es alſo, der Menſch kann größtentheils nicht wiſſen, was morgen, ſelbſt was heute noch ſeyn wird. Eine Anordnung Gottes, (obgleich eine natürliche Folge unſrer Schwäche,) die für unſre Ruhe und Glückſeligkeit hienieden höchſt nöthig war.

Aber aus dieſer unſrer Eingeſchränktheit folgt doch weiter nichts, als daß alle unſre Vorherbeſtimmungen unſicher ſind, und daß wir viele Veränderungen unſers Lebens nicht voraus wiſſen können; mögen dieſe auch immerhin den größten Theil ausmachen. So weit geht inzwiſchen unſer Unvermögen nicht, daß wir nicht manche Begegniſſe wenigſtens mit Wahrſcheinlichkeit, und zwar oft auf eine lange Zeit, vorausſehen; daß wir nicht gewiſſe Vorfälle mit Vernunft vermuthen, oder uns unter den und jenen Umſtänden ihre Möglichkeit denken könnten. Nicht umſonſt iſt es, auf das Gegenwärtige aufzumerken, nach richtiger Kenntniß der Natur, der Welt und der Menſchen zu ſtreben, und Erfahrungen zu ſammeln. Dies macht uns fähig, wenn gleich nicht mit untrüglichem, doch mit hellerm Blicke in die Folgezeit

zu ſehen, und bald Glück, bald Leiden, die uns bevorſtehen, früher zu entdecken.

Sehr oft liegt es nur an dem Mangel dieſer Aufmerkſamkeit, daß die wichtigſten Vorfälle dem Menſchen unerwartet kommen, die entweder gar nicht eingetreten ſeyn würden, wenn er früher daran gedacht hätte, oder denen er wenigſtens alsdann mit mehr Faſſung hätte entgegen gehen können. Es könnte Jenen, der eine wüſte Lebensart führte, wohl nicht befremden, ſeine Geſundheit zu Grunde gerichtet, ſeinen Vermögensumſtand zerrüttet und ſich verarmt zu ſehen, wenn er ſich nur an die gewöhnlichen Folgen eines unordentlichen Lebens und an ähnliche Beyſpiele früh genug erinnert hätte. O, vielleicht wäre er dadurch in Zeiten gewarnt worden und dem Elende entgangen! Dieſer Unvorſichtige kann es nicht begreifen, wie ihn ſo Viele anfeinden und kränken können. Aber ſollte er ſich das nicht aus ſeinem Benehmen, wenn er auf ſich achtete und Andere kennte, voraus zu erklären gewußt haben? Der iſt vor Erſtaunen und Schmerz außer ſich über einen unvermutheten Todesfall. O! weit beſſer würde er ſich zu finden wiſſen, wenn er die Jahre des Verſtorbenen oder ſeine Schwächlichkeit, oder auch, wenn er nur zuweilen bedacht hätte, daß es ein ſterblicher Menſch war. —

Oftmals hindern auch Leidenſchaften den Verſtand an der Vorausſicht des Künftigen, die in manchen Umſtänden ſonſt wohl leicht genug wäre. Der, den drückende Uebel ſchwermüthig gemacht haben, gewöhnt ſich leicht, nichts als Unglück vor ſich zu ſehen. Man mache ihm die gegründetſten Hoffnungen zur Verbeſſerung ſeiner Umſtände: und er verwirft ſie, um nur ſeinem Mismuth nachhängen zu können, bis ihn eine beſſere Erfahrung beſchämt. Noch öfter aber verſchließt der Leichtſinnige ſein Auge gefliſſentlich vor dem nahen Elende, das er ſich bereitet. Um die gefährlichen Freuden des itzigen Augenblicks nicht zu ſtören, wagt er ſein ganzes Glück. — Ueberhaupt begehen Menſchen gern den Fehler, daß ſie ihre bevorſtehenden Schickſale nicht nach Gründen, ſondern nach ihren Lieblingswünſchen und Neigungen oder nach der jedesmaligen Stimmung ihres Herzens berechnen. Der Frohe erblickt nur Freuden vor ſich; der

Trau-

Traurige nur Urſachen zu Bekümmerniſſen. Daher denn ſo manche Täuſchung ſeiner ſelbſt, und nachher der Ausruf: das hätte ich nie erwartet! Möchten wir doch bey jedem Blick auf künftige Zeiten und Veränderungen nicht ſo ſehr auf die Eingebungen des Herzens hören, und weder zu leichtgläubig, noch zu ängſtlich ſeyn!

Zweyter Theil.

Die Erfahrung, daß ſich im menſchlichen Leben, aller angeſtrengten Aufmerkſamkeit ungeachtet, viel Unerwartetes zuträgt, iſt zunächſt für uns eine heilſame Demüthigung. Keiner darf es ſich nun anmaaßen, die Rathſchlüſſe der Regierung Gottes ergründen zu wollen, oder die Wege anzugeben, die die höchſte Weisheit wählen wird. Auch über ihre gegenwärtigen Fügungen und Zulaſſungen dürfen wir nur mit dem Bewußtſeyn, daß wir irren können, urtheilen, weil es uns unmöglich iſt, alle ihre entfernten Folgen zu überſchauen. Am wenigſten dürfen wir es wagen, Verhängniſſe, deren Abſichten und Ausgang wir nicht wiſſen, zu tadeln, ſo hart ſie immer ſcheinen mögen. Joſephs Schickſale, Hiobs Beglückung, und ſo viele Beyſpiele, die wir näher haben, beweiſen, daß ſich auch die anſcheinende Härte der Vorſehung endlich als weiſe Wohlmeynung rechtfertigt. Gott ehrfurchtvoll alle unſre Schickſale überlaſſen, mit allen ſeinen Führungen zufrieden ſeyn, ihm vertrauen und uns unter ſeiner Aufſicht nicht fürchten, wenn wir auch in Dunkelheit wandeln, (Pſ. 23, 4.), ſey unveränderlich unſer Sinn.

Die Menge der unerwarteten Vorfälle in der Welt macht zwar unſer Glück hienieden unſicher: aber ſie hat dagegen auch für den Unglücklichen viel Tröſtendes und erweitert ſeine Hoffnungen. Freylich iſt es nun ſo viel nöthiger und vernünftiger, ſich in guten Tagen mit Mäßigung zu freuen, (1 Cor. 7, 30.), doch auch eben ſo vernünftig in hoffnungslos ſcheinenden Lagen, nun mehr Muth und Geſeztheit zu beweiſen. Der Leidende ſoll ſich keine beſtimmte beſſere Ausſichten erträumen, aber ſich überhaupt mit dem Gedanken aufrichten, daß die Folgezeit viel ändern kann. Von offenbar unabhelflichen Uebeln ſoll er keine andere Erledigung als

den Tod erwarten: aber hoffen, daß ſie ihm bis dahin auch noch wohl durch unvorhergeſehene lindernde Umſtände erträglicher werden können. — Weiſe iſt's, im Glücke an mögliche künftige Uebel, und in Uebeln an ein künftiges beſſeres Geſchick denken, ohne von beyden itzt ſchon eine nähere Kenntniß zu haben. Laßt uns dieſe Regel eines erfahrnen Sittenlehrers (Sir. 11, 26.) befolgen.

Unerwartetes Glück und Leiden machen beyde, wenn ſie irgend beträchtlich ſind, auf das Herz einen beſondern lebhaften Eindruck. Sehr nöthig iſt es, dieſen ſo weit zu ſchwächen, daß er unſrer Ruhe und Tugend nicht nachtheilig werde. Damit Leiden uns nicht muthlos machen, laßt uns das Herz auf alles, was uns widerfahren kann, nach Möglichkeit vorbereiten, und Troſtgründe in guten Tagen ſammeln. Und, daß wir nicht durch unverhofftes Glück ſtolz, übermüthig, gottesvergeſſen, eitel, hartherzig gegen Andere und kalt gegen unſre beſſern Hoffnungen werden, laßt uns ernſtlich bedenken, daß alles Erdenglück wandelbar und vergänglich iſt.

Am erſten Sonntage nach dem Feſte der Erſcheinung.

Text. Luc. 2, 41 — 52.

Einleitung.

Die Aeltern Jeſu, welche ſchon bey ſeiner Geburt von ſeiner hohen Beſtimmung unterrichtet worden waren, bemühten ſich, ihn auf das ſorgfältigſte zu erziehen. Dies erhellet ſelbſt aus dem Wenigen, was uns die Bibel aus ſeiner Jugendgeſchichte erzählt. Da ſie beyderſeits eine vorzügliche Rechtſchaffenheit beſaßen: ſo mußte ſchon ihr Beyſpiel einen großen Einfluß auf die Bildung ſeines Herzens haben. Ueberdies unterließen ſie auch gewiß nicht, ihn durch guten Unterricht, ſo weit es erforderlich und ihnen möglich war, zu ſeinem großen Berufe vorzubereiten. Ihre Hauptſorge war, in ihm den Sinn der Frömmigkeit frühzeitig zu erwecken und zu befeſtigen, weswegen ſie ihn bereits in frühern Jahren an den feyer-

feyerlichen Gottesdienſten zu Jeruſalem mit ſich Theil nehmen lieſ-ſen. Und was ihnen die Einflößung dieſer und überhaupt aller guter Geſinnungen erleichterte, war ſeine Folgſamkeit gegen ſie, eine kindliche Tugend, die der Evangeliſt als einen beſondern Vorzug an ihm rühmt („er war ihnen unterthan“) und die einestheils wohl ſeinem natürlich guten, zärtlichen Herzen zuzuſchreiben, wahrſcheinlich aber auch die Wirkung einer vernünftigen Anleitung war. Seine Aeltern lehrten ihn, und machten es ihm zugleich angenehm, ihnen zu gehorchen.

Und hierin ſind ſie denn noch immer ein würdiges Muſter für alle Väter und Mütter.

Vortrag.

Vernünftige Gewöhnung zum Gehorſam iſt die erſte nöthige Sorge in der Erziehung.

I. Wie viel darauf beruht, daß Kinder willig gehorchen lernen.

II. Wie ſich dieſe Abſicht bey ihnen am ſicherſten erreichen läßt.

Erſter Theil.

Aeltern und Erzieher können keine wichtigere Sorge haben, als ihre Kinder und Zöglinge dahin zu vermögen, daß ſie ihnen in allen Stücken willig gehorchen. Es muß ihre erſte und hauptſächlichſte Bemühung ſeyn, bey dieſen den Hang zur Widerſetzlichkeit zu verhüten, oder, wenn er bereits angenommen ſeyn ſollte, zu unterdrücken. Ihre Worte, ihre Befehle und Verbote müſſen ſo geltend gemacht werden, daß ſie ſicher auf deren Befolgung rechnen können, und zwar ohne Drohungen und Zwangmittel nöthig zu haben, ſelbſt wo die Unterlaſſung des Verſagten, oder die Erfüllung des Befohlnen Ueberwindung koſtet, und wo das Gegentheil ungeſtraft geſchehen könnte. Gehorſam gegen ſeine Gebieter muß dem Kinde ein innerer Trieb und eine ſo glückliche Fertigkeit werden, daß es durch nichts bewogen wird, ihn zu verletzen.

Die wichtigen Vortheile, welche mit dieſem der Jugend eigen gewordenen Sinne verknüpft ſind, liegen ſo nahe, daß man ſich wundern muß, wie ſie ſo oft überſehen werden kön-

nen, und wie es möglich iſt, dies Haupterforderniß der Kinderzucht aus den Augen zu ſetzen.

Denn einmal: ſo wird dadurch nicht nur die ganze Erziehung erleichtert, ſondern ſie kann auch außerdem ſchlechterdings nicht anders als fruchtlos und fehlerhaft ſeyn. Kinder gut erziehen, aber ihnen dabey Freyheit laſſen, nach eigenem Willen zu handeln, iſt ein offenbarer Widerſpruch. Wird denn etwa ihr eigener Wille nie mit dem Willen ihrer Erzieher in Streit gerathen? Wird er es nicht gerade da am erſten, wo Folgeleiſtung am nöthigſten wäre? Was werden Lehren fruchten, wo kein Glaube an die Worte des, der ſie vorträgt, zum Grunde liegt? Wie iſt von der Jugend Fleiß und mühſame Anſtrengung zu erwarten, wenn es ihr überlaſſen wird, ſich zu beſchäftigen, oder nichts zu thun? Wird ſie Unarten und Fehler ablegen, wenn Erinnerungen bey ihr ohne Gewicht ſind? Werden ihr da nicht eben ſo auch alle beſſern Sitten, alle Pflichten umſonſt empfohlen werden? Wird nicht alle an ſie gewandte Mühe ihres ganzen Zwecks verfehlen? Man ſehe Menſchen, die einſt ungehorſame Kinder waren, und überzeuge ſich. — Aber laßt Folgſamkeit die erſte Eigenſchaft eines Kindes ſeyn, (wie ſie allerdings ſeyn kann und muß,) und nun iſt ſeine ganze Bildung leicht und ſicher. Wie achtſam wird es auf alle eure Worte horchen; wie gern jede Belehrung als unzweifelhaft gut annehmen! Wie groß wird ſein Trieb ſeyn, nicht nur euern Ermahnungen zum Fleiße nachzukommen, ſondern auch ſchon durch freywilligen Fleiß ſich euch gefällig zu machen? Ihm kann nichts ſchätzbarer ſeyn, als eure Liebe, euer Beyfall. Es habe Unarten, (die auch das beſte Kind leicht annimmt,) aber eine einmalige Vorſtellung reicht vielleicht ſchon zu, ſie ihm abzugewöhnen. Wenigſtens können ſie von ihm nur aus Vergeßlichkeit, nie aber abſichtlich wiederbegangen werden. Lehrt es alle Tugenden und übt es darin; euer Unterricht wie alle Uebungen werden erwünſchte Früchte bringen. Keine Pflicht iſt ſo ſchwer, die ihm nicht mit der Zeit leicht würde. Auch euer gutes Beyſpiel wird nun erwünſchte Wirkungen haben und eben ſo gewiß mit Glück nachgeahmt werden, als eure Worte und Vorſchriften in Anſehen ſtehen. —

So

So ungleich ſind die Folgen des Gehorſams und Ungehorſams in der Erziehung. Sir. 30, 2—11.

Folgſame Kinder haben, iſt überdies auch ein vorzügliches und in mancher Abſicht ſchäzbares Glück für Aeltern und für Alle, die ſich mit der Jugend beſchäftigen müſſen. Wer findet es nicht widrig und unnatürlich, wenn Väter und Mütter mit ihren oft noch kleinen Söhnen und Töchtern in immerwährendem Streit leben, oder wenn Hauslehrer oder Lehrer in öffentlichen Erziehungsanſtalten von ihren Untergebenen verachtet werden und dieſe ſich unterſtehen, ihnen unehrerbietig, widerſpenſtig und trozig zu begegnen? Wie traurig, wenn Aeltern und Lehrer befehlen, und das Befohlne unterbleibt; verbieten, und das Verbotene dennoch, ja nun wohl gar noch eher geſchieht! Wie anſtößig, wenn immer Drohungen und körperliche Strafen zu Hülfe genommen werden müſſen, und die Ruhe und Ordnung gleichwohl nicht länger erhalten werden kann, als höchſtens nur, ſo lange der Aufſeher zugegen iſt! Wie ärgerlich, wenn die Jugend darauf ausgeht, ihre Erzeuger und erſten Wohlthäter zu betrügen, wo ſie etwa noch zu furchtſam iſt, ihnen ins Angeſicht zu widerſtreben! Alles das läßt für die Zukunft das Aergſte fürchten. — Glücklich mögen ſich dagegen die Aeltern und Führer gut gewöhnter Kinder ſchäzen. Sie finden im Umgange mit dieſen izt ſchon Freude und entgehen einem großen Theile der Laſt und allen den bittern Verdrießlichkeiten, die oft irrig als unvermeidlich bey dem Erziehungsgeſchäfte angeſehen werden. Bey ihnen herrſcht eine gewünſchte friedſame Stille. Sie bedürfen der Strenge nicht mehr, da ihre Worte zureichen. Auch in ihrer Abweſenheit wirkt ihr Andenken, wie ihre Gegenwart. Und wie viel Gutes haben ſie ſich nicht einſt zu verſprechen: wenn die, welche ſie erziehen, einſt erwachſen ſeyn werden! Noch hat man immer, ohne eine einzige Ausnahme bemerkt, daß die gehorſamſten Kinder nachher immer die dankbarſten waren, ſo wie auch im Gegentheil die Erfahrung lehrt, daß Widerſpenſtige und Ungerathene ihren Aeltern eben ſo zur Plage, wie zur Schande leben. Beydes iſt ſehr leicht erklärlich.

So iſt es auch für jeden Menſchen, wenn er zum geſellſchaftlichen Leben mit Andern tauglich ſeyn ſoll, höchſt nöthig, ſich zu Gefälligkeit und Folgſamkeit zu gewöhnen; und die beſte Vorbereitung hierzu iſt Uebung im Gehorſam gegen ſeine Erzieher. Die Welt der Erwachſenen erträgt keine durchaus eigenwillige Gemüther Sie kränkt und behandelt dieſe eben ſo übel, wie ſie von ihnen beleidigt wird. Ein Menſch, der kein Geſetz, als ſeinen Willen, erkennt, paßt in keinen Stand, macht Andre und wird ſelbſt in jedem unglücklich. Als Gebieter wird er unerträglich hart und eben ſo verhaßt; als Unterthan bereitet er ſich durch Auflehnung Strafen. Als Gatte, als Geſellſchafter und Freund iſt er gebieteriſch, zänkiſch; als Gehülfe und Mitarbeiter ſeines Eigenſinns halber unbrauchbar und unausſtehlich. — Gebt ihm einen folgſamen Sinn: ſo wird er ſich für alle Stände ſchicken.

Ueberhaupt, wer in der Jugend ſich ſelbſt überwinden gelernt hat, (und dazu iſt Gewöhnung zum Gehorſam ebenfalls der beſte Weg,) der weiß ſich am ſicherſten in die Welt zu finden. Er bequemt ſich am leichteſten nach Zeit, Stunden, Geſchäften und Umſtänden. Er fügt ſich auch ohne Ungeduld in ſeine Mühſeligkeiten und Leiden. Er, der ſich und alle ſeine Leidenſchaften in ſeiner Gewalt hat, iſt am gewiſſeſten, wie ſein Schickſal ſeyn mag, zufrieden, und was er einſt gegen ſeine Erzieher war, nun auch gegen Gott — gehorſam.

Zweyter Theil.

Iſt es nicht aber vielleicht zu ſchwer, Kindern den Sinn der willigen Folgſamkeit beyzubringen? Und wenn es auch bey denen, die von weicher Gemüthsart ſind, leicht wäre, giebt es nicht dagegen Hartſinnigere, bey denen es unmöglich wird? Nein, dieſe Behauptung iſt völlig ohne Grund. Da, wo man vergebliche Verſuche gemacht hat, iſt ſicher etwas verſehen, und die Schuld lediglich an dem Erzieher, nicht an der Natur des Kindes. Man wähle nur die rechten Mittel, und die Bemühung wird nie vergeblich ſeyn. Dieſe Mittel ſind nun folgende:

Schon in der Frühe des Lebens muß zu dieſer Geſinnung der Grund gelegt werden. Freylich ſind hier noch keine

ne Vorſtellungen und Belehrungen, aber das iſt doch ſchon möglich, was in der Erziehung überall das Erſte ſeyn muß, — Uebung und Gewöhnung. So will es die Natur ſelber. Wir lehren unſre Kinder ohne kunſtmäßigen Unterricht gehen und reden, indem wir ſie üben, warum lehren wir ſie nicht auch Anfangs eben ſo gehorchen? Man verſage nur öfter dem Unmündigen etwas und ſey unerbittlich gegen ſeine Thränen. Man halte es ohne Nachlaß und ſelbſt durch Furcht und Strafe an, das zu thun oder zu laſſen, was ihm einmal befohlen oder verboten worden iſt. Gewiß, es wird nur eine kurze Zeit, nur wenige wiederholte Verſuche bedürfen, um ſich in das Anſehen zu ſetzen, daß alles unweigerlich geſchieht. Nur müſſen Aeltern ſich nie ſchwach zeigen; keine Befehle geben und zurücknehmen, nie ſich erbitten und umlenken laſſen, und am wenigſten in Gegenwart des Kindes ſtreiten, ob gehorcht oder nicht gehorcht werden ſoll. Vernünftige werden dies nicht zu hart oder unnöthig finden. Nur Solche, die die Menſchennatur nicht kennen, oder die aus thörichter Weichlichkeit ſchwach genug ſind, ihre Kinder zu verderben, mögen ſich mit der falſchen Meynung betrügen, daß erſt bey aufkeimendem Verſtande Erziehung anfangen könne; oder daß ſich aus einem früh zu Ungehorſam verwöhnten Kinde nachher durch Vorſtellungen leicht wieder ein gehorſames ziehen laſſe. Unzähliche haben zu ihrem Herzeleid das Gegentheil erfahren.

Der Menſch iſt indeß ein vernünftiges Geſchöpf. Er ſoll nicht bloß gewöhnt, ſondern auch unterrichtet werden. Sind alſo Jahre und Verſtand hierzu reif; iſt eine genugſame Uebung vorausgegangen und das älterliche Anſehen dadurch feſtgeſetzt; ſo laſſe man Kinder auch Gründe hören, warum man ihnen dies befiehlt und jenes verbeut, beſonders da, wo die Befehle leicht misverſtanden werden und ihre Urſachen nicht an ſich deutlich genug ſeyn möchten. Wir entgehen damit dem ſchädlichen Verdachte des Eigenſinns und lehren zugleich die nun ſchon nachdenkende Jugend nach Gründen handeln, indem ſie eben ſo immer bereitwilliger wird, uns zu folgen.

Man erwerbe ſich ferner die Liebe und das Vertrauen der Jugend und ſetze ſich ſtets feſter im Beſitz derſelben. Liebe er-

erzeugt herzliche Folgſamkeit, ſo wie Ungehorſam eine ſichere Frucht des Haſſes, des Kaltſinns und Mistrauens iſt.

Man fodere endlich von Kindern nichts, als was vernünftig, gut und ihren Kräften angemeſſen iſt. Schwerere Proben müſſen nur erſt nach leichtern folgen. Und beweiſen ſie dann ein kindliches Herz und Gehorſam: ſo belohne und verſüße man ihnen dieſe Pflicht durch väterliche und mütterliche Liebe.

Am zweyten Sonntage nach dem Feſte der Erſcheinung.

Text. Joh. 2, 1—11.

Einleitung.

Ein Sittenlehrer, der der menſchlichen Natur ihre vollen Rechte und nöthige Freyheit läßt, ohne gleichwohl den Vorſchriften der Tugend etwas zu vergeben; der in ſeinen Foderungen weder zu ſtrenge noch zu nachgebend iſt; der ſich in ſeinem eigenen Betragen weder finſter noch leichtſinnig, ſondern immer gleich natürlich, gleich vernünftig beweiſet; — ein ſolcher Sittenlehrer wird allemal am meiſten über das menſchliche Herz vermögen. Und ſo kennen wir den Erlöſer. Er war ein Freund erlaubter Fröhlichkeit. Unſer Text erzählt, wie er an den Freuden eines Hochzeitmahls Theil nahm, und wie er ſelbſt durch eine thätige außerordentliche Fürſorge bey eintretendem Mangel die Mittel des frohen Genuſſes herbeyſchaffte. Wer hätte dieſen menſchenfreundlichen billigen Lehrer nun nicht auch gern bey ſeinen Vorträgen die willigſte Aufmerkſamkeit und Folgſamkeit ſchenken ſollen! — Aber Jeſus entfernte ſich auch in voller Fröhlichkeit nie im mindeſten von Pflicht und Tugend. Er beſaß die vollkommenſte Herrſchaft über ſich ſelbſt, überſchritt nicht ein einzigesmal die Grenzen der nöthigen Mäßigung. Ja, er verſagte ſich mit Weisheit den zu öftern Freudengenuß, ſogar auch wohl den Genuß des Nöthigen, um ſeine Pflichten deſto beſſer zu erfüllen. Auch hier ſey er, wie in allen Tugenden, unſer Vorbild; und unſer ſorgfältigſtes Bemühen werde es, ihn in dieſer für uns ſo höchſt wichtigen Pflicht treu nachzuahmen. Um uns

dazu aufzumuntern, dürfen wir nur dieſe Pflicht und ihren Werth näher kennen lernen.

Vortrag.

Ueber die Mäßigung im Genuſſe ſinnlicher Vergnügungen.

I. Wie weit ſich ihre Foderungen erſtrecken.

II. Einfluß dieſer Tugend auf die menſchliche Glückſeligkeit.

Erſter Theil.

Die Foderung der Mäßigung ſetzt ſchon voraus, daß nur von erlaubten Vergnügungen die Rede iſt. Solche, die an und für ſich in keinem Falle mit Pflicht und Sittlichkeit beſtehen können, deren Genuß uns oder Andern durchaus ſchaden muß, kommen hier gar nicht in Betracht. Bey denen findet keine Einſchränkung, ſondern bloß Verabſcheuung ſtatt. Nur in Anſehung derer, welche ihrer Natur nach unſchädlich, mit guten Sitten und den Rechten unſerer Mitmenſchen verträglich ſind, deren Genuß alſo überhaupt frey ſteht, heißt uns die chriſtliche Sittenlehre mäßig ſeyn.

Es hat zwar zu allen Zeiten Menſchen gegeben, die ohne auf dieſen wichtigen Unterſchied zu ſehen, alles Vergnügen der Sinne für verwerflich erklärt haben. Nach deren Meynung ſoll es etwas Verdienſtliches und beſonders Gott Gefälliges ſeyn, ein finſteres freudenleeres Leben zu führen, und ſtatt angenehmer Empfindungen vielmehr durch freywillige Büßungen und Selbſtquaal dem Leibe wehe zu thun. Allein das Unnatürliche und Vernunftwidrige dieſer Meynung fällt ſo ſehr auf, und wird auch von dem göttlichen Stifter unſerer Religion ſelbſt ſo nachdrücklich an ſeinen ſcheinheiligen Zeitgenoſſen getadelt, daß es keiner ausführlichen Widerlegung bedarf. — Andere, die freylich ſo weit nicht gehen, wollen gleichwohl den Chriſten gewiſſe, an ſich doch ſchuldloſe, Vergnügungen verſagt wiſſen, ohne davon einen Grund angeben zu können. Aber dieſe Irrenden und Allzuängſtlichen ſollten ſich eines beſſern belehren laſſen. Hüten ſollten ſie ſich,

ſündliche und unſündliche Dinge mit einander zu vermengen und ſo die Begriffe von beyden zu verwirren. Wie kann das zur Sünde gemacht werden, worüber wir in unſerer doch ſo vollſtändigen Sittenlehre kein Verbot haben, und wovon man doch auch nicht ſagen kann, daß daraus nothwendig Böſes oder Schaden entſtehen müßte! Von dieſer übertriebenen Strenge weiß das Chriſtenthum nichts. Es heißt uns dieſer Welt zu gebrauchen, nur ihrer nicht zu misbrauchen. (1 Cor. 7, 31.) Eine ſeiner hauptſächlichſten Ermahnungen iſt: Seyd mäßig!

Und dieſe Mäßigung beſteht nun einmal darin, daß wir die Ergetzungen der Sinne genießen, aber auch ohne Unruhe entbehren können, ſo oft wir uns dazu genöthigt ſehen. Keine Art derſelben muß uns durchaus nothwendig werden. Wir müſſen es ſehen können, daß Andere ſich vergnügen, ohne unzufrieden zu werden, wenn wir gehindert ſind, daran Theil zu nehmen; es für keinen beträchtlichen Verluſt halten, wenn wir an dem Orte, in dem Stande, in der Lage, worin wir leben, entweder überhaupt wenig Gelegenheit zu Vergnügungen haben, oder uns doch einige derſelben verſagen müſſen; und vornehmlich uns niemals durch das Verlangen nach ihnen an der Erfüllung einer einzigen Pflicht hindern laſſen. Selbſt alsdann, wenn wir in einem Berufe ſtehen, deſſen Verrichtungen uns eine Menge Stunden zum willkührlichen Gebrauch übrig ließen; oder wenn wir gar keine eigentliche Dienſtgeſchäfte zu beſorgen hätten, und die Anwendung der Zeit von unſerm Willen abhienge, dürfen wir uns doch nicht ohne Einſchränkung den Vergnügungen überlaſſen; nicht die ganze Zeit, nicht einmal den größern Theil oder auch nur die Hälfte derſelben den Ergetzungen widmen. Es giebt außer den Berufsarbeiten mancherley ſehr nützliche Beſchäftigungen, womit geſchäftleere Stunden ausgefüllt werden können, und denen ein Vernünftiger gern die größte Luſt der Sinne aufopfern wird. Sollte ſich der Geſchäftsmann und der, der für ſich lebt, nicht manches reizende Vergnügen verſagen, um etwa gewiſſe Theile ſeines Hausweſens beſſer zu beſorgen, um ſich um die Erziehung ſeiner Kinder mehr zu bekümmern, um Leidende in ihrem Trübſal zu beſuchen und zu tröſten, um Zeit

zum

zum Nachdenken über ſich und zur Einſammlung nützlicher Kenntniſſe zu behalten, um über die wichtigen Angelegenheiten der Religion und ſeiner unſterblichen Seele ernſtliche Betrachtungen anzuſtellen? Dieſe und noch manche andere große Obliegenheiten nöthigen den vernünftigen Chriſten, ſich nur wenige Stunden zum Genuſſe ſinnlicher Freuden zu erlauben.

Ferner erfodert die Mäßigung, daß wir im Genuſſe der Vergnügungen eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt beweiſen, um nicht die Schranken der Ordnung und der Wohlanſtändigkeit zu überſchreiten, oder irgend eine Pflicht, die wir uns und Andern ſchuldig ſind, zu verletzen. Alle Sinnenluſt, auch die unſchuldigſte, hat gewiſſe Gefahren für das Herz, deren Verhütung die unabläſſigſte Wachſamkeit nöthig macht. Leicht verleitet uns ihr ſtarker Reiz, ſie im Uebermaaß zu genießen, und dadurch den Körper oder der Seele, oder beyden zugleich zu ſchaden. Leicht hindert ſie den Verſtand an den nöthigſten Ueberlegungen, entfernt jenen Ernſt, der zur Erhaltung der Tugend unentbehrlich iſt, erregt ſchlafende Begierden, ſenkt das Gewiſſen in Schlummer und ſtellt den, der zur andern Zeit jede Verſuchung beſiegt haben würde, ohne Gegenwehr der Verführung bloß. Leicht erhitzt ſie den Menſchen zu einer unglücklichen Kühnheit, in der er ſich Reden erlaubt, Entſchlüſſe faßt, Handlungen begeht, die er nachher peinlich, — ach, nur zu oft vergeblich! — bereuet. Wie ſo höchſt nothwendig iſts daher, in den Stunden der Fröhlichkeit mehr als jemals auf ſich zu merken, jede äuſſere und innere Veränderung an ſich zu beachten, zu prüfen, wie weit man im Genuſſe ohne Nachtheil gehen darf, und ſich da ein feſtes Ziel zu ſetzen!

Dieſe Tugend der Mäßigung oder Enthaltſamkeit iſt allerdings eine der ſchweren und ſeltenern. Beſonders gehört ſie zu denen, die in unſern Zeiten der Verwöhntheit und Weichlichkeit ſelten ſind. Wenigſtens iſt ſie es in Abſicht der feineren Vergnügungen, deren unbeſchränkter Genuß ſo manche unerkannte ſchädliche Folgen hat. — Am ſicherſten wird der Grund dazu durch gute Erziehung und frühe Uebung im Enthalten, auch von erlaubten Ergetzungen, durch Anhalten zu nützlicher Thätigkeit und Aufweckung des Nachdenkens gelegt.

Doch werden wir ſie uns als Erwachſene immer noch mehr eigen machen durch berichtigte Begriffe über den wahren Werth der ſinnlichen Vergnügungen, durch öftere ernſtliche Erwägung des Zwecks von unſerm Leben, und durch Betrachtung der höchſt glücklichen Folgen, die mit der Selbſtbeherrſchung verbunden ſind. Dieſe letztern verdienen beſonders noch eine nähere Anführung.

Zweyter Theil.

Vergnügungen entbehren können iſt ein Haupterforderniß der menſchlichen Zufriedenheit: ſo wie der Durſt nach ihnen ein gewöhnlicher Grund des Mismuths wird. Wenige nur können ſie nach ihren Wünſchen haben, und dieſe Wenigen, wenn ſie ſich ihnen ungemäßigt überlaſſen, ſtöhren ebenfalls ihre Ruhe mehr, als ſie ſie befördern. Ihr Herz wird immer mehr verwöhnt; ihre Neigungen, die durch den zur Gewohnheit gewordenen Genuß nicht mehr befriedigt werden, gehen immer weiter, und beunruhigen ſo viel heftiger, je ſchwerer nun ihre Stillung wird. — Glücklich iſt der Menſch, der von dieſer Seite wenig Bedürfniſſe hat, der nicht Begierden über ſich herrſchen läßt, ſondern über ſie herrſcht; der ſeine Erholung, ſein Vergnügen nicht in erkünſtelten, koſtbaren Dingen, ſondern in den einfachern, unſchuldigen Freuden der Natur und in demjenigen findet, was er haben kann! Der ſieht ſeine Gemüthsruhe geſichert. Philipp. 4, 11.

Mäßig und enthaltſam ſeyn, macht ſelbſt den Genuß ſchmackhafter und erfreulicher. Uebermaaß erzeugt allemal Ekel, und aus täglicher Gewohnheit entſteht Gleichgültigkeit. Aber wie ſüß iſt jede Freude, die ſelten empfunden und nicht durch Unmäßigkeit abgenutzt wird! Wie reizend das Vergnügen, was mit Arbeit wechſelt und mit dem Bewußtſeyn, Gutes gethan zu haben, vergeſellſchaftet iſt!

So hat dieſe Tugend auch den wohlthätigſten Einfluß auf alle Theile der menſchlichen Glückſeligkeit. Mäßigkeit in allen Arten des Genuſſes iſt das Hauptmittel zur Erhaltung eines geſunden, ungeſchwächten Körpers. Sie ſetzt und erhält uns in Achtung bey der geſitteten Welt. Sie läßt uns unſre Geſchäfte mit Ordnung, Luſt und Leichtigkeit verrichten.

richten. Sie bewahrt vor üppicher Verſchwendung und alſo wenigſtens von dieſer Seite vor Mangel und Verarmung. Auf ihr beruht vorzüglich unſer ganzes äußeres Wohlergehen. Und noch erſprießlicher ſind ihre Wirkungen für die Seele. Hier iſt ſie eine wichtige Stütze der Unſchuld; bewahrt das Herz vor ſo manchen Verſuchungen und Verderbniſſen, vor peinlicher Reue und Vorwürfen; erhält den Verſtand in ſeinem geſunden Zuſtande; befördert den Geſchmack an edlern Freuden; erhält das Gefühl für Religion, Pflicht, Gebet und Umgang mit Gott; behütet die Seele vor Fühlloſigkeit gegen Menſchenwohl und Menſchenleiden, worin der leicht ſinkt, der alle Tage in Freuden lebt, (Luc. 16, 19. f.) und läßt ihr Raum zu Wünſchen und Betrachtungen ihrer künftigen beſſern Hoffnungen. Wer kann eine Tugend von ſo vielen ſchätzbaren Seiten kennen, ohne ſie zu lieben und nach ihr zu ſtreben!

Am dritten Sonntage nach dem Feſte der Erſcheinung.

Text. Matth. 8, 1—13.

Einleitung.

Die wohlthätigen Handlungen, welche Jeſus in ſo großer Anzahl verrichtete, waren insgeſamt ſo beſchaffen, daß ſie nicht wohl verborgen bleiben konnten. Sie geſchahen größtentheils, obgleich ungeſucht, vor den Augen eines zahlreich um ihn verſammelten Volks, und überſtiegen alles, was ſich von menſchlichen Kräften erwarten ließ. Ihr Zweck foderte es auch, daß ſie, um ſeine göttliche Sendung und Lehre zu beglaubigen, allgemein bekant werden mußten. Inzwiſchen vermied der Erlöſer doch alles unnöthige Aufſehen, allen eiteln Selbſtruhm, der der guten Sache mehr geſchadet, als genutzt haben würde. Aus weiſen Gründen verbot er, wie in unſerm Texte angemerkt wird, dem geheilten Ausſätzigen, die Geſchichte ſeiner wunderthätigen Herſtellung früher auszubreiten, als bis er den Foderungen des Geſetzes der Ordnung gemäß Genüge geleiſtet

ſtet haben würde. Und wir wiſſen von ihm, daß er bey mehrern Gelegenheiten von den Augenzeugen ſeiner Thaten — gewiß eben ſowohl, um alles voreilige blinde Lob zu verhüten, als aus andern Urſachen, die ihm die Klugheit den Umſtänden nach anrieth — Verſchwiegenheit verlangte.

Dieſe Bemerkung führt uns auf die unleugbare, wichtige Wahrheit: daß alle gute Handlungen, vornehmlich die Handlungen der Liebe und Gutthätigkeit, von Beſcheidenheit begleitet, doppelt ſchätzbar werden. Eine Wahrheit, von der uns ſchon unſer eigenes Gefühl überzeugt, und die ſich auch leicht aus Gründen darthun läßt.

Vortrag.

Wie edel es ſey, ohne Aufſehen und geſuchten Ruhm Gutes zu thun.

I. Gute Handlungen erhalten dadurch mehr Werth auf Seiten des, der ſie verrichtet;

II. und ſo auch für diejenigen, um derer willen ſie geſchehen.

Erſter Theil.

Um dieſe Betrachtung nicht zu weit auszudehnen, wollen wir unſre Aufmerkſamkeit bloß auf die Werke der Liebe, der Dienſtfertigkeit und Wohlthätigkeit einſchränken, die man doch gewöhnlich in einem vorzüglichen Sinne unter dem Gutesthun verſteht. Denn ſo wahr es auch iſt, daß alle Tugendhandlungen, alle Beweiſe von Sittſamkeit, Berufstreue, Gerechtigkeitsliebe und Edelmuth erſt dann ſind, was ſie ſeyn ſollen, wenn bey ihnen nicht Ruhmbegierde, ſondern das reine Verlangen, gut und nützlich zu ſeyn, zum Grunde liegt: ſo gilt dies doch ganz beſonders von den thätigen Erweiſungen der Liebe. In Anſehung dieſer fodert die chriſtliche Sittenlehre ausdrücklich, daß ſie von aller Lobbegierde frey, und ſo viel möglich ohne Geräuſch, in verborgener Stille geſchehen ſollen. (Matth. 6, 1 = 4.) Das iſt auch nach der Natur der Liebe und aller ihrer beſondern Pflichten nothwendig. Der Dienſtfertige, der theilnehmende Menſchenfreund, der chriſtliche Wohlthäter, der treue, gefällige Freund, alle dieſe können nur erſt alsdann ſo heißen, und verdienen die edlern

der Liebe verheißenen Vergeltungen, wenn ſie ungeſehen und ungeprieſen eben ſo gern und noch lieber, als öffentlich, wo Lob zu erwarten iſt, handeln.

Je weniger der Gutthätige mit ſeinen Liebeswerken Aufſehen zu machen ſucht; je mehr er ſie ſelbſt zu verbergen befliſſen iſt, deſto lauterer ſind ſeine Abſichten, und folglich auch deſto beſſer iſt ſein Herz. Es folgt hieraus freylich nicht, daß nicht auch bey öffentlich erwieſenen Gutthaten reine Abſichten zum Grunde liegen könnten. Das behaupten, hieße die menſchliche Tugend zu voreilig verdächtig machen und der Erfahrung widerſprechen, die uns ſo manches ſchäßbare Beyſpiel von ächter Wohlthätigkeit ſehen läßt. Aber das iſt gleichwohl nicht zu leugnen, daß bey dem, was öffentlich geſchieht, theils die Welt weit eher Nebenabſichten vermuthen kann, und wir auch ſelbſt von der Güte unſrer Geſinnungen nicht ſo leicht ungezweifelt ſicher ſeyn können. Wie ſehr haben wir hier zu beſorgen, von geheimer Eigenliebe getäuſcht zu werden? Kann uns bey Freundſchaftsdienſten, die der Freund erfährt, nicht vielleicht ein verſteckter Eigennuß, ein Gedanke an Gegengefälligkeiten, den wir allenfalls nur dunkel haben, mehr als das Gefühl der Zuneigung und der Trieb zu dienen, lenken? Thun wir auch wohl nicht bey wohlthätigen Handlungen, wo keine Vergeltung zu hoffen iſt, wenigſtens einen verſtohlnen Seitenblick auf ihre Bekanntmachung, auf den Dank und Ruhm, den wir uns bereiten? Wer getrauet ſich, wenn er die menſchliche Schwäche kennt, dieſe Fragen allemal ſicher mit Nein zu beantworten? — Doch dann fällt dieſer Verdacht weg, wenn wir in der Stille und unbemerkt Gutes thun; wenn wir es ſo vermitteln, daß kein menſchliches Auge Zeuge von unſerer Wohlthätigkeit iſt; daß der, für den wir uns verwenden, die Wirkungen der Fürſprache, aber nicht den Fürſprecher erfährt; daß der begabte Arme nicht den Geber, der Leidende nicht die liebreiche Hand kennen lernt, die ihm ſeine Bürde erleichtert und ſeine Thränen trocknet. Da iſt die Liebe ohne allen Zuſaß, der Zweck kein anderer, als zu beglücken. Eine gottähnliche Sinnesart!

Und dies Bewußtſeyn führt denn auch das allerreinſte und ſüßeſte Vergnügen mit ſich. In dem innern Zeugniſſe,

ohne

ohne Nebenabſichten, gut und edel gehandelt zu haben, liegt allein ſchon mehr Freude, als das allgemeinſte öffentliche Menſchenlob nicht gewähren kann, zumal da das Leztere ſo unſicher iſt, und wir es bald mit Unwürdigen theilen müſſen, bald fühlen, daß wir es nicht ganz verdienen, oder auch wohl, indem uns ein Theil lobt, von dem andern getadelt werden. Aber noch mehr wird dies freudige Gefühl erhöht, wenn ſich, wie es ſo natürlich iſt, mit dem beſcheidenen Bewußtſeyn vollbrachter edelmüthiger Handlungen der Gedanke an Gott und ſein billigendes, belohnendes Wohlgefallen vergeſellſchaftet; wenn du, frommer Menſchenfreund, dich in ſeiner Allgegenwart und im Beſiz ſeiner Vaterliebe ſo ſelig findeſt; wenn du hoffnungsvoll an jenes Leben denkſt, wo der, der ins Verborgene ſieht, dir, was du thatſt, öffentlich vergelten wird! — Selbſt auch ſchon das bloße Andenken an unbekant gebliebene Freundſchaftsdienſte und wohlthätige Handlungen, an die damit verknüpften Umſtände, und an ihre ausgebreiteten guten Wirkungen verſchafft ein mannigfaltiges Vergnügen. Da freuet ſich der Menſchenfreund, dem lauten Danke ausgewichen zu ſeyn, der für ein gutes, beſcheidenes Herz allemal etwas Beſchwerliches hat. Dort vergnügt ihn die Vorſtellung, daß die durch ihn Beglückten ſich umſonſt bemühen werden, ihren Freund zu errathen; daß ſie ihm auch ohne nähere Kenntniß innig danken, und Seegen von Gott erflehen; oder auch die angenehme Hoffnung, daß er unerkant ein froher Zeuge ihres durch ihn geſtifteten beſſern Glücks ſeyn werde. Wer ſollte das alles nicht höher ſchäzen, als den lauteſten Ruhm vor Menſchen?

Allein ſo ganz verborgen können freylich nur die wenigſten Gutthaten geſchehen. Diejenigen Perſonen, welche am meiſten thun können, befinden ſich gewöhnlich in einer Lage, wo es ihnen bey dem beſten Willen nicht wohl möglich iſt, mit verdeckter Hand Gutes zu thun. Auch muß das nicht ſo ängſtlich geſucht werden, als ob man ſich des Wohlthuns ſchämte. Der gutthätige Chriſt laſſe auch hier ſein Licht leuchten und reize durch ſein Beyſpiel zur Nachfolge. Nur ſuche er nicht gefliſſentlich zu glänzen. Er handele in den Erweiſungen der Liebe, wie in allen Dingen, natürlich, ohne

geborg-

geborgten Schein, wie es ihm ſein Herz eingiebt, und wie die Umſtände es fodern. Er diene, beglücke, tröſte, erfreue, wie er kann; unbemerkt, wo es möglich iſt; und wo man auf ihn achtet, ohne anmaaßenden Stolz, aber auch ohne unzeitig ſchüchtern zu ſeyn. So handelte Jeſus. — Der Ruhm, den eine ſo ungezwungene Wohlthätigkeit finden wird und nothwendig finden muß, wird ſich auf eine merkliche Weiſe von dem, welchen der Eitelgeſinnte zu erringen ſtrebt, unterſcheiden. Er iſt ehrenvoller, dauerhafter, ſüßer, weil er ſich auf das Bewußtſeyn eines tugendhaften Herzens gründet.

Zweyter Theil.

Alle Freundſchafts- und Liebesdienſte werden denen, die ſie empfangen, in dem Maaße werther, als ſie mit Beſcheidenheit und ohne Aufſehen erwieſen werden. Es kömmt hierauf mehr an (zum wenigſten für Menſchen, die Gefühl für Ehre und Tugend haben) als auf den äußern Werth oder die Größe der erzeigten Gefälligkeit und Wohlthat.

Nur in dieſer Art, Gutes zu thun, erkennt man wahre Liebe und Wohlwollen. Könnten wir denjenigen wohl für unſern Freund halten, der uns nur dann zu dienen bereit wäre, wenn er voraus ſähe, daß er damit die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Welt auf ſich ziehen würde? Oder der für jede Gefälligkeit von uns lauten Dank und laute Bekantmachung erwartete? Der wohl gar unſerm Lobe durch unbeſcheidenen Selbſtruhm zuvorkäme? Mag der auch alles für uns thun; mag er ſich für uns aufopfern: lieben, als Freund ihn lieben, können wir nicht. Es wird uns wehe thun, wenn wir den Umſtänden nach genöthigt ſind, ſeine Dienſtleiſtungen anzunehmen. Und iſt der des Namens eines menſchenfreundlichen Wohlthäters werth, der nicht eher Nothleidende unterſtützt, als bis er Zeugen um ſich ſieht und ſich ſeines Lobes ſicher weiß? Menſchen dieſer Art ſuchen ſich und Andre vergebens mit dem Scheine der Wohlthätigkeit zu hintergehen. Sie ſind nichts anders als Eigenſüchtige, die bloß das Bedürfniß des Freundes und des Armen zur Gelegenheit benutzen, ſich ſelber zu dienen und ihre Hauptleidenſchaft, die eitle Ruhmbegierde zu ſättigen. Sie dür-

dürfen ſich dann auch nicht wundern, wenn man ſie als ſolche erkennt, und ihnen, ſtatt des herzlichen Danks, mit Kälte begegnet. An ihnen wird, was Jeſus einſt von ähnlichen Wohlthätern ſeiner Zeit ſagte, wahr: Sie haben ihren Lohn dahin. Aber wie liebenswürdig iſt dagegen der Dienſtfertige, der ſo gern in der Stille für Anderer Wohl arbeitet; der ſeine größten Gefälligkeiten minder ſchätzt und ſelbſt am erſten vergißt; der, was er that, nur als Pflicht betrachtet! Wie achtenswerth der Gutthäter, deſſen linke Hand nicht weiß, was die Rechte thut! Iſt es empfindlich und kränkend, die erſte aller Tugenden, die Liebe, von dem Stolze gemisbraucht zu ſehen: ſo iſt es auch deſto erfreulicher, ſie an Menſchen in ihrer Lauterkeit wahrzunehmen.

Die Geheimhaltung der Liebesdienſte, die wir Andern erwieſen haben, iſt aber auch deswegen ſo wichtig, weil wir damit zugleich dasjenige von den Umſtänden der Hülfsbedürftigen verbergen, was ſie gern verborgen wiſſen wollen. Dies gilt beſonders von den Wohlthaten, die wir ſolchen Armen erzeigen, deren Stand und Ehre eine vorſichtige Schonung verdienen. Da die Dürftigkeit nun einmal ſo nahe an Verachtung grenzt: ſo wünſcht doch Jeder, daß ſein Mangel geheim bleibe, und ihm ungeſehen abgeholfen werde. Wir fühlen uns beleidigt, wenn jemand es erzählt, daß er uns ſein Geld vorgeliehen, oder uns durch andere Unterſtützung aus Noth geholfen habe; aber deſto dankbarer ſind wir dem, der es ſorgfältig verſchweigt. Und ſo giebt es auch noch eine Menge anderer wichtiger Dienſte, deren ganzer Werth auf Verſchwiegenheit beruht. Die Zurechtweiſung der Irrenden, die Warnung derer, die in Gefahr ſind, ſich zu vergehen, die Beſſerung Gefallener — alles Wohlthaten, deren man ſich nie rühmen darf, ohne ſich des Verdienſtes zu berauben, das man ſich erworben hat. — Verſchwiegenheit, Entferntheit von Ruhmſucht ſind die nöthigſten Erfoderniſſe der Liebe.

Am

Am Sonntage Septuageſimä.

Text. Matth. 20, 1 — 16.

Einleitung.

Es ſcheint auf den erſten Blick doch faſt unbillig zu ſeyn, daß der Hausvater in der vorgeleſenen Gleichnißrede den Arbeitern bey ungleich geleiſteten Dienſten gleichen Lohn reichen ließ. Dem Vertrage nach konnten die Erſten freylich nicht mehr fodern, als ſie empfingen. Aber war das, was die Letzten bekamen, größtentheils ein Geſchenk: warum bewies der Hausherr nicht ebenfalls eine verhältnißmäßige Güte gegen jene, die des ganzen Tages Laſt und Hitze getragen hatten? --- So ſcheinbar dieſer Einwurf ſeyn mag, ſo dürfen wir gleichwohl nur annehmen, daß die frühern Arbeiter zu ihrem Unterhalt nicht mehr brauchten, als das verdiente Tagelohn, und die ſpätern, ohne ebendaſſelbe zu bekommen, hätten Mangel leiden müſſen; ferner, daß jene nicht mehr thaten, als ſie ſchuldig waren, dieſe hingegen vielleicht die ohne ihre Schuld verſäumten Stunden durch verdoppelten Fleiß und größere Anſtrengung ihrer Kräfte wieder einzubringen ſuchten; und nun erſcheint in dem Verfahren des Hausvaters die größte Billigkeit.

Auf gleiche Weiſe wie hier die erſtgedungenen Tagelöhner hört man oftmals Menſchen ſich beſchweren, daß ſie für ihre Rechtſchaffenheit in Vergleichung mit Andern zu wenig belohnt würden. Bald wird den Obern und Regenten der Vorwurf gemacht: daß ſie verdienſtvolle Männer vergeſſen, oder ihnen doch Verdienſtloſe gleich machen und wohl gar vorziehen; bald wird auch ſelbſt die Vorſehung insgeheim getadelt; daß ſie Unwürdigen eben ſo viel und noch mehr Glück, als den Würdigen und Redlichen, zufallen laſſe. Doch dieſe Klage iſt, näher betrachtet, oft eben ſo ungegründet, als die Beſchwerde der vorhin erwähnten Arbeiter.

Vortrag.

Ueber die ungleichen Belohnungen der Rechtſchaffenheit und Verdienſte.

I. Dieſe Ungleichheit iſt nicht ſo groß als ſie gewöhnlich ſcheint.

II. In ſo fern ſie ſich wirklich findet, iſt ſie unvermeidlich, und hat auch ihre guten Gründe.

Erſter Theil.

Die Behauptung, daß Tugend und Verdienſte in der Welt höchſt ungleich vergolten würden, kann bloß in Anſehung der äußern Vorzüge und Glücksgüter ſtatt finden. Denn wenn wir auf die eigentlichen und beſſern Vergeltungen ſehen, die die Tugend mit ſich führt: ſo ſind dieſe gewiß allemal ihrem wahren Werthe genau angemeſſen. Das billigende Zeugniß des Gewiſſens, das frohe Bewußtſeyn des geſtifteten Guten, die ſüße Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, dieſe edlern Vorzüge begleiten jedes von Menſchen erkannte und nicht erkannte Verdienſt nach dem Maaße ſeiner Größe. Der Würdige kann ihrer nicht verfehlen, und der Unwürdige kann ſie ſich nicht, wenigſtens nicht mit gegründeter Ueberzeugung, zueignen. Aber auch von den äußern Belohnungen, die die Tugend in gewiſſem Betracht gleichfalls hoffen darf, urtheilt man unrichtig, wenn man ſie für allzuungleich erklärt. Daß ſie uns insgemein mit zu weniger Billigkeit ausgetheilt zu werden ſcheinen, liegt weniger in der Sache ſelbſt, als in der fehlerhaften Art, wie wir ſie beurtheilen.

Einmal iſt unſer Urtheil über den Werth der menſchlichen Verdienſte, über Würdigkeit und Unwürdigkeit äußerſt trüglich. Von den meiſten Menſchen, die wir zu kennen glauben, iſt uns nur eine oder die andere gute und ſchlechte Seite bekannt, nicht aber die ganze Summe ihrer Geſinnungen und Handlungen. Ihr geheimes Betragen, ihre Geſinnungen und die Abſichten bey ihrem Verhalten bleiben uns vielmals verborgen. Können wir bey einer ſolchen einſeitigen Kenntniß wohl richtig genug beſtimmen, ob ſie des Glücks, was ihnen zu Theil ward, werth oder unwerth ſind; ob ſie minder oder mehr verdienen? So miſcht ſich auch gemeiniglich das Herz mit ſeinen Leidenſchaften in dies Urtheil und leitet den Verſtand leicht irre. Denjenigen, dem ein beſonders wichtiges Glück zufällt, ſind wir aus einer geheimen Regung des Neides ſchon vorläufig geneigt, dieſes Vorzugs nicht ſo ganz würdig zu halten. Von denen, welche uns lange Zeit nachſtanden, und nun etwa die Stufe der Ehre und des Wohlſtands, auf der wir ſtehen, erſteigen, heißt uns ein verſteckter Stolz

leicht glauben: ſie ſeyn zu ſehr begünſtigt worden. Wir können es (wie dort die Arbeiter von ihren Gehülfen) nicht ertragen, daß ſie uns gleich gemacht ſind. Unglückliche dagegen, die unſer Mitleiden erregen, ſcheinen uns leicht zu viel und unverdient zu leiden. Wie ſehr oft würden wir anderer Meynung ſeyn, und mehr Gerechtigkeit in den Schickſalen der Menſchen wahrnehmen, wenn wir mit ihnen näher bekannt wären und ohne Leidenſchaft urtheilten! — Am allertrüglichſten iſt das Urtheil, was wir über unſer eignes Schickſal fällen. Wen verführt wohl nicht die Eigenliebe, von ſich gut zu denken, ſeine Verdienſte zn vergrößern, und ſich dann bey verfehlten, vielleicht ſehr eiteln und unbeſcheidenen Wünſchen einzubilden: er werde zu ſchlecht belohnt!

Ferner verſehen wir es auch vielfältig darin, daß wir die Belohnungen der Rechtſchaffenheit und Verdienſte ſogleich auf der Stelle erwarten. Die Tugend hat der Regel nach auch für das äußere Glück ihre guten Folgen: aber dieſe können größtentheils nur erſt nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, und manche nur erſt ſpät eintreten. Es gehören Jahre dazu, ehe die Berufstreue ſich völlig rechtfertiget, daß ſie nicht (wie man ſo oft erfährt) bloßer Augendienſt ſey, und ehe ſie durch Ehre nnd Glück vergolten werden kann. So verhält es ſich mit mehreren Tugenden. Nur außerordentliche Handlungen machen hievon eine Ausnahme, und finden ihren unmittelbaren Lohn. Bey dieſem an ſich ſehr natürlichen Laufe der Welt kann es nun nicht fehlen, daß nicht Mancher vergeſſen ſcheinen ſollte, dem ſeine Belohnungen doch nur noch aufgehoben ſind. Warteten wir der Zeit gehörig: ſo würden wir weit ſeltener die Welt der Ungerechtigkeit beſchuldigen, und nicht ſo oft mit Beſchämung genöthigt ſeyn, ein voreiliges Urtheil über ihren Undank zurückzunehmen.

Endlich begehen wir auch gewöhnlich den Fehler, daß wir ſowohl unſer eignes, als andrer Menſchen Glück irrig berechnen. Diejenigen, die vor andern ſo ſehr vorgezogen ſcheinen, ſind nicht immer, nicht auf allen Seiten beneidenswerth; und die, welche wir für zurückgeſetzt halten, haben vielleicht manche uns unbekante Vorzüge. Es kömmt in Anſehung der Glückſeligkeit gewiß nicht auf einzelne in die Augen fallende Vortheile, ſon-

dern auf das Verhältniß aller Umſtände gegen einander, und ebenfalls mehr auf Gemüthsart und Herz, als auf die Beſchaffenheit des äußern Zuſtands an. Zwey Menſchen von gleichen Verdienſten können äußerlich ungleich belohnt, und doch kann der minder Bedachte bey einem frohern Herzen eben ſo glücklich und noch glücklicher, als der Vorgezogene ſeyn. Der mäßige Segen, den der Geringe bey ſeinem Berufsfleiße hat, verſchafft ihm, wo nicht mehr, doch eben dieſelbe Freude, die der Geehrte in den glänzendſten Vergeltungen ſeiner Verdienſte finden mag. — Haben wir nun aber keine genaue Kenntniß von der ganzen Verfaſſung unſerer Mitmenſchen; und ſind wir ebenfalls nicht hinlänglich mit ihrer höchſt verſchiedenen Art zu denken und zu empfinden bekant: ſo muß uns Mancher mehr und Mancher weniger glücklich ſcheinen, als er wirklich iſt.

Zweyter Theil.

Die Meynung alſo, daß in der Belohnung des Guten hienieden weniger Gleichheit und Billigkeit herrſche, als man erwarten könne, beruht großentheils auf Fehlſchlüſſen und falſchen Berechnungen. Doch wir wollen damit nicht alle Ungleichheit läugnen. Wahr iſts, daß mancher rechtſchaffene Mann der Welt umſonſt die treuſten Dienſte leiſtet, und ſich bey einem arbeitvollen Leben verkannt, vergeſſen, vielleicht gar verachtet und gekränkt ſieht; daß in den niedern Ständen Mancher, der es ſich ſauer werden ließ, ohne ſein Verſchulden im Alter darben muß; daß überhaupt oft die Tugend überſehen wird und leidet, indeß das Laſter nicht ſelten von Ehre, Glück und Ueberfluß begleitet wird. Unleugbar ſind dieſe Beyſpiele häufig genug, wenn ſie auch nur Ausnahmen von der Regel ſind. Wie läßt ſich hier nun das Verfahren der Menſchen entſchuldigen? Was läßt ſich ſagen, um die Ehre der Vorſehung, ohne welche doch nichts geſchieht, zu rechtfertigen?

Könnten wir wohl in einer Welt, wie die gegenwärtige, verlangen, daß in allen Dingen die genauſte Gerechtigkeit und Billigkeit bewieſen werden ſollte? Alles Gute ſollte richtig erkannt, gehörig geſchäzt und vergolten werden — von Menſchen, deren Einſichten ſo eingeſchränkt, deren Neigungen und Grund-

Grundſätze ſo verſchieden, deren Kräfte ſo unzureichend ſind? Es iſt wahren Verdienſten eigen, daß ſie ſich nicht gewaltſam hervordrängen, ſondern mehr ſind als ſie ſcheinen. Wahre Tugend handelt gern im Verborgenen. Kein Wunder, wenn die Welt ſie verkennt! Und eben ſo begreiflich iſt es, daß es Unwürdigen, die unter gewiſſen günſtigen Umſtänden leben, und ſich ein blendendes Anſehen zu geben wiſſen, oftmals eher gelingen muß, ihr Glück zu machen, als dem Rechtſchaffenen, der beſcheiden denkt, und zu gewiſſenhaft iſt, um ſich unerlaubter, niedriger Mittel zu bedienen. — Menſchen, ſelbſt die mächtigſten ſind auch nicht im Stande, jede gute That, jedes Verdienſt nach Gebühr äußerlich zu belohnen. —

Daß Rechtſchaffene nicht allemal das Glück erlangen, was ſie nach unſerm Urtheile verdienen, liegt auch oftmals an ihnen ſelbſt. Bald fehlt es ihnen an der nöthigen Klugheit; (Luc. 16, 8.) bald ſind ſie zu ſorglos, oder zu eigenſinnig, um ſich der ihnen dargebotenen erlaubten Mittel zu bedienen: bald mangeln ihnen auch die Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten, die dem vielleicht weniger Tugendhaften forthelfen. Zum äußern Wohlergehen iſt es nicht genug, bloß rechtſchaffen und tugendhaft zu ſeyn.

Und muß denn auch die Tugend, müſſen wahre Verdienſte hienieden allemal äußerlich vergolten werden? Dies fodern, würde ſchon Eigennutz und eine nicht ganz lautere Tugend verrathen. (Math. 19, 27.) Der Rechtſchaffene muß ſeine Pflichten erfüllen, ohne dabey zu fragen: was wird mir dafür? Kann ihm gleich ſein äußeres Wohl nicht gleichgültig ſeyn: ſo ſey er doch mit dem Glücke, was ihm beſchieden ward, zufrieden, wenn es auch ſeinen Verdienſten nicht angemeſſen wäre. Den Edeldenkenden und Verdienſtvollen, den die Welt verkennt oder vergißt, belohnt ſein eignes Herz ſchon zur Genüge, und er bedarf keiner weitern Aufmunterung, in ſeinem Dienſteifer treu fortzufahren, als dieſes innern frohen Zeugniſſes und des Hinblicks auf die vergeltende Ewigkeit.

Am Feſte der Reinigung Mariä.

Text. Luc. 2, 22—32.

Einleitung.

In dieſer Erzählung wird eines Mannes gedacht, der zwar ſchon ein hohes Alter erreicht hatte, aber gleichwol noch eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes beſaß. Seine Reden, ſein Gebet, die Art, wie er von ſeinem nahen Tode ſprach, mit einem Worte, ſein ganzes Betragen zeichnet dieſen liebenswürdigen Greis nicht nur durch eine vorzügliche Weisheit, ſondern auch wider die Gewohnheit ſeiner Jahre durch eine beſondere Fröhlichkeit aus. Gewiß ein einnehmendes Bild, das man nicht ohne Vergnügen betrachten kann! Simeons Beyſpiel beweiſet allein ſchon hinlänglich, daß man auch noch in ſpätern Jahren eine glückliche, frohe Gemüthsart haben und ſeines Lebens Ende mit unerſchütterter Ruhe erwarten kann. Wer ſollte von uns nicht den gerechten Wunſch thun: möchte doch, wenn ich höhere Jahre erreichen ſoll, mein Alter und mein Ende wie das ſeinige ſeyn!

Aber iſt ein beglücktes Alter für uns ſo etwas wünſchenswerthes: ſo muß uns auch ſehr daran gelegen ſeyn, zu wiſſen, auf welchem Wege wir dies Glück zu ſuchen haben; ob es bloß von Umſtänden abhängt, die nicht in unſrer Gewalt ſtehen, oder ob und in wiefern wir es uns ſelber verſchaffen oder wenigſtens dazu beytragen können.

Vortrag.

Ueber das vorzügliche Glück eines frohen Alters.

I. Gründe, warum es als ein vorzügliches Glück geſchätzt zu werden verdient.

II. Mittel, es ſich zu bereiten.

Erſter Theil.

Es bedarf wohl kaum noch der Erinnerung, daß eine frohe Gemüthsart im Alter das nicht ſeyn kann, was ſie in den Jahren der Jugend und ſelbſt noch des Mittelalters iſt. Bejahrte Perſonen können bey ihrem kältern Blute und bey ſtumpfgewordenen Sinnen unmöglich noch des Jünglings Lebhaftigkeit

keit beſitzen; können nicht mehr ſo reizbar gegen Vergnügungen ſeyn, und mit noch eben der Anhänglichkeit, wie dieſer, an Ergetzungen Theil nehmen. Die Fröhlichkeit richtet ſich genau nach den Jahren des Menſchen, und ſteht mit ihnen, ſo zu ſagen, in umgekehrtem Verhältniß. Bey dem Jünglinge äußert ſie ſich mit Heftigkeit; bey dem Manne iſt ſie ſchon gemäßigter und ernſthafter; im Alter bleibt ſie nur noch ein Ueberreſt von dem, was ſie ehmals war. Hier gleicht ſie den ſchwächern Stralen der untergehenden Sonne. — Einem Greiſe würde man es auch vielleicht kaum verzeihen, wenigſtens es nicht als etwas Vorzügliches an ihm finden, wenn er, ſeinen Jahren zuwider, einen ungemäßigten Hang zu ſinnlichen Beluſtigungen verriethe, oder manche Arten von Vergnügungen ſuchte, die man nur der Jugend anſtändig hält. Es iſt genug, wenn er Freuden nicht haſſet; die, welche jüngere Perſonen genießen, gern ſieht, und ſich mit dieſen Fröhlichen guthmüthig freuet; wenn er zwar ernſthaft, aber nicht finſter, ein Freund der ſtillen Einſamkeit, aber dabey auch noch fühlbar gegen Umgang und aufheiternde Geſellſchaft, und im Umgange freundlich und vergnügt iſt; wenn er die Mängel und Gebrechen des Alters mit feſtem Muth trägt, ohne durch Klagen oder Verdroſſenheit der Welt beſchwerlich zu werden; wenn Zufriedenheit, Gefälligkeit und Liebe aus ſeinem ganzen Betragen hervorſcheinen; wenn er mit unerzwungener Ruhe von ſeinem nahen Lebensziele reden und ſich aufrichtig der beſſern Erwartungen der Ewigkeit freuen kann. Einen ſolchen Gemüthszuſtand im Alter nennen wir mit Recht froh und glücklich. Und was für wichtige Gründe haben wir nicht, ihn uns zu wünſchen?

Ein frohes Herz iſt in allen Jahren des Lebens des Menſchen größtes Glück, vorzüglich aber am Schluſſe deſſelben. Es iſt uns eigen, und auch höchſt vernünftig, daß wir es immer lieber in der letztern Zeit als in der vorhergehenden gut haben mögen. Nur Thoren und von Leidenſchaften Verblendete denken bloß auf den gegenwärtigen Augenblick, der Klügere hingegen ſieht mehr auf die Folgezeit. Wir achten nicht die Laſt des Tages, wenn wir wiſſen, daß ein vergnügter Abend folgt. Im Gegentheil verdirbt ein misvergnügter Beſchluß

des Tages alles vorhergenoſſene Vergnügen. Was wäre daher, nach dieſer unſerer Art zu empfinden, das frohſte Leben werth, wenn es ſich in ein verdrießliches Alter endigte? Ach, da müßte jede Erinnerung an vorige Jahre nur ſo viel bitterer ſeyn! Aber behält auch dann noch, ſo weit es ſeyn kann, der Geiſt ſeine Heiterkeit, das Herz ſeinen zufriedenen Sinn: ſo bleibt nicht nur dieſer letztere Theil des Lebens, ſondern auch der bereits verfloſſene in der Erinnerung angenehm. Da merken wir denn auch den Abgang der Genußfähigkeit, der Kräfte und des Guten, was wir ehmals hatten, nicht ſo ſehr. Die Jugend und die kraftvollen Jahre verlieren ſich bey einem Manne, der als Greis eine glückliche Gemüthsſtimmung behält, ſo wie Frühling und Sommer in einem heitern Herbſte unmerklich verſchwinden.

Ein frohes Alter gehört zu den ſeltenern, aber eben deswegen auch deſto ſchätzbarern Vorzügen. Die meiſten Bejahrten bringen den Reſt ihrer Tage mehr traurig als vergnügt hin; fühlen neben körperlichen Schwächen und Plagen eine betrübte Ermattung des Geiſtes und in dem immer ſchnellern Hinſinken der Kräfte die Annäherung des Todes. Eine verſtärkte Sinnlichkeit, die den höhern Jahren, wie der Kindheit, eigen iſt, knüpft ihr Herz feſter an die Welt, und doch können ſie ſich die nahe Trennung von ihr nicht bergen. Sie ſehnen ſich nach Freunden: aber ihre alten Freunde ſind nicht mehr, und mit der jüngern Welt Freundſchaft zu pflegen, ſind ihnen Jahre und Mistrauen an ihrer, und Kaltſinn oder gar Geringſchätzung an Seiten der Letztern hinderlich. Ihre ehmaligen Verdienſte ſind großentheils vergeſſen; ihr Anſehen iſt geſunken. Es iſt, als ob ſie nur noch bloß in der Welt geduldet würden. Wenigſtens werden dieſe Leiden, wenn ſie auch nicht alle wirklich ſind, durch ihre Einbildungskraft geſchaffen und vergrößert. Urſachen genug, traurig zu ſeyn. Aber welch ein Glück iſt es denn nicht auch, dies gewöhnliche Loos des Alters nicht zu erfahren! Wie beneidenswerth der Greis, der ſich von ſo vielen Andern durch Geſundheit des Körpers und ungeſchwächte Geiſteskraft unterſcheidet! der von allen jenen Uebeln wenig erfährt, oder ſie doch mit einer heitern Seele leicht überwindet; dem das Leben noch im-

mer Wohlthat iſt; den der Tod nicht durch widrige Vorboten ſchreckt; der unvermerkt ſein Ziel erreicht, und ohne beſchwerlichen Kampf entſchlummert!

Bejahrte Perſonen werden den jüngern, vornehmlich denen, welche ſtets um ſie zu ſeyn genöthigt ſind, leicht überläſtig. Ein Gedanke, der die Ausſicht in das Alter ſehr unangenehm macht. Aber der hat dieß nicht zu fürchten, der dann noch frohen Herzens iſt. Er kann ſicher auf die gefälligſte Liebe und Dienſtfertigkeit der Seinen rechnen. Er iſt jedermann ehrwürdig, überall ein beliebter Geſellſchafter, deſſen Gegenwart das Vergnügen erhöht. Er, der ſich allgemeine Liebe und Zutrauen erwirbt, kann nun auch noch der Welt durch ſeine reifern Einſichten und Erfahrungen vorzüglich nützlich werden. Gern hört man ſeine freundlichen Belehrungen und befolgt ſie. Bey ihm erholt man ſich Raths. Sein Beyſpiel, von Weisheit und Herzensgüte unterſtützt, wirkt unwiderſtehlich. Er ſtiftet noch am Grabe, noch ſterbend Gutes, und hinterläßt ein ſegenvolles Andenken. Zu früh glaubt man ſeiner beraubt zu ſeyn, ob er gleich die höchſten Jahre erreichte. — Kann der Menſch ſein Leben würdiger, glücklicher beſchließen? Und welches Glück wäre mehr unſers Wunſches werth?

Zweyter Theil.

Aber warum müſſen nur wenige im Alter ſo glücklich ſeyn? Beruht die Zufriedenheit und Fröhlichkeit ſpäterer Jahre etwa nur auf gewiſſen Naturanlagen und äußern Vorzügen von ſeltener Art, die ſich der Menſch nicht ſelber geben, oder iſt ſie ein Glück, was er ſich erwerben kann? — Allerdings kömmt hier ſehr viel darauf an, ob jemand von der Natur und von äußern Umſtänden mehr oder minder begünſtigt wird; ob er einen feſtern oder ſchwächern Körperbau, eine mehr zum Frohſeyn, oder zur Schwermuth geneigte Gemüthsart hat; ob er ſich in einer beſſern oder ſchlechtern Lage befindet. Doch wenigſtens eben ſo viel hängt auch von ihm ſelber ab. Das Glück im Alter iſt größtentheils die Frucht eines vorhergehenden weiſen, tugendhaften Lebens, ſo wie ein vergnügter Abend der Lohn eines wohlangewandten Tages iſt Die

Hauptregeln, deren Befolgung ſich der Chriſt in dieſer Abſicht zur Pflicht zu machen hat, ſind:

Sorge für die Erhaltung und Befeſtigung deiner Geſundheit. Meide Ausſchweifungen, (2 Tim. 2, 22.) ſey mäßig und enthaltſam; härte deinen Körper durch nützliche Uebung ſeiner Kräfte ab. Hüte dich vor vermeſſenen Unternehmungen. — Ein geſunder Leib im Alter iſt ein unſchätzbares Gut; iſt Urſache und Beförderungsmittel der Fröhlichkeit.

Sorge mit unermüdetem Fleiße für die Ausbildung deines Geiſtes und Herzens. Sammle dir Schätze der Weisheit, die dich im Alter erfreuen und ſtärken. Gewöhne dein Herz an Genügſamkeit, an Menſchenliebe, an alle geſelligen Tugenden. Du wirſt auch noch in ſpäten Jahren in dir und außer dir Anlaß zur Zufriedenheit und Freude finden.

Führe ein thätiges Leben. Wirke durch deinen Beruf und bey andern Gelegenheiten ſo viel Gutes, als du vermagſt. Keine Freude im Alter iſt größer und anhaltender, als die in der Erinnerung eines nützlichen Lebens liegt. 2 Tim. 4, 7.

Und vor allem befleißige dich von Jugend auf einer wahren Gottesfurcht. Pred. Sal. 12, 1. Sie iſt die ergiebigſte Quelle der lauterſten Freuden, die beſte Führerin durch das Leben, und die ſtärkſte Stütze der Zufriedenheit im Alter. Der Umgang mit Gott wird dich dann ſchadlos halten, wenn ſich die Welt von dir abſondert. Schaffen deine Sinne oder die äußern Dinge dir kein Vergnügen mehr: ſo wirſt du es deſto reichlicher in der Religion wieder finden. Sie wird dich über die Gebrechen deiner Jahre tröſten, und dir den Gedanken an dein nahes Ende zur erfreulichſten Hoffnung machen. Sie iſts, die vorzüglich dein Alter ehrwürdig und glücklich macht. — Sie war Simeons Glück und Vorzug. (Luc. 2, 25.) Wohl dem, der ihm ähnlich iſt!

Am

Am Sonntage Sexageſimä.

Text. Luc. 8, 4—15.

Einleitung.

Die Abſicht der vorgeleſenen Gleichnißrede iſt ſo viel deutlicher, da ſie von Jeſu ſelbſt in der nachfolgenden Unterredung mit ſeinen Jüngern erläutert wird. Er beſchreibt darin die ungleichen Wirkungen ſeiner Vorträge nach der Verſchiedenheit der Gemüther ſeiner Zuhörer. Einige hörten ihn wegen ihrer rohen Unwiſſenheit oder weil ihnen die Wahrheit gleichgültig war, ohne allen Nutzen; Andre ſchienen Anfangs von ihm gewonnen zu ſeyn: aber ihre Rührungen und guten Entſchlüſſe gingen eben ſo ſchnell wieder vorüber, als ſie entſtanden waren; noch Andre hatten ein zu ſehr verdorbenes, laſterhaftes Gemüth, als daß ſie ſeiner Lehre hätten Gehör geben können. Nur ein kleiner Theil ward durch ſeine Reden wirklich erbauet und gebeſſert.

Dies nun iſt das Schickſal aller Religionsvorträge, und das darf uns um ſo weniger befremden, da der größte Lehrer ſelbſt es ſich gefallen laſſen mußte. Wer darf es wagen ſich mit ihm zu vergleichen? --- Zwar mögen die Klagen, daß mit Predigen wenig ausgerichtet werde, wohl etwas übertrieben ſeyn, da der dadurch geſtiftete Nutzen groſentheils im Verborgenen bleibt und nicht berechnet werden kann. Auch mag es wahr ſeyn, daß es an den Lehrern der Religion einem Theile nach ſelber liegt, wenn ihr Beruf unnütz wird, und daß von manchen Vorträgen mit Grund geſagt werden kann, man könne ſich dadurch nicht erbauen: aber ſo viel iſt doch auch gewiß, daß ſelbſt die beſten öffentlichen Belehrungen weniger wirken, als ſie ſollten, und daß man einen Hauptgrund davon in der Denkungsart und dem Betragen der Zuhörer zu ſuchen hat. Unter den mehrern Urſachen, die ſich davon anführen laſſen, ſcheinen beſonders gewiſſe noch immer herrſchende irrige Meynungen über Gottesdienſt und Erbauungsreden eine nähere Beleuchtung zu verdienen.

Vortrag.

Einige Vorurtheile, wodurch hauptſächlich der Nutzen öffentlicher Religionsvorträge gehindert wird.

I. Als ob es bey Religionsvorträgen auf bloßes Hören oder höchſtens nur auf Befriedigung der Wißbegierde ankomme.

II.

II. Als ob ihr größter Zweck und Vorzug in Erregung ſinnlicher Rührungen beſtehe.

III. Als ob in Vorträgen über Tugend und Pflichten vieles gefodert werde, was unmöglich und nicht nöthig zu erfüllen ſey.

Erſter Theil.

Die Anhörung geiſtlicher Reden wird zwar, ſo wie die öffentliche Gottesverehrung überhaupt, von den meiſten Chriſten für Pflicht gehalten: aber der größere Theil betrachtet ſie auch bloß als Pflicht, ohne ſich dabey die eigentlichen Gründe zu denken. Man rechnet ſie mit zu dem Dienſte, den man Gott zu erweiſen, wodurch man ſich ihm gefällig zu machen glaubt, und wobey man denn gewöhnlich der Meynung iſt, es komme nicht eben auf weitern Gebrauch und Nutzen, ſondern nur darauf an, daß gewiſſe Stunden geheiligter Tage mit Andachtshandlungen zugebracht werden. Oder wenn man ja das Vernunftwidrige zu ſehr fühlt, in dem bloßen Daſeyn in der Kirche und in einem gedankenloſen Hören etwas verdienſtliches zu ſuchen: ſo ſchränkt man doch ſeine ganze Pflicht leicht wieder darauf ein, daß man das Gehörte bedenkt und den Verſtand damit beſchäftigt, ohne an Anwendung einen Gedanken zu haben. Und Einige verlangen denn noch überdies aus Misverſtand und Verwöhnheit nur das zu hören, was neu, was auffallend und mehr für ſie angenehm als brauchbar iſt. Sie wollen bloß auf eine gefällige Art unterhalten ſeyn. — Aufmerkſame Beobachter mögen entſcheiden, ob dies nicht ein richtiges Bild vieler Zuhörer und ein eben ſo großes, als gewöhnliches Hinderniß ſey, warum Predigten, auch ſelbſt gute und erbauliche, ſo wenig Einfluß auf das thätige Leben haben.

Aber ſollte man nicht erwarten, daß die meiſten Chriſten, beſonders in unſern aufgeklärten Zeiten, beſſere Begriffe von ihren Andachtsgeſchäften, und daß ſie jenen Meynungen, die ſo ſehr von Unwiſſenheit zeugen, längſt Abſchied gegeben hätten? Kann man ſich nur mit einem Scheine von Vernunft einbilden, daß ein bloßes andachtloſes Zugegenſeyn bey Religi-

ligionsvorträgen etwas Gottgefälliges ſey, oder daß man damit gar ſich um des Unendlichen Ehre ein Verdienſt erwerbe? Dienen dieſe Vorträge zu weiter nichts, als etwa zur Verlängerung der Zeit und zum feyerlichern Anſehen des Gottesdienſtes? — Kann es ferner genug ſeyn, den Wahrheiten der Religion als ein vergeſſender Hörer auf eine Stunde ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden und ſie ſich dann wieder ohne weitern Nutzen entfallen zu laſſen? Iſt es vollends nicht wider den Zweck unſerer heiligen Zuſammenkünfte, in ihnen ſich nur an dem, was dem Ohre gefällt und einer verwöhnten Wißbegierde genug thut, vergnügen zu wollen; ſie bloß zu beſuchen, um Reden, die mehr wahr und herzlich, wie ſchön ſeyn ſollen, als Kunſtrichter zu beurtheilen; oder nur um zu hören, wie die und jene Glaubenslehre (wohl gar unausgemachte Meynung) wider abweſende Zweifler und Irrgläubige verfochten und Andersdenkende widerlegt werden? Das ſollten rechtmäßige Abſichten, würdige Beſchäftigungen des andächtigen Chriſten ſeyn? Nein, damit müſſen unſere Verſammlungen, deren Beſtimmung edler und wohlthätiger iſt, nicht entweihet werden. Damit wird nichts für die Religion gewonnen, wohl aber verlohren; zwar wohl Gedankenloſigkeit verſtärkt und geiſtlicher Stolz genährt, gewiß aber nicht das wahre Chriſtenthum gefördert. — Es iſt wahr, hören, und das Gehörte nachdenkend erwägen, ſind die erſten Pflichten der zur Erbauung verſammelten Chriſten. Pred. Sal. 5, 1. Die Religion iſt zunächſt eine Sache für das Wiſſen, und wohl dem, der ſich von ihr eine ausgebreitete Erkenntniß erwirbt und immer fortfährt, dieſe zu erweitern! Aber müßiges Wiſſen, bloße, unfruchtbare Erkenntniß darf ſie doch auch nicht ſeyn. Jac. 1, 22. Joh. 13, 17. Jede ihrer Lehren iſt zum Gebrauch für das Herz und Leben da, und hierzu ſoll ſie erlernt und im Andenken behalten, oder aufs neue in Erinnerung gebracht werden. Iſt dies: ſo ſollten wir doch dem Irrthum endlich entſagen: daß Wiſſen an ſich etwas verdienſtliches, und Betrachten die ganze Pflicht des Andächtigen ſey. Der Chriſt verbinde vielmehr mit dem Nachdenken über die Wahrheiten allemal ein weiſes Nachdenken über ſich und ſein Leben. Er frage ſich: was für einen Gebrauch kann ich von dieſer

Lehre für meine Zufriedenheit, Hoffnung, Beſſerung und Tugend machen? Er eröffne ſein Herz guten Vorſätzen und führe ſie aus. So iſt ſeine Andacht chriſtlich und von Segen.

Zweyter Theil.

Wir kommen zu einem andern Vorurtheile, das zwar nicht ganz ſo viel Schaden ſtiftet, aber doch immer noch der Erbauung hinderlich genug iſt. Es beſteht nämlich in der Meynung: Predigten müßten bloß Rührungen hervorbringen, und ſie hätten, wenn dies geſchähe, ihren ganzen Zweck erreicht. Diejenigen, die ſo denken, wollen daher jeden Sonntag das Herz beſonders in Bewegung geſetzt wiſſen. Man ſoll in ihnen ſtets lebhafte Gefühle von Freude, von Troſt und andre Empfindungen der Art erregen; und wenn das nicht geſchieht: ſo glauben ſie, ſich nicht zu erbauen. Alle andere noch ſo nützliche Vorſtellungen ſind ihnen gleichgültig.

Man muß billigerweiſe eingeſtehen, daß in dieſer Foderung nur durch Uebertreibung der Sache gefehlt wird. Es iſt allerdings von ſehr großem Nutzen, wenn ein Prediger ſeiner Zuhörer Herzen zu bewegen weiß. Durch angenehme Gefühle werden die Religionslehren nicht nur überhaupt werther, ſondern bey gewiſſen Wahrheiten müſſen auch nothwendig Empfindungen erregt werden, wenn ſie fruchtbar werden ſollen. So zum Beyſpiel bey der Lehre von der Unſterblichkeit, bey der Pflicht der Wohlthätigkeit gegen Arme, bey der Betrachtung der außerordentlichen Wohlthaten, die Jeſus der Welt erwieſen hat, bey jeder Erinnerung an Gottes Güte. So ſind Rührungen bey vielen Betrachtungen natürlich, ja eigentlich unentbehrlich. Aber deswegen können ſie doch nicht bey allen Statt finden. Inſonderheit iſt dies nicht wohl möglich, bey Vorträgen über die meiſten Theile der chriſtl. Sittenlehre, die gleichwohl die allernöthigſten ſind. Von der Art ſind Ermahnungen zur Demuth, Ehrbarkeit, Mäßigkeit, Arbeitſamkeit, Gerechtigkeit und noch viele ähnliche Vorſtellungen, wobey man viel denken, viel lernen, viele gute Entſchließungen faſſen kann, ohne eben gerührt zu ſeyn. Wie? dieſe ſollten unterbleiben? — Unbillig iſt demnach das unmäßige Verlangen nach ſo genannten rührenden Predigten.

Aber es iſt auch ſchädlich, denn nicht zu gedenken, daß ſtets in Bewegung geſetzte Gefühle endlich ſtumpf werden müſſen; nicht zu erwähnen, daß man ſich durch öftere empfundene Rührungen leicht verleiten läßt, ſich um dieſer willen für einen beſonders guten Chriſten, der man deswegen doch bey weitem noch nicht iſt, zu halten und ſtolz zu werden: ſo entſteht doch aus dieſem irrigen Verlangen die vorhin angeführte Gleichgültigkeit und wohl gar eine wirkliche Verachtung gegen die heilſamſten Belehrungen, ſo bald ſie nicht das Herz erſchüttern. Man verläßt da die Kirche unzufrieden, wo man ſich vielleicht recht ſehr erbauet haben könnte, wenn die Seele nicht gleichſam verſtimmt wäre. Das ganze Chriſtenthum ſetzt man dann endlich nicht mehr in Thun, ſondern in Empfinden. — Verſtändige Chriſten, bedenket, daß Rührungen bald vorüber gehen und allein unnütz ſind, wenn nicht helle Erkenntniß und ein auf Gründe gebauter Vorſatz ſie begleitet. Luc. 8, 13. Wiſſet, daß ihr das meiſte Gute für euer Herz von ruhigem Nachdenken zu erwarten habt. Um zu wiſſen, ob euch eine Predigt nützlich geworden iſt, fragt nicht: was habe ich empfunden, ſondern: was habe ich an Erkenntniß, Hoffnung und guten Entſchlüſſen gewonnen?

Dritter Theil.

Zu den größten Hinderniſſen des Nutzens öffentlicher Religionsvorträge gehört vornehmlich aber der grobe Irrthum, der in der Stille bey Vielen herrſcht: es werde an Pflicht und Tugend mehr gefodert, als der Menſch zu leiſten fähig ſey und brauche. Hier ſieht jeder leicht ein, wie viel Freyheit man dabey hat, zu thun und zu laſſen, was man für gut findet; wie da gewiß an keine Ablegung einer geliebten Sünde, an keine Ausübung einer ſchweren Tugend zu denken iſt, was auch noch ſo Wahres und Gutes darüber geſagt ſeyn mag. Die beſten Vorſtellungen, wenn ſie dem verdorbnen Herzen nicht gefallen, müſſen vergeblich werden, ſo wie im Gleichniß die Saat unter den Dornen erſtickt ward. Die Laſterliebe fertigt alle ihr nicht anſtändigen Erinnerungen mit dem Gedanken ab (Joh. 6, 60.) Das iſt eine harte Rede, wer kann ſie hören?

Wäre-

Wäre dies Vorurtheil nicht ſo gewöhnlich: ſo verdiente es kaum noch ein Wort zur Widerlegung. Vernünftige müſſen ja auch leicht ſelbſt einſehen, wie wenig Grund es hat. Sollte es wirklich ſeyn, daß ein Religionslehrer eine übertriebene ſtrenge Sittenlehre predigte: ſo müßte das ſogleich daran erkannt werden, daß ſie nicht mit der Bibel übereinſtimmte und ihr widerſpräche. Wer, zum Exempel, würde nicht bald das wirklich Irrige und den Widerſpruch gegen die Bibel fühlen, wenn er alle unſchuldigen Freuden verdammen hörte? Allein, wenn auf der Kanzel Pflichten gelehrt werden, wie ſie Jeſus gelehrt und befohlen hat; wenn alle Foderungen Natur, Vernunft und Bibel zum Grunde haben; wenn ſich's der Zuhörer ſelbſt geſtehen muß, daß ſein und Andrer Wohl es nöthig macht, ſie zu erfüllen, und daß ihre Unterlaſſung unſelige Folgen habe: wie kann man denn noch ohne Unbeſonnenheit ſagen: es werde zu viel verlangt? Wie kann man Unmöglichkeit vorſchützen, die Pflichten zu vollbringen, die der weiſe Erlöſer mit genauer Rückſicht auf unſre Natur und Kräfte abfaßte? Sind ſie nicht auch ſchon durch ſo vieler Rechtſchaffener Leben bewährt worden? Wie kann man ſagen: es ſey genug, nur etwas davon zu thun? Kann da, wo nicht zu viel gefodert iſt, abgelaſſen werden? Und laſſen ſich Tugenden theilen? Wünſcht man etwa auch nur in etwas und nicht ganz glücklich und gut zu ſeyn? — Doch für Gutgeſinnte iſt dies genug, um jenen Irrthum in ſeiner Blöße zu erkennen; und Solche, die ihn zur Beſchönigung eines den Laſtern preisgegebenen Herzens brauchen, werden ihn ſchwerlich fahren laſſen. Herzlich wäre es indeß zu wünſchen, daß dies und die vorerwähnten Hinderniſſe des Segens, den öffentliche Lehrvorträge haben ſollen, möchten können weggeſchafft werden, damit Jeſus Lehre bey Allen erwünſchte Früchte brächte.

Am Sonntage Eſto mihi.

Text. Luc. 18, 31 — 43.

Einleitung.

Es iſt ſchwer, ein gegenwärtiges hartes Uebel mit Gelaſſenheit tragen, aber noch ſchwerer ein künftiges bey ſeiner Annäherung mit Ruhe und Geſetztheit erwarten. Dies weiß Jeder, der ſich und Andere beobachtet hat. Es mag nun ſeyn, daß das Wanken zwiſchen Furcht und Hoffnung dem Menſchen der widrigſte Zuſtand iſt, oder daß ſeine Einbildungskraft ihm jedes noch bevorſtehende Leiden mit zu fürchterlichen Farben vor Augen malt, oder was es auch ſonſt noch für Urſachen geben mag; genug wir wiſſen, daß der Menſch am meiſten ängſtlich und kleinmüthig zu ſeyn pflegt, wenn er ſo eben ein herbes Schickſal erfahren ſoll. — Aber deſto mehr verdient derjenige unſre Hochachtung, der ſich in einer ſolchen Lage zu faſſen weiß.

Und wer hat je von allen Sterblichen bey ſo äußerſt ſchrecklichen Erwartungen ſo viel Muth und Ruhe gezeigt; wer kann unſre Bewunderung mehr auf ſich ziehen als Jeſus auf ſeinem Wege zum Tode? Wir können die heilige Zeit, welche dem Andenken an den Ausgang ſeines Lebens gewidmet iſt, nicht würdiger zu ſeiner Ehre und nicht erbaulicher für uns anfangen, als mit dieſer Betrachtung.

Vortrag.

Ueber die Gemüthsruhe Jeſu bey der Annäherung ſeines Leidens.

I. Darſtellung derſelben und deſſen, was in ihr vorzügliches iſt.

II. Worin ſie ihren Grund hatte.

Erſter Theil.

Die Art, mit der Jeſus ſeinen Jüngern ſein bevorſtehendes Leiden eröffnet, beweiſet den ruhigſten Gemüthszuſtand. In der Anrede an ſie (v. 31.) ſollte man faſt glauben nur die Sprache eines Erzählenden zu hören, der von fremden Schickſalen ſpricht. Er macht ihnen ſeinen Entſchluß bekant, ſich nach Jeruſalem zu begeben, und beſchreibt ihnen, als die Ab-

ſicht und Folgen dieſer Reiſe, die gewaltthätigſten Ungerechtigkeiten, die härteſten Mishandlungen, den ſchmachvollen Tod, den er dort erdulden werde, alles mit einer Deutlichkeit und Beſtimmtheit, die nur bey einer völlig gefaßten Seele möglich iſt. Kein Wort, das eine Furcht oder Beſorgtheit für ſich, oder den Wunſch, jenes Verhängniß nicht zu erfahren, verriethe. Er iſt es vollkommen zufrieden, nicht weil er muß, ſondern weil er darin Gottes Rath erkennt, und weil ſein Beruf es mit ſich bringt. Es iſt ſein Wille. — Eine ſo außerordentliche Geiſtesgröße mußte ſich auch äußerlich durch die ruhigſten Blicke und durch das ganze Betragen zu erkennen geben. Seine Jünger merkten an ihm bey dieſer Ankündigung keine Veränderung. Ihre große Befremdung über die Nachricht, die ihren Abſichten ſo ganz entgegen war, ſcheint zum Theil auch daher gerührt zu haben, daß ihr Freund und Lehrer von ſolchen Schickſalen ſo gelaſſen reden könne. Und freylich auch wir können, mit einem Blicke auf uns ſelbſt, dieſe Gelaſſenheit kaum faſſen. Sie überſteigt alle unſere Begriffe, wenn wir ſie mit dem gewöhnlichen Betragen der Menſchen in ähnlichen Fällen, oder auch mit dem, was wir ſonſt von Heldenmuth und Gemüthsruhe wiſſen, in Vergleichung ſetzen.

Wenn Menſchen einem drohenden Uebel gelaſſen entgegen ſehen: ſo iſt es mehrentheils gewiß, daß ſie entweder die Größe deſſelben nicht kennen, oder daß ſie auf manche lindernde Umſtände dabey rechnen, oder daß ſie ſich auch noch wohl Rechnung machen, ihm zu entgehen. Von dem allen kam Jeſu nichts zu Statten. Er kannte ſein Leiden genauer, als irgend einer von uns das ſeine vorauswiſſen kann. Mit allen Nebenumſtänden ſchwebte es ihm ſchon lange vorher klar vor Augen. Und in dieſen war ſchlechterdings nichts, was ihn hätte aufrichten können. Nicht etwa die Anerkennung ſeiner Unſchuld, nicht die Tröſtungen der Seinen, nicht das Mitleiden eines dankbaren Volks, nicht die Menſchlichkeit derer, die ihn hinrichten mußten. Vielmehr vereinigte ſich alles, was ſich Niederſchlagendes denken läßt, die größte körperliche Quaal und mit ihr der Anſchein, ſchuldig zu leiden, Undank und Verhaßtheit bey einem ihm noch kurz zuvor ergebenen Volke, Verſpottung im tiefſten Elende, bittere

Vorwürfe von ſchadenfrohen Feinden und von einem ähnlich Unglücklichen, Verlaſſenheit von den Seinen, und bey den wenigen Treugebliebenen der Anblick eines von Schmerz durchbohrten Herzens. — Wer vermöchte ein ſolches Bild von ſich vorauszuſehen, ohne der Verzweiflung nahe zu ſeyn! Jeſus konnte ſeinem Leiden ausweichen; und er that es nicht. Sein Beruf und die große Abſicht ſeiner Sendung foderte es, daß er ſich dieſem harten Schickſal unterwarf. Mehr bedurfte es für ihn nicht, um auch das Schrecklichſte entſchloſſen zu erdulden. Ach, ſollte wohl das Pflichtgefühl auch über uns ſo viel vermögen! Freylich können wir uns nie in einem ganz ähnlichen Falle befinden: aber wie würden wir uns in ſeiner Stelle verhalten haben? Welche Ueberwindung koſtet es, wenn wir uns Gefahren unterziehen ſollen, wo wir nicht gerade gezwungen ſind, und wo es doch noch unentſchieden iſt, ob wir uns aufopfern müſſen? Der Erlöſer ging freywillig den Weg, an deſſen Ausgange der ſchrecklichſte Tod ſeiner wartete.

Man findet bey manchen Menſchen zwar wohl Entſchloſſenheit und Muth in Gefahren. In einer gewiſſen Hitze und Betäubung ſind ſie fähig, alles zu wagen, ſelbſt das Leben nicht zu achten. Aber ſchwerlich kann jemand im ruhigen Zuſtande ein nahes und großes Uebel vor ſich ſehen, ohne daß ſein ganzer Muth erſchüttert würde. Noch weniger iſt es möglich, ein Uebel lange Zeit voraus, und immer näher kommen zu ſehen, und ſich dabey gleich zu bleiben. Jeſus blieb ſich gleich. Dieſelbe Ruhe, mit der er vor Jahren an ſein Schickſal gedacht hatte, bemerkte man noch auf dieſem letzten Wege nach Jeruſalem an ihm. Nur erſt wenige Augenblicke vor ſeinem Leiden äußerten ſich die natürlichen Regungen der Bangigkeit. Aber auch wie bald und glücklich beſiegte er ſie!

Wenn eine widrige Erwartung dem Menſchen vorſchwebt, ſo iſt er gemeiniglich unfähig zu allen andern Gedanken und Geſchäften. Nicht ſo bey dem Erlöſer. Sein Leiden ſchien ihn wenig zu beſchäftigen. Er ſprach davon gleichſam nur gelegentlich. Der Gedanke an daſſelbe hatte ihn noch nie an ſeinem Berufe gehindert, und hinderte ihn auch

itzt noch nicht. Hülfsbedürftige, die ihm auf dieſem ſeinem letzten Wege begegneten, fanden bey ihm dieſelbe Aufmerkſamkeit und Bereitwilligkeit zu helfen, als Jahre zuvor. Noch ſelbſt in Jeruſalem fuhr er fort, mit aller Freymüthigkeit zu lehren. Und wie ſehr zeugen die letzten Unterredungen mit den Seinen von Ruhe, von Freudigkeit, von herzlicher Theilnehmung und ſorgſamer Liebe! — Wer erkennt nicht in dem allen die erhabenſte Seelengröße, das bewundernswürdigſte Beyſpiel!

Zweyter Theil.

Dieſe höchſt glückliche Gemüthsfaſſung war bey Jeſu nicht etwa Folge von Fühlloſigkeit oder von gefliſſentlicher Abhärtung. So etwas läßt ſich von ihm nicht denken. Nein, ſeine Ruhe war die Geſetztheit eines Weiſen, die Wirkung der reinſten Unſchuld, der troſtvollſten Ueberzeugungen und Hoffnungen.

Ein feſterer Muth hat zwar ſchon zum Theil ſeinen Grund in einer glücklichen Naturanlage; und wir können wohl mit Recht annehmen, daß der Erlöſer auch hierin vor allen Menſchen etwas Vorzügliches gehabt habe. Aber weit mehr noch erwirbt man ſich ihn durch Uebung und Erfahrung. Wer ſich von Jugend auf gewöhnt, über alles richtig nachzudenken; wer die Empfindung bey ſich ſo weit zu mäßigen weiß, daß ſie nie der Ueberlegung hinderlich wird; wer ſich nie mit dunkeln Vorſtellungen behilft, ſondern die Lage, in der er iſt, oder in die er kommen möchte, deutlich und von allen Seiten betrachtet; wer überdies noch ſchon manche Erfahrung gehabt hat und gehörig benutzt, der wird allemal bey Gefahren am unerſchrockenſten ſeyn. Wer darf ſich aber hier mit dem Göttlichen vergleichen, der an Größe des Verſtandes, an Beurtheilungskraft, an Herrſchaft über ſich ſelbſt alle Sterbliche ſo weit übertraf, und deſſen ganzes Leben eine Reihe der lehrreichſten Erfahrungen war?

Man nehme hierzu ſeine vollkommene Schuldloſigkeit. Ihn beunruhigte weder der Gedanke, der Urheber ſeines Leidens zu ſeyn, noch auch überhaupt das Bewußtſeyn eines fehlerhaften Lebens — insgemein die Haupturſache unſrer Aengſtlichkeit. Ward gleich ſeine Unſchuld nicht erkannt: ſo fühlte er ſie doch in ſich. Sein Gott kannte ſie. Dies Gefühl erhob

ihn weit über Spott und Verachtung, über alle äußere Leiden. So ſehen wir ja ſchon oftmals rechtſchaffene Tugendfreunde (und dieſe ſind gleichwol fehlerhafte Menſchen) ſchmerzliche Uebel gelaſſen erwarten und ertragen.

Einem edeldenkenden Manne giebt das Andenken an Beruf und Pflicht und an die Ausführung großer Abſichten Muth, auch in den gefahrvollſten Unternehmungen. Er leidet willig um der Rechtſchaffenheit willen und für das allgemeine Beſte. — Jeſus litte für die Sache der Religion, für das Heil der Welt. Welch ein Gedanke, unzählige Menſchen durch ſeine Aufopferung in Zeit und Ewigkeit zu beglücken! Dieſe Vorſtellung war ihm immer gegenwärtig (Joh. 3, 16. Matth. 20, 28.), und ſie gab ihm jene freudige Entſchloſſenheit, mit welcher er dem Tode entgegen gieng.

Für den Tugendfreund iſt kein Leiden, ſelbſt der Tod nicht, ohne Hoffnung der vollkommenſten Vergeltung. Röm. 8, 28. Auf den Tod des Erlöſers folgte ſeine Auferſtehung und Verherrlichung, deren er auch gegen die Jünger in der Ankündigung ſeines Leidens gedenkt. Er ſah nicht, wie ſchwache furchtſame Menſchen pflegen, blos auf das ihm zunächſt bevorſtehende Verhängniß, ſondern auch ſchon mit völligſter Theilnehmung auf ſeinen frohen Ausgang. Nun nach überſtandenen Leiden Gottes Rath erfüllt zu haben; ein Leben voll unnennbarer Seligkeit zu genießen; mit der Ueberzeugung aus der Welt zu gehen, das ſeine gekränkte Ehre aufs vollkommenſte gerechtfertigt, alle ſeine Erlöſten ihm ewig dankbar ſeyn würden, — gewiß ein Troſt, der alle Furcht weit überwog.

Möchte dieſe Betrachtung unſre Ehrfurcht gegen den großen Stifter unſers Glaubens vermehren und uns zur Anweiſung dienen, wie wir ihm, ſo weit es möglich iſt, auch in der Standhaftigkeit in Trübſalen ähnlich werden können!

Am Sonntage Invocavit.

Text. Matth. 4, 1—11.

Einleitung.

Als Jeſus ſeinen Beruf antreten wollte, fand er für gut, ſich auf einige Zeit von aller menſchlichen Geſellſchaft abzuſondern. Er wählte eine Wüſte zu ſeinem Aufenthalt, wo er vierzig Tage mit Faſten und Andachtsübungen zubrachte. Seine Abſicht war wohl, theils ſein wichtiges Amt auf eine feyerliche Art anzufangen, und theils ſich auch noch auf daſſelbe vorzubereiten. Hier konnte er ungeſtört ſein großes Vorhaben, deſſen Hinderniſſe und die Mittel, es auszuführen, überdenken, ſich ſeine künftigen Pflichten und Schickſale ausführlich vorſtellen, und ſeine heiligen Entſchlüſſe durch anhaltendes Gebet ſtärken. Hier war es denn auch, wo er die Verſuchungen, ſeinem Berufe untreu zu werden, durch welche er geprüft werden ſollte, ſo herrlich überwand, und wo ſein Muth, wie ſeine Tugend, durch dieſen Sieg noch mehr befeſtigt ward.

Dieſe Entfernung des Erlöſers von allem Umgange kann zwar in der Art, wie er ſie für ſich nöthig fand, von uns nicht völlig nachgeahmt werden. Sie iſt kein eigentliches Beyſpiel für uns, da unſre Lage von der ſeinigen ſo ganz verſchieden iſt. Aber ſie erinnert uns doch überhaupt an die wichtige Lebensregel, uns zuweilen dem Geräuſch der Welt zu entziehen und in einſamer Stille die Seele mit gewiſſen wichtigen Ueberlegungen zu beſchäftigen.

Vortrag.

Ueber den Werth einſamer Stunden, und die beſte Art, ſie zu benutzen.

I. Richtige Schätzung derſelben.

II. Anweiſung, ſie auf die nützlichſte Art zu verwenden.

Erſter Theil.

Es iſt eine Frage, die ſich nicht geradezu beantworten läßt: ob man die Zeit, die man einſam, oder die man in Geſellſchaft Anderer zubringt, mehr zu ſchätzen habe. Beyde erhalten ihren Werth erſt durch eine vernünftige den Umſtänden gemäße Abwechſelung und durch den Zweck, den man ſich dabey vorſetzt. Beyde haben ihr Gutes und Böſes, ihre Freu-

den und Unannehmlichkeiten, ihre Vortheile für das Herz, aber auch ihre eigenthümlichen Gefahren und Verſuchungen.

Eine gänzliche Abſonderung von der Welt iſt etwas Unnatürliches, und ſtreitet offenbar mit den Abſichten Gottes, wie mit den edelſten Pflichten des Menſchen. Einer unſrer erſten Naturtriebe iſt Geſelligkeit. Nur im geſelligen Leben können Verſtand und Herz gebildet, die Tugend geübt, gemeinnützige Geſchäfte verrichtet, edelmüthige Handlungen vollbracht und gewiſſe vorzügliche Freuden genoſſen werden. Die ganze Einrichtung der Welt und unſrer Bedürfniſſe, unſere ganze Beſtimmung macht Verbindung und Umgang mit Menſchen nothwendig. Hat es je einen thörichten Irrthum gegeben: ſo war es der, daß man es einſt für etwas beſonders Verdienſtliches und Heiliges achtete, ſein Leben in Einöden oder in finſtern Mauern unter Menſchenhaß und Müſſiggang zu verträumen. — Es iſt freylich in unſern Zeiten ſo nöthig nicht mehr, vor dieſem Vorurtheile zu warnen: aber doch begehen auch itzt noch manche Menſchen aus andern Gründen eben den Fehler, daß ſie ſich mehr, als ſie ſollten, von der Welt zurückziehen. Perſonen, die einen natürlichen Hang zur Schwermuth haben, oder die bey einer unvollendeten Menſchenkenntniß das viele Böſe an Menſchen bemerkten, ohne das Gute dagegen wahrzunehmen, oder die das Unglück hatten, öfter hintergangen zu werden, und ſich gewöhnten, gegen Jedweden Mistrauen zu hegen, oder auch die, welche ein herbes, unvergeßliches Leiden erfuhren, vielleicht einen Theil ihres Lebens in einer unglücklichen Verbindung zubrachten, oder einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten, alle dieſe gerathen leicht auf den Gedanken, der menſchlichen Geſellſchaft, ſo weit es in ihrem Vermögen iſt, zu entſagen, und ſich der Einſamkeit zu überlaſſen. Aber wahrlich, für dieſe iſt die Einſamkeit kein Glück! Sie macht den Schwermüthigen zum Feinde ſeiner ſelbſt; den Mistrauiſchen zum Menſchenfeinde. Sie erfüllt des Unglücklichen Seele noch immer mehr mit traurigen Bildern und erſchwert ihm die Rückkehr zur Zufriedenheit und Freude.

Doch ſo nothwendig und wohlthätig ein geſelliges Leben für den Menſchen iſt: ſo nöthig iſt gleichwohl auch hier eine

gewiſſe vernünftige Einſchränkung. Nicht alle unſere Stunden, auch nicht einmal alle die, welche uns Berufsgeſchäfte und andere Pflichten übrig laſſen, dürfen im Umgange mit Andern zugebracht werden. Wir müſſen einen Theil derſelben für uns ſelbſt übrig behalten. Dies iſt eine ſo viel wichtigere Weisheitsregel, da es nicht in unſrer Macht ſteht, blos mit würdigen, guten Menſchen umzugehen, und da die gewöhnlichen geſellſchaftlichen Beſchäftigungen theils für den Geiſt und das Herz unbefriedigend ſind, theils auch ſelbſt gar leicht nachtheilig werden können. Auch die unſchuldigſten Zerſtreuungen, wenn ſie zu häufig ſind, ſchaden unvermeidlich. Sie machen, daß der Menſch ſich ſelber fremd und unbekant wird, ſchwächen das Nachdenken, hindern die nützliche Thätigkeit, verwöhnen das Gemüth zur Liebe eitler, nichtswürdiger Dinge und ſtören das wahre Vergnügen mehr, als ſie es befördern. — Jeder Vernünftige muß daher eben ſowohl ein Freund der Einſamkeit als der Geſelligkeit ſeyn und ſeine geſchäftfreye Zeit zwiſchen beyden theilen.

Die Augenblicke, welche wir für uns allein zubringen, ſind die beſte Zeit zur Erholung des Geiſtes. Da ſammlen ſich die durch Geſchäfte oder Geſellſchaft zerſtreuten Gedanken wieder, wie bey dem Körper in Ruheſtunden die erſchöpften Kräfte. Wir ſind der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben, ſo manches Unangenehme zu hören, uns aus Höflichkeit oder Freundſchaft einen läſtigen Zwang anzuthun, und die Seele durch eine Menge unnützer Unterredungen oder gedankenloſer Zeitvertreibe zu ermüden. Das müſſen beſonders diejenigen zu beurtheilen wiſſen, welche mehr als Andere im Geräuſch zu leben genöthigt ſind. Wie unangenehm muß nicht denen oftmals ihre Lage werden, wenn anders nicht ſchon Geiſt und Herz bey ihnen verdorben iſt! Welch ein Vergnügen für ſie, ſich einmal frey zu fühlen, und ſich nach Gefallen Gegenſtände des Nachdenkens wählen zu können!

So macht uns denn auch die Einſamkeit immer wieder fähiger, das geſellige Leben zu genießen und uns in demſelben nützlich zu machen. Der beſte Umgang wird durch beſtändigen Genuß leicht gleichgültig, ja ſelbſt läſtig. Abwechſelung hingegen erhält ſeinen Werth, und ſchärft aufs neue unſer

Verlangen. Im allzuhäufigen Umgange (zumal in dem, wie er gewöhnlich iſt) wird die Seele gedankenleer. Eine wohlbenutzte Einſamkeit bietet ihr neuen Reichthum dar, ſich und Andre fruchtbar zu unterhalten. Und wie nöthig werden dem Menſchen einſame Stunden zur Vorbereitung auf ſeine Berufsgeſchäfte, zur Ueberlegung ſeiner häuslichen Familien- und Freundſchaftspflichten, zur Ueberſicht des Guten, was er in ſeinen Verhältniſſen wirken kann und wirken ſoll? Je größer hier ſein Wirkungskreis iſt, deſto nöthiger für ihn dieſe in der Stille oft wiederholte Berechnung ſeiner Pflichten.

Vorzüglich wichtig ſind aber einſame Stunden zur Beſorgung der großen Angelegenheiten unſrer Seele. Unter Geſchäften und Zerſtreuungen iſt es nicht wohl möglich, an unſre große Beſtimmung für die Ewigkeit und an die Bedürfniſſe zur Glückſeligkeit unſers unſterblichen Geiſtes zu denken, wenigſtens nicht mit der anhaltenden Aufmerkſamkeit und dem Ernſte, den die Sache erfodert. Nur die Einſamkeit gewährt uns die hierzu nöthige Ruhe. Sie erleichtert das Andenken an den Hauptzweck dieſes Lebens; verhütet die zu große Vertiefung in die Dinge der Welt, und wird, wohl angewandt, ein Beförderungsmittel der Weisheit, der Selbſterkenntniß, der Gottesfurcht, der Tugend.

Zweyter Theil.

Aber freylich laſſen ſich dieſe Vortheile auch nur dann von einſamen Stunden hoffen, wenn wir ſie gut anwenden. Sie können auch gemisbraucht werden, und dann ſchaden ſie oft mehr, als ſtete Zerſtreuungen. Für ein verdorbenes Gemüth iſt nichts gefährlicher, als allein und ohne Aufſeher zu ſeyn. Es wird alsdann ſein eigner Verführer. Da finden ſträfliche Lüſte mehr Raum und in den Bildern der ungeſtörten Einbildungskraft die ſchädlichſte Nahrung. Da ſind ſchon zu unzähligen Frevelthaten die erſten Entwürfe gemacht, und Sünden, wie ſie vor Zeugen nie geſchehen konnten, begangen worden. Auch derjenige hat von der Einſamkeit ſchon Schaden, der ſie müſſig und gedankenleer verbringt. Auf ſeiner Rechnung ſteht eine Menge verlohrner Stunden. Es erzeugt ſich bey ihm ein Widerwille gegen nützliches Denken und geſchäf-

tig ſeyn; und ſein Herz iſt in der größten Gefahr, verdorben zu werden. Müſſiggang lehrt viel Böſes, aber gewiß dann am meiſten, wenn der Menſch das Auge der Welt nicht ſcheuen darf.

Einſame Ruheſtunden werden ihrem Zwecke gemäß benutzt, wenn wir ſie erſtlich brauchen, um unſern Vorrath guter Erkenntniſſe zu vermehren. Tauſend wiſſenswürdige Dinge können da unſer Nachdenken auf ſich ziehen, und es fehlt uns nicht an Hülfsmitteln uns darüber zu belehren. Insbeſondere iſt dem Chriſten das Nachdenken über die Wahrheiten der Religion, über ſeine allgemeinen und beſondern Pflichten, über die Erfahrungen, die er bisher in der Welt und im Umgange mit Menſchen gemacht, über die Führungen Gottes, die frohen und traurigen Begegniſſe, die er erlebt hat, zu empfehlen. Eine Beſchäftigung, die ſich durch ſo manche Freude belohnt, und für das Herz wie für den Verſtand ſegensreiche Folgen hat.

Einſame Stunden gehören ferner dem Umgange mit uns ſelbſt. Nicht nützlicher können ſie werden, als durch ernſtliches Nachſinnen über unſre Denkungsart und unſer Verhalten. Was iſt wichtiger für uns, als Selbſterkenntniß? Und, wo erwerben wir ſie uns ſicherer, als da, wo wir uns ungeſtört prüfen können?

Endlich laßt uns auch einen Theil von ihnen dem Umgange mit Gott widmen. Hier iſt uns Jeſus ein Beyſpiel. In ſeiner Lebensgeſchichte wird öfter angemerkt, daß er die Einſamkeit geſucht habe, um zu beten. Zwar verehren wir Gott auch öffentlich: aber eine gleich wichtige Pflicht iſt die Anbetung in verborgener Stille. Matth. 6, 6. Und die ungeſehene Andacht hat in manchem Betracht wichtige Vorzüge. Ja, in mancher Lage, worin wir uns befinden, leidet ſie keine Zeugen. Der Reuige, und der, welcher beſondere Anliegen auf dem Herzen hat, betet mit heißerer Inbrunſt und vertraulicher in ſeiner einſamen Kammer, und fühlt unbemerkt von Menſchen mehr Troſt, mehr Freude. — So ſeine einſamen Stunden anwenden iſt weiſe und chriſtlich.

Am

Am Bußtage.

Text. Spr. Sal. 12, 26.

Der Gerechte hats beſſer denn ſein Nächſter: aber der Gottloſen Weg verführet ſie.

Einleitung.

Wenn die Wahrheit, die dieſer Ausſpruch eines Weiſen enthält, von jedermann gehörig erkannt und geglaubt würde: ſo wäre ſie die beſte Warnung vor Sünden und die ſtärkſte Aufmunterung zur Tugend. So aber ſcheint es einem großen Theile noch zweifelhaft zu ſeyn, ob man ſich bey der Rechtſchaffenheit oder bey einem ungebundenen Laſterleben beſſer ſtehe. Und wenn auch die erſtere überhaupt als ein ſichererer Weg zur Glückſeligkeit anerkannt wird: ſo hegen doch auch viele noch die verderbliche Meynung: Laſter, abſonderlich die, denen ſie ergeben ſind, ſchaden dem Wohl des Menſchen ſo nothwendig eben nicht; man könne das Vergnügen und die Vortheile, welche ſie darbieten, genießen, ihre übeln Folgen hingegen leichtlich verhüten. Dies iſt das unſelige Vorurtheil, was bereits Unzählige geblendet und an den Rand des Verderbens gebracht hat, und worüber man dem Menſchen nicht ſorgfältig genug die Augen öffnen kann.

Unſer Text giebt uns Gelegenheit, die Gefahr der unerkannten Schädlichkeit ſträflicher Geſinnungen und Handlungen näher zu beleuchten, und die Blendwerke zu zerſtreuen, womit der Laſterfreund ſich ſelbſt verführt. Möchte dieſe Betrachtung, dem Zwecke der heutigen Andacht gemäß, dem Verirrten zur ernſtlichen Wiederkehr zur Tugend, und dem Rechtſchaffenen zur Befeſtigung in ſeinen guten Geſinnungen nützlich werden!

Vortrag.

Ueber den gefährlichen Irrthum: daß man Untugenden ergeben ſeyn könne, ohne ſeiner Glückſeligkeit zu ſchaden.

I. Woher dieſer Irrthum entſteht, und wodurch er begünſtigt wird.

II. Wie grundlos und gefährlich er iſt.

Erſter Theil.

Der Irrthum, von welchem wir reden, hat ſeinen vornehmſten Grund unſtreitig in den unrichtigen Vorſtellungen, die

ſich ein großer Theil der Menſchen von der Glückſeligkeit macht. So lange man hierunter nichts weiter verſteht, als das bloße äußere Glück, Geſundheit, Ehre und Anſehen vor der Welt, Güterbeſitz und Genuß ſinnlicher Vergnügungen: ſo kann man leicht auf den Gedanken gerathen, daß es wenigſtens möglich ſey, in einem hohen Grade laſterhaft zu ſeyn, ohne dadurch unglücklich zu werden. Dieſe Möglichkeit beweiſet auch die Erfahrung. Es giebt Laſterhafte, denen es im Aeußerlichen an nichts mangelt, die in dem blühendſten Wohlſtande leben und ſterben. Ein Menſch, der nicht gerade ſolchen Ausſchweifungen ergeben iſt, die den Körper zerſtören müſſen, kann bey einem übrigens noch ſo ſträflichen Leben geſund bleiben und ein hohes Alter erreichen; ja Mancher kann bey einem feſtern Körperbau ſelbſt die größten Unordnungen begehen, ohne ſeine Geſundheit merklich zu zerrütten. Eben ſo leidet auch des Laſterfreundes Ehre nicht immer durch Böſes thun. Vielleicht ſchützt ihn ſein Stand und ſeine glückliche Lage vor der verdienten Schande, oder er hat das Glück, daß ſeine ſchlechten Handlungen verborgen bleiben. Manchen lernte man erſt nach ſeinem Tode als einen Unwürdigen kennen, der im Leben allgemein geehrt wurde. Und was die zeitlichen Güter und Vergnügungen betrifft: ſo ſcheinen ſie ja dem Gewiſſenloſen mehr als dem Gewiſſenhaften zu Gebote zu ſtehen. Alle Laſter verführen eben dadurch ſo leicht, daß ſie dem Menſchen bald reizende ſinnliche Freuden, bald äußere Vortheile darbieten. Es iſt nicht zu läugnen, daß der, welcher ſich nicht ſcheuet, ſchlechte Wege zu wählen, oft am geſchwindeſten (wenn man es ſo nennen will) ſein Glück macht, ſeinen Vermögenszuſtand verbeſſert, zu Reichthümern, großem Anſehen und Würden gelangt. Wer kennt davon nicht eine Menge Beyſpiele?

Hierzu kömmt nun noch ein gewiſſer Selbſtbetrug, den die Eigenliebe verurſacht. Man muß ſichs zwar geſtehen, daß laſterhafte Handlungen immer mit einiger Gefahr verknüpft ſind: aber man iſt eitel genug, zu glauben, daß man dieſe Gefahr ſchon zu verhüten wiſſen werde. Damit haben ſich allemal die größten Verbrecher geſchmeichelt und ſich das Böſesthun erleichtert. Oder man trauet ſichs auch zu, daß

man im Stande ſey, es mit der Ausübung des Laſters ſelbſt nicht bis zum äußerſten kommen zu laſſen. Dies letztere iſt insonderheit in unſern Zeiten ein unglückliches Täuſchungsmittel für Viele geworden, die ſich zu der verfeinerten Welt rechnen. Sie wollen, nach ihrer Art zu denken, die Welt genießen, das heißt, ihre Begierden auf erlaubte und unerlaubte Art ſtillen: aber doch mit der Mäßigung, daß nicht ihr Körper leidet, und mit der Vorſichtigkeit, daß nicht der Wohlſtand oder ihre Ehre dadurch verletzt wird. Sie wollen zwar rohe Laſter, oder grobe Ausbrüche derſelben fliehen: aber zu feinern Untugenden, die minder ſchimpflich und von ſchädlichen Folgen ſind, Freyheit behalten. — Bey dieſen trüglichen Vorausſetzungen kann der Menſch ohne Beſorgtheit für ſein Glück viel Böſes begehen.

Doch vernünftige Menſchen, Chriſten wenigſtens, ſollten ja wohl wiſſen, daß Glückſeligkeit noch etwas mehr in ſich begreift, als das bloße äußere Wohlergehen. Iſt nicht ein weit wichtigerer Theil von ihr der Beſitz einer erwünſchten Gemüths- und Gewiſſensruhe? Kann man ohne das Bewußtſeyn, mit Gott in einem guten Verhältniſſe zu ſtehen, ohne frohen Hinblick auf das Ende dieſes kurzen Lebens, ohne Hoffnung eines beſſern ewigen, wahrhaftig glückſelig ſeyn? Und wie verträgt ſich damit ein ſündliches Leben? — Es iſt eine traurige Bemerkung, daß das menſchliche Herz nie erfinderiſcher iſt, als wenn es darauf ankömmt, ſich ſelbſt zu hintergehen. So hat es denn ſich auch zu bereden gewußt, daß es möglich ſey, ohne Gefahr der Seele zu ſündigen.

Und wer ſollte es denken, daß vornehmlich die Religion, ſie, die ſo ſtrenge für Rechtſchaffenheit und Tugend eifert, zu dieſem Blendwerke und falſchen Beruhigungsmittel gemisbraucht wird? Jene unſchätzbare Lehre von der unbegrenzten Barmherzigkeit und Langmuth Gottes, jene theure Wahrheit: daß Jeſus Chriſtus kommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen, jene troſtvolle Verheißung, daß der Reuevolle Begnadigung finden ſoll, müſſen ſich auf die verkehrteſte Weiſe zur Unterſtützung des Irrthums anwenden laſſen: die Sünde ſey nun unſchädlich für das Wohl der Seele. Ihr Schaden ſey wenigſtens leicht zu tilgen. —

Noch

Noch mehr beſtärkt man ſich in dieſer Meynung durch einen vielleicht verdoppelten Eifer in der Abwartung der Andachtshandlungen. Gottesdienſt, Gebet, Abendmahl werden, ach nur zu oft! wider ihren Zweck zu Mitteln gemacht, eine alte Gewiſſensſchuld vermeyntlich zu tilgen, um deſto ruhiger eine neue anhäufen zu können. Und wie Mancher betrügt ſich nicht mit der Hoffnung künftiger Beſſerung im Alter, oder auch wohl am Rande des Lebens? — Hieraus wird es denn freylich begreiflich, daß Chriſten ſogar das Vorurtheil hegen: man könne Untugenden ergeben ſeyn, ohne ſeine Glückſeligkeit zu ſtören.

Zweyter Theil.

Aber iſt wohl etwas leichter, als den Ungrund dieſer Meynung und die damit verknüpfte große Gefahr denen, die nur ſehen wollen, vor Augen zu legen?

Was zuvörderſt das äußere, irdiſche Wohl des Menſchen betrifft: ſo haben wir zwar vorhin zugegeben, daß Laſter nicht immer für daſſelbe nachtheilige Folgen haben, wenigſtens nicht immer in dem Maaße, wie es ſeyn könnte. Aber ſo viel iſt doch offenbar ausgemacht, daß Fälle der Art nur zu den Ausnahmen gehören. Der Regel nach gilt auch hier der Schriftausſpruch: die Sünde iſt der Leute Verderben. Man zähle und vergleiche die bey Ausſchweifungen Geſundgebliebenen und Altgewordenen mit denen, welche ſich ein ſieches Leben und einen frühen Tod bereiteten; die durch grobe Vergehungen Entehrten mit denen, welchen es gelang, ihren guten Namen zu erhalten. Auf welcher Seite wird das Uebergewicht, die größere Wahrſcheinlichkeit ſeyn? Und iſt es weiſe, ſein Glück darum aufs Spiel zu ſetzen, weil ſeine Rettung nur nicht ganz unmöglich iſt?

Man wende hier nicht ein: daß ſich nur bey groben Laſtern dieſe Unſicherheit finde. Kein Gedanke iſt betrüglicher, als der: man könne ſich geringere Fehler ohne Schaden erlauben. Wäre das auch mehr wahr, als es iſt: wer ſichert dich, Menſch, vor weitern Fortſchritten im Böſen, wenn du den erſten Schritt gethan, und damit deine Tugend bloß gegeben haſt? So wie der Müde nie ſagen kann: ich

will nur ſchlummern, aber nicht ſchlafen, ſo kannſt auch du nicht ſagen: nur bis dahin, aber nicht weiter will ich im Sündigen gehen. Denke hier an die Menge derer, die unvermerkt laſterhaft und, ehe ſie es dachten, unglücklich wurden.

Sey es aber auch, daß gewiſſe Untugenden, zum Beyſpiel Habſucht, Geiz, feinere Ungerechtigkeiten, Neid, Liebloſigkeit und andere dem äußern Wohlſtande nicht nachtheilig, vielmehr gar vortheilhaft würden, ſchaden ſie denn deswegen überhaupt gar nicht? Dieſe Laſter ſind gerade die verderblichſten von allen. Sie ſind die größten Hinderniſſe der Gemüthsruhe und Zufriedenheit; zerſtören alſo den wichtigſten Theil der menſchlichen Wohlfahrt. Ueberhaupt iſt es nach der Natur der menſchlichen Seele unmöglich, daß ſie nicht durch böſe Leidenſchaften und Handlungen unglücklich werden ſollte. Da ſind tobende Begierden und vergebliche Bemühung, ſie zu ſtillen, abwechſelndes Verlangen und Ueberdruß, ängſtliche Furcht vor den verdienten böſen Folgen, und bey dem Gewiſſensgefühl, was ſich doch nicht ganz erſticken läßt, innere Vorwürfe, Selbſtverurtheilung, ängſtliches Andenken an Gott, an Tod und Ewigkeit, — zuſammengehäufte Urſachen eines elenden Lebens! Jeſ. 57, 20. 21.

Und was ſollen wir von dem Misbrauch ſagen, den man von der Religion macht, um ſich die Begehung der Sünde zu erleichtern? Kann das der Zweck ihrer Tröſtungen und erfreulichen Lehren, der Zweck des Gebets und Abendmahls ſeyn, dem Menſchen eine trügliche Ruhe bey einem ſtrafbaren Leben zu verſchaffen? Iſt es möglich, daß die Religion Sünden für ſtraflos erklären und ihre nothwendigen Folgen wegſchaffen kann? Macht ſie nicht dem Sünder, dem ſie Gnade und Troſt verſpricht, die ernſtlichſte Beſſerung zur Bedingung? Gründet ſich nicht hierauf allein alle wahre Gewiſſensberuhigung, alle Fähigkeit, aufs neue glücklich und in jenem Leben ſelig zu ſeyn? Welcher Betrug endlich, auf eine ſpäte Beſſerung zu rechnen? Sie iſt weder ſicher, noch auch vermögend, allen Schaden der Seele zu heilen.

Nur wer unſchuldig lebt, lebt ſicher. Nur der Rechtſchaffene, der Tugendfreund kann wahrhaftig glücklich ſeyn. Dieſe

Wahr-

Wahrheit erfülle uns mit ernſtlichem Abſcheu am Böſen, erwecke den Verirrten zur Wiederkehr zur Tugend und ſtärke den Gebeſſerten in ſeinen guten Vorſätzen!

Am Sonntage Reminiſcere.

Text. Matth. 15, 21—28.

Einleitung.

Es müßte uns ſehr befremden, in dieſer Erzählung an dem Betragen Jeſu eine Härte wahrzunehmen, die ſeinen menſchenfreundlichen Geſinnungen ſo wenig ähnlich ſieht, wenn es nicht augenſcheinlich wäre, daß er mit der anfänglichen Verweigerung der Hülfe nur theils die bittende Mutter und theils ſeine Jünger habe auf die Probe ſtellen wollen. Für die Letztern ward dieſe Begebenheit nun gerade eine nützliche Belehrung über die nothwendige Allgemeinheit der Menſchenliebe. Allein überhaupt war es auch wahr, daß der Zweck ſeines perſönlichen Lebens und ſeines Berufs ſich zunächſt auf das Jüdiſche Volk erſtreckte. Die Erleuchtung und Beglückung anderer Völker war ſeinen Apoſteln vorbehalten. Er ſelbſt machte ſich Heiden und Samaritern nur gelegentlich nützlich.

Uns kann hierbey leicht die gedoppelte Pflicht der Liebe in Gedanken kommen, die wir den Unſern und die wir auch andern Menſchen ſchuldig ſind. Beyde haben gerechte Anſprüche an unſrer thätigen Fürſorge; doch aber in verſchiedenem Maaße. Und uns beyder ſo anzunehmen, daß wir auf keiner Seite zu weit gehen, daß kein Theil um des andern willen leidet, keiner zum Schaden des andern begünſtigt wird, dies iſt wahre chriſtliche Weisheit und erhöhet den Werth der Liebe.

Vortrag.

Die nöthige Verbindung der Fürſorge für die Unſern mit der Fürſorge für das Wohl anderer Menſchen.

I. Nothwendigkeit dieſer Verbindung.

II. Regeln, um ſie auf die beſte Art möglich zu machen.

Erſter Theil.

Sowohl die thätige Liebe gegen die Unſern, als gegen andere Menſchen, beyde ſind Pflichten der Natur und Vorſchriften des Chriſtenthums. Beyde müſſen von uns ausgeübt werden, ohne daß die eine der andern hinderlich wird. In Anſehung einer jeden muß nicht mehr und nicht minder geſchehen, als was das Verhältniß, worin wir gegen beyde ſtehen, von uns fodert, und was unſre Kräfte vermögen.

Es würde ganz wider die Natur gehandelt ſeyn, wenn wir uns fremder Perſonen mit Hintanſetzung derer, die uns näher angehen, oder auch nur überhaupt mehr, als dieſer annähmen. Fremde im Mangel unterſtützen, Witwen und Waiſen behülflich ſeyn, Kranke tröſten und verpflegen, ſich hülfsbedürftigen Menſchen nützlich machen, das ſind edle Handlungen: aber ſie hören auf, es zu ſeyn, wenn dadurch den Bedürfniſſen unſrer Angehörigen Abbruch geſchieht; oder wenn dieſe darüber in Mangel und hülfloſe Umſtände gerathen müßten. Das hieße die Ordnung der Dinge umkehren, eine größere Pflicht der geringern nachſetzen, und am unrechten Orte Liebe üben. Wer ſo handelte, der würde ſich gewiß entweder der Unüberlegtheit und einer ſtrafbaren Gleichgültigkeit gegen die Seinen ſchuldig, oder auch unlauterer Bewegungsgründe, vornehmlich der Eitelkeit und Ruhmſucht verdächtig machen: oder er müßte von der chriſtlichen Sittenlehre verkehrte Begriffe haben. Sie, die den Chriſten Wohlthun und Barmherzigkeit zur Pflicht macht, hebt doch damit die Foderungen der Natur nicht auf. Vielmehr beſtätigt Jeſus dieſelben, wenn er ſagt: die unwürdigſten Menſchen thäten ja noch den Ihrigen Gutes. Und einer ſeiner Apoſtel erklärt denjenigen ſehr richtig für ärger als einen Heiden, der die Seinen nicht verſorgt.

Aber auf der andern Seite kann nun auch dieſe Fürſorge leicht zu weit getrieben werden. Seine ganze Liebe bloß auf den engen Kreis ſeiner Kinder, Verwandten und Freunde einſchränken; für keinen außer dieſen wirkſam ſeyn wollen, für fremde Noth kein Gefühl haben, und alle Auffoderungen zur thätigen Dienſtfertigkeit und Barmherzigkeit unter dem Vorwande zurückweiſen: man habe genug mit ſich und

den Seinen zu thun, dies iſt, wie Jeder weiß, unchriſtlich. So lehrt uns Jeſus nicht; nicht ſeine Apoſtel. Allgemeine thätige Liebe, Bereitwilligkeit zum Wohlthun an Jedermann, dem Hungrigen ſein Brodt reichen, Entblößte kleiden, Leidende tröſten und erfreuen, ohne ſich dazu durch beſondere Verbindungen gedrungen zu fühlen — das iſt die große Unterſcheidungspflicht, der Vorzug des Chriſtenthums. Aber keine Pflicht, die nicht in der Natur völlig gegründet wäre. Durch ſie werden nur die Rechte der Menſchheit, die ſo leicht verkannt werden, wieder hergeſtellt. Wirklich iſt es eben ſo unnatürlich, als unchriſtlich, bey einem Vermögen, das weiter reicht, als unſer und der Unſern Wohl es erfodert, den dringendſten Bedürfniſſen derer nicht abhelfen wollen, die eben ſo gut, als wir, Menſchen, eben ſo zum Glücklichſeyn berechtigt ſind, und von denen wir ſo gern im umgekehrten Falle Beyſtand erwarten würden. Hat die Natur eine richtigere Regel, als die, daß wir zu eben dem verbunden ſind, was wir unter ähnlichen Umſtänden verlangen? Matth. 7,12.

Halten wir nun dieſe gedoppelte Verbindlichkeit gegen einander: ſo ergiebt ſich leicht folgende Wahrheit oder Vorſchrift: Es iſt die erſte Pflicht des Chriſten, den beſondern Verbindungen, worin er ſteht, genug zu thun, Ehgatten, Kinder, Aeltern, Geſchwiſter, Verwandte, Freunde, ehmalige Wohlthäter, treue Diener ſind mit Recht der erſte Gegenſtand ſeiner thätigen Liebe. Aber ſie müſſen nicht der einzige ſeyn. Seine Geneigtheit zu beglücken muß ſich weiter, muß ſich auf alles, was Menſch iſt, erſtrecken, und in That übergehen, ſo weit er Gelegenheit und Kräfte hat.

Zweyter Theil.

Doch dieſe Vereinigung zweyer Pflichten, welche einander ſo oft aufzuheben ſcheinen, hat allem Anſehen nach große Schwierigkeiten. Wo muß die Fürſorge für die Unſern aufhören, und die für andere Menſchen anfangen? Wonach haben wir uns zu richten, um auf keiner von beyden Seiten zu fehlen? Wie läßt ſich bey eingeſchränkten Umſtänden das Eine thun, ohne das Andere zu laſſen? Dieſe Fragen müſſen alles entſcheiden, und zu ihrer Beantwortung werden folgende Regeln hinreichend ſeyn.

Erſtlich: Es muß ſich lediglich nach dem Maaß des Vermögens beſtimmen, was wir außer den Unſern für Andere zu thun haben: Der ganz Arme, dem es bey ſchwachen Einkünften ſauer wird, ſeine vielleicht zahlreiche Familie zu ernähren, iſt der Verpflichtung entledigt, Nothleidende durch Gaben zu unterſtützen. Der Mann vom Mittelſtande kann und ſoll weniger thun, als der anſehnlich Begüterte. Die chriſtliche Sittenlehre beweiſet hier die vernunftmäßigſte Billigkeit. Sie erklärt Geben hauptſächlich für eine Pflicht der Reichen, und ſchätzt den Werth der Gaben nicht nach ihrer Größe, ſondern nach der Abſicht und dem Herzen, aus dem ſie fließen. Jene Witwe erwarb ſich mit ihrem Heller mehr Beyfall, als Begüterte mit ihren größern Beyträgen. — Schätze, alſo, Chriſt, das Wenige, was du zu thun vermagſt, nicht zu gering. Sprich nicht: das würde doch zu unbedeutend ſeyn, was ich nach befriedigten Bedürfniſſen der Meinen zur Abhelfung der Noth Anderer leiſten kann. Leiſte du dies Wenige aus gutem Herzen. Es macht dich gottgefällig, wie die größte Gabe. Und wenn viele dir Aehnliche eben das thun: ſo werden dieſe geſammten kleinern Unterſtützungen mehr betragen, als die einzelnen größern Geſchenke der Reichen. Ueberdies beſteht die pflichtmäßige Fürſorge für des Nächſten Wohl nicht bloß in Begabung des Dürftigen. Vertrüge ſich dieſe auch nach einer gewiſſenhaften Berechnung wirklich nicht mit dem, was du den Deinen ſchuldig biſt: ſo giebt es andere Hülfsmittel und Gelegenheiten, deinen Mitmenſchen zu dienen, wobey Jenen nichts entgeht. Sey, wo du kannſt, und wo es erfoderlich iſt, Rathgeber, Fürſprecher, Tröſter, ein warnender Freund, Helfer nnd Retter in Noth und dringenden Gefahren. Dieſe Liebesdienſte erfodern kein Vermögen und ſind oft in ihren Folgen ſo höchſt wichtig und wohlthätig.

Zweytens: Man ſuche ſeine Kräfte zum Wohlthun nach Möglichkeit zu erweitern. Es iſt eine beſonders itzt ſehr gewöhnliche Klage: daß der weite Umfang eigner und Familienbedürfniſſe es bey dem beſten Willen nicht verſtatte, ſich der Noth anderer Menſchen anzunehmen. Dies iſt auch, mit einem gewöhnlichen Auge angeſehen, wahr. Allein es

fragt ſich, ob auch jene vorgegebenen Bedürfniſſe wirkliche ſind? Ob ſie ſich nicht ohne Schaden und ohne Nachtheil für wahre Ehre einſchränken ließen? Ob wir ſie nicht um eines ſo wichtigen Zwecks willen, als die Abhelfung drückender Menſchennoth iſt, ſo viel möglich einſchränken ſollten? Wie viel könnte nicht Mancher mehr thun, wenn er ſich eine weiſe Verminderung nöthig ſcheinender, aber nicht wirklich nöthiger Dinge angelegen ſeyn ließe; und wenn er daneben noch jede Gelegenheit benutzte, ſeinen Vermögenszuſtand auf rechtmäßige Weiſe zu verbeſſern.

Drittens: der Chriſt, welcher zugleich als Freund und als Menſchenfreund handeln will, muß in jedem vorkommenden Falle überlegen, wo ſeine Hülfe am erfoderlichſten iſt. Bey gleichen Bedürfniſſen gehen die Seinen allerdings vor; nicht aber, wenn fremde Unglückliche bey verſagter Hülfe merklich mehr leiden würden. Insbeſondere verträgt es ſich mit der Menſchenliebe durchaus nicht, Nothleidenden aus dem Grunde, der ſo oft vorgewandt wird, ſeinen Beyſtand zu verſagen, weil man für die Seinen auf die Zukunft ſorgen müſſe. So vernünftig dieſe Fürſorge an ſich iſt: ſo unchriſtlich wird ſie, wenn ſie in Geiz und Hartherzigkeit ausartet, und wenn man darüber Arme darben und ſchmachten läßt. Iſt es denn auch ſo nothwendig, daß wir den Unſern Güter erſparen, wenn wir auf beſſere Weiſe für ihr Fortkommen geſorgt haben? Kann es recht ſeyn, ihnen Güter auf Koſten der Pflicht und der leidenden Menſchheit zu ſammeln? — Ein gutes Herz wird hier am richtigſten urtheilen, und bey jedwedem Anlaſſe wiſſen, was Familienpflicht und Menſchenliebe von ihm fodern.

Am Sonntage Oculi.

Text. Luc. 11, 14—28.

Einleitung.

Der ſeltſame Vorwurf, welcher dem Erlöſer bey der Heilung eines beſonders unglücklichen Kranken von ſeinen Feinden gemacht

ward:

ward: er vertreibe einen böſen Geiſt durch Hülfe des andern, gab ihm Gelegenheit, eine Wahrheit zu ſagen, die nicht nur das Thörichte jener Behauptung ins Licht ſetzte, ſondern auch noch eine andere wichtige Beziehung auf ſeine Zuhörer hatte. „Ein jegliches „Reich, ſo es mit ſich ſelbſt uneins wird, wird wüſte.“ Nimmt man die nachher folgenden Worte dazu: „Wer nicht mit mir iſt, „der iſt wider mich, und wer nicht mit mir ſammelt, der zerſtreuet:“ ſo wird es klar, daß Jeſus den Beſſerdenkenden unter der Menge einen Wink geben wollte, wie nothwendig ſeine Freunde mit ihm und auch unter einander gleiche Geſinnungen, gleiche Abſichten hegen müßten, wenn ſeine Lehre zur Gründung einer beſſern Religion fruchtbar werden ſollte. --- Wir dürfen uns inzwiſchen nur an den eigentlichen Sinn jener ſprüchwörtlichen Aeußerung halten, um in ihr Anlaß zu den fruchtbarſten Betrachtungen zu finden. So werden wir hier vornehmlich an den Schaden erinnert, den die Zwietracht anrichtet, und der um ſo viel größer iſt, wenn dies Uebel unter Menſchen herrſcht, die mit einander in nähern wichtigen Verhältniſſen ſtehen.

Vortrag.

Die übeln Folgen der Uneinigkeit in den engern Verbindungen des menſchlichen Lebens.

I. Ein misvergnügtes, unglückliches Leben für diejenigen, die in dieſen Verbindungen ſtehen.

II. Hinderung des Guten, was durch ſie gewirkt werden ſollte.

Erſter Theil.

Alle Uneinigkeit iſt ein Grund des Misvergnügens. Einem nicht ganz verwahrloſeten Herzen macht es immer Unruhe, mit Jemand, wer er auch ſeyn mag, in Zwiſtigkeiten, oder gar in Feindſchaft zu leben. Es fühlt ſich bey dem Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld durch die Unbilligkeit des andern Theils gekränkt, und wird mit ſich ſelbſt unzufrieden, wenn es ſich ſchuldig weiß. Jede Erinnerung an ſeinen Gegner, und noch mehr der Anblick deſſelben, iſt mit widrigen Empfindungen, mit Verdruß, Sorgen und Furcht verknüpft. Es ſieht ſich in Gefahr, übel begegnet, gehäßig beurtheilt, feindſelig verfolgt und — was auch ſchon höchſt unangenehm iſt — ein Gegenſtand des zweydeutigen Geredes der Welt zu werden.

Seine Ruhe und ſein Glück ſind unſicher: denn welcher Feind iſt ſo ſchwach und unbedeutend, daß es ihm an Mitteln fehlte, zu kränken, zu ſchaden?

Aber alle dieſen übeln Wirkungen werden mehr als doppelt von denen empfunden, welche das Unglück haben, mit Perſonen entzweyt zu ſeyn, mit welchen ſie durch beſondere Verhältniſſe näher verknüpft ſind. Obere und Unterthanen, Vorgeſetzte und Untergebene, Männer, die an einem Geſchäfte arbeiten, Solche, die durch Natur, Hausſtand und Verwandtſchaft vereinigt wurden, Ehgatten, Aeltern und Kinder, Geſchwiſter, Angehörige, Hausgenoſſen, Nachbarn, dieſe insgeſamt führen gewiß das misvergnügteſte Leben, wenn unter ihnen Kaltſinn, Widerwille und Unfriede herrſchend werden. Das menſchliche Herz befindet ſich in einer höchſt unangenehmen Verlegenheit und in einem ſteten Streite mit ſich ſelbſt, wenn es diejenigen nicht lieben kann, die es vor allen lieben ſollte; und eben ſo muß es ihm bittere Empfindungen verurſachen, denen gleichgültig, oder gar verhaßt zu ſeyn, auf deren Zuneigung und Wohlwollen ihm alles ankommen muß. O, da erkranket die Ruhe des Lebens! Ein ſtiller Gram verzehrt ſie, wie den Körper ein ſchleichend Fieber. — Haben auch manche Menſchen nicht Feinheit des Gefühls genug, um das Widrige eines ſolchen Misverhältniſſes zu empfinden; und wäre es glaublich, daß es einigen ſogar gleichgültig ſchiene, von den Ihrigen geliebt, oder nicht geliebt zu werden: ſo kann es doch nicht fehlen, daß nicht Mangel gegenſeitiger Liebe und daraus entſpringende Uneinigkeit eine Menge ſolcher Auftritte veranlaſſen ſollten, die das Leben nothwendig verbittern müſſen. Wie iſt da der Umgang beſchaffen, wo Hochachtung, Zärtlichkeit, Güte, Gefälligkeit, Freundlichkeit, Nachgiebigkeit entwichen ſind, und Verachtung, Kälte, Widerwille, Eigenſinn, Rauhigkeit und beleidigender Trotz an deren Stelle treten? Was für ein beſtändiges ermüdendes Streiten! Welche öftere Erhitzung des Bluts! Welche Gefühle von Aufgebrachtheit oder von Kummer über erlittene Unterdrückung, die Gebein und Mark durchdringen! In Wahrheit, man braucht nicht eben erſt das Aeußerſte einer wechſelſeitigen übeln Begegnung anzunehmen

(wie

(wie es ſich nur von ganz ſittenloſen Menſchen denken läßt,) um Näherverbundene für höchſt unglücklich zu erklären, wenn ſie die Zwietracht trennt.

Mancher trüge dies ſein Leiden noch wohl in der Stille mit Geduld, wenn nur ſeine Ehre vor der Welt dadurch nicht litte. Aber was wird leichter bekant, als Zwiſtigkeiten; und welche ſchaden der Ehre mehr, als ſolche, die man mit den Seinen hat? Bey dieſen iſt die Welt nie ein müßiger Zuſchauer, wie wohl noch bey manchen andern. Sie erkennt hier das Unanſtändige und Widernatürliche zu lebhaft. Sie miſcht ſich durch ihr Betragen oder wenigſtens durch ihr ſtrenges Urtheil mit in den Streit. Ungewiß, an welcher Seite die Schuld ſey, mißt ſie dieſelbe gewöhnlich (und in den meiſten Fällen auch wohl nicht mit Unrecht) beyden Theilen bey; oder beyde Theile, der ſchuldige und der unſchuldige, haben jeder ſeine Parthey für und wider ſich, und werden alſo eben ſo gewiß getadelt, als entſchuldigt. Entzweyte finden überall eine kalte Begegnung. Ihre bisherigen Freunde ziehen ſich zurück; Jeder ſucht ihrem finſtern Umgange auszuweichen. Sie dienen Spöttern zur Beluſtigung und geben Neidiſchen oder Feinden Anlaß zur Schadenfreude. Alle Leiden haben den Troſt, daß Gutmüthige an ihnen Theil nehmen; nur Streitigkeiten nicht. Von denen mag kein Gutgeſinnter gern hören; und wer kann ſie ohne die empfindlichſte Schaam klagen, wenn er weiß, daß er nach aller Erfahrung eher Vorwürfe und Verachtung zu fürchten, als Mitleiden zu hoffen hat?

Und was das traurigſte von allem iſt: ſo läßt ſich weder den Uebeln, die dieſe Trennung der Gemüther nach ſich zieht, ausweichen, noch ihre Beendigung ſo leicht hoffen. Wer mit fremden Perſonen in Streit geräth, hat noch immer Auswege. Er kann ihre Geſellſchaft meiden. Auch ſchlägt der Haß zwiſchen ihm und ihnen nicht leicht ſo tiefe Wurzel, daß er nicht ſchon durch Zeit und Entfernung größtentheils wieder ausgetilgt werden, oder daß nicht eher die Herſtellung des Friedens, ſo weit ſie unter abgeſonderten Menſchen nöthig iſt, möglich ſeyn ſollte. Ganz anders verhält ſichs, wenn Solche zerfallen, die mit einander leben und

viel zu ſchaffen haben. Denen iſt die Urſache des Misvergnügens beſtändig vor Augen. Ihre vielleicht auf Augenblicke errungene Ruhe iſt unaufhörlich in neuer Gefahr. Ihnen drohen unabläßig neue Beleidigungen. Womit ſollen ſie ſich ſichern? Mit der Verſöhnung? Ach wenn ſie nur hier nicht ſo große Hinderniſſe hätte! Und werde ſie auch mit Mühe endlich bewerkſtelligt: ſo bleibt doch nicht nur ein bitteres Andenken an das Vorhergegangene, ſondern auch eine gewiſſe unvermeidliche Kälte und ein Saame zu neuen Zwiſtigkeiten in den Gemüthern übrig. Das Band des Friedens reißt gar zu leicht wieder an der Stelle, wo es einmal getrennt ward. Sich wieder vertragen — ſo ſchön und edel es auch iſt — gleicht doch auf gewiſſe Weiſe der Heilung einer Wunde, von der man nachher noch die Narbe ſieht; oder der erneuerten Tugend, die bey weitem das nicht ſeyn kann, was noch unentweihte Unſchuld iſt. Möchte man indeß nur oft eine ſolche Wiedervereinigung erleben! So aber endigt oftmals nur erſt der Tod das Elend derer, die ein unglückliches Schickſal in ein näheres Verhältniß ſetzte. — Sollten wir nicht ſchon nach dieſen Betrachtungen den Werth der Eintracht im näher verbundenen Leben ſchätzen? Pſ. 133, 1. Sir. 25, 1. 2.

Zweyter Theil.

Die Zwietracht hindert aber ferner auch alles das Gute, was durch die engern Verbindungen im menſchlichen Leben gewirkt werden ſoll. Sie ſtiftet vielmehr ſtatt deſſen den mannigfaltigſten und größten Schaden. Menſchen, die in Unfrieden und Misvergnügen leben, müſſen natürlich unfähig werden, ihre Pflichten gehörig zu erfüllen. Sie thun alles mit trägem Unwillen, mit Verdroſſenheit, mit Kummer im Herzen, mit Muthloſigkeit. Was läßt ſich von ſolchen Arbeiten erwarten? Hauptſächlich müſſen die Geſchäfte ſehr vernachläßigt, oder zweckwidrig verrichtet werden, welche ihnen in Gemeinſchaft obliegen, wenn ſie, ſtatt ſich dabey die Hände zu bieten, einander vielmehr hindern; wenn einer des andern Vorſchläge aus Eigenſinn und Widerwillen verwirft: wenn Jeder ſich bemüht, nur ſeine Abſichten durchzuſetzen, und was der Andre thut, zu vereiteln.

Uneinigkeit in gröſſern Verbindungen, die zur gemeinen Wohlfahrt erfoderlich ſind, iſt der Grund der traurigſten Zerrüttungen und eines allgemeinen Elends. Ein jegliches Reich, ſagt Jeſus ſo wahr, das mit ſich ſelbſt uneins wird, wird wüſte. Ein Ausſpruch, den unſre Zeiten genug erklären und beſtätigen. Aber auch dann ſchon leidet das gemeine Beſte, wenn in den einzelnen Zweigen ſeiner Verwaltung, oder in jedem öffentlichen Stande unter den dazu beſtellten Perſonen Mishelligkeiten herrſchen. Da verfährt man nicht nach Gerechtigkeit und Pflicht, ſondern nach Leidenſchaft und Eigenwillen. Da entſtehen Partheyen, die einander als Feinde behandeln, wovon dieſe alles, was jene nützliches thun möchte, gefliſſentlich hintertreibt, jede ihre Anhänger begünſtigt, und die des Gegentheils verfolgt. Da entſteht allgemeines Mistrauen und eine Regelloſigkeit, die unabſehlichen Schaden bringt. Aemter und Perſonen verlieren ihr nöthiges Anſehn und alle Nutzbarkeit. Man darf ſich nur jedweden öffentlichen Stand beſonders denken, um dieſe Uebel in allen Geſtalten zu erblicken.

Und wahrlich nicht geringer ſind die böſen Folgen der Uneinigkeit in den verſchiedenen Ständen des häuslichen Lebens. Auch hier iſt es wahr: wo Zank iſt, iſt Unordnung und eitel böſes Ding. Wie können entzweyte Gatten ihr gemeinſchaftliches Glück durch vereinten Fleiß anbauen und ihr Hausweſen gehörig regieren? Wie können entzweyte Väter und Mütter ihre Kinder pflichtmäßig erziehen? Wie können entzweyte Aeltern und Kinder einander die wechſelſeitigen Pflichten der Liebe erweiſen? Wie kann eine uneinige Familie empor kommen oder ſich gegen Unterdrückung ſchützen? — Kein Fehler unter Menſchen ſtraft ſich ſelbſt gewiſſer und härter, als die Zwietracht. Deſto gröſſer aber iſt der Lohn der Friedſamkeit und Liebe. Iſt es daher eine wohlthätige Regel überhaupt: So viel an euch iſt, habt mit allen Menſchen Friede: ſo ſey ſie uns doppelt heilig in Anſehung derer, mit welchen uns Gott näher verbunden hat.

Am Sonntage Lätare.

Text. Joh. 6, 1—15.

Einleitung.

Die chriſtliche Sittenlehre ſchreibt Begüterten ihre Pflichten gegen die Armen vor: aber ſie lehrt auch die Armen ihre eben ſo wichtigen Verbindlichkeiten gegen diejenigen, von denen ſie Gutthaten empfangen. So nöthig es ſeyn mag, jene erſtern Pflichten in öffentlichen Religionsvorträgen öfter zu berühren, ſo erfoderlich iſt es auch, an die letztern zu erinnern, zumal, da dieſe vielleicht noch eher verkannt und vergeſſen werden. In unſerm Texte ſehen wir ein zahlreiches Volk, was bey einem gänzlichen Mangel an Nahrungsmitteln von Jeſu auf eine wunderthätige Art geſättigt ward, und ſich dabey überhaupt ſo betrug, wie man es von denen, welchen eine Wohlthat widerfährt, erwarten kann. Jeder der Geſpeiſeten bewies ſich nicht nur mit dem, was ihm zur Stillung des Hungers gereicht ward, völlig zufrieden und genügſam, ſondern auch gegen den Wohlthäter von lebhafter Dankbarkeit durchdrungen. War gleich die Art, wie ſie ihm das Genoſſene vergelten wollten, nicht ſo beſchaffen, daß er ihrem Verlangen (ihn nämlich zum Könige auszurufen) nachgeben konnte: ſo beweiſet ſie doch die Stärke des Gefühls von Hochachtung, Zutrauen und Liebe.

Dieſe Geſchichte giebt uns eine ſehr gute Veranlaſſung, denen ihre Obliegenheiten vorzuhalten, welche durch die thätige Liebe Anderer in Mangel und Dürftigkeit Erleichterung finden.

Vortrag.

Die Pflichten der Armen gegen ihre Wohlthäter.

I. Dankbarkeit für die genoſſenen Gutthaten.

II. Zweckmäßige Anwendung derſelben.

III. Beſcheidenheit in Erwartung fernerer Unterſtützung.

Erſter Theil.

Dürftige, die von Bemittelteren im Mangel wohlthätig unterſtützt werden, können wohl keine natürlichere und billigere Pflicht auf ſich haben, als dieſen ihren Wohlthätern dankbar

zu ſeyn, oder ſie um des ihnen erzeigten Guten willen hochzuſchätzen und zu lieben. Dies iſt eine Foderung, welche im Allgemeinen von Jedermann eingeſtanden wird; und ſie bedarf weiter keines Beweiſes, als daß man nur Jedweden auf ſeine Vernunft und auf ſein Naturgefühl zurückführt. Sogar unter den vernunftloſen Geſchöpfen bemerkt man an den edlern Arten einen gewiſſen Trieb der Erkenntlichkeit gegen ihre Verſorger. Und doch wird dieſe unläugbare Pflicht in unzähligen Fällen hintangeſetzt. Ein Theil der Armen unterläßt ſie aus Fühlloſigkeit. Menſchen, deren Herzen durch eine ſchlechte Erziehung verdorben worden ſind, und abſonderlich ſolche, die nicht aus wirklicher Noth, ſondern aus gewohnter Neigung zum Müſſiggehen und andern ſträflichen Urſachen Almoſen ſuchen, ſind denen, die ſie begaben, ſchwerlich dankbar. Es iſt ihnen genug, ihre Abſicht erreicht zu haben. Andere betragen ſich undankbar aus habſüchtiger Unerſättlichkeit. Ihre ungenügſamen Wünſche werden nicht befriedigt; und ſo achten ſie auch das Empfangene nicht. Noch Andere aus Stolz. Sie ſchämen ſich nicht nur des genoſſenen Guten zu erwähnen, ſondern es ſcheint ihnen auch ſchon eine Erniedrigung zu ſeyn, für ſich daran zu gedenken. Das iſt beſonders häufig bey denen, deren Glücksumſtände ſich nachmals verbeſſert haben. Zu dieſen Urſachen kömmt nun auch oft Misverſtand der Religion und Pflicht. Sehr leicht vergeſſen Dürftige den nothwendigen Unterſchied der Stände, und bilden ſich ein, vermöge der Gleichheit der Natur ein gewiſſes Recht an dem größern Vermögen der Angeſehenen und Reichen zu haben. Sie erklären das den begüterten Chriſten befohlne Wohlthun an Armen für unbedingte Schuldigkeit, für etwas, das ſie nicht ſowohl von der Liebe zu erwarten, als vielmehr von rechtswegen zu fodern hätten; und dieſe verkehrte Meynung muß denn freylich jede beſſere Empfindung erſticken.

Aber Undankbarkeit, woher ſie auch entſpringen, und womit ſie immer bemäntelt werden mag, bleibt in jedem Falle das ſchändlichſte, das unnatürlichſte Laſter. — Wie leicht ſollte es doch dem Armen oder Armgeweſenen ſeyn, ſein Herz dem lebhafteſten Gefühl der Erkenntlichkeit zu eröffnen! Wie ſchwer,

ſchwer, es vor dieſer Tugend zu verſchließen! Er wird ja an ſie durch den Anblick des Empfangenen, durch den Genuß deſſelben, durch die empfundene Erleichterung, durch alle Sinne erinnert. Er darf ja nur erwägen, in was für Umſtänden er ohne ſeine Gutthäter ſeyn würde; und in welchen er durch ihre Beyhülfe nun itzt iſt. — Sollten denn auch nur außerordentliche Wohlthaten, und nicht ſchon jeder kleinere Beytrag zur Verminderung des Mangels des Danks werth ſeyn? Sollte man in dieſem letztern nicht wenigſtens den guten Willen ſchätzen? Der Arme denke doch nur, daß er nie ſicher zu beſtimmen weiß, was jemand (er ſcheine auch noch ſo begütert) an ihm thun könne und müſſe. Er beſcheide ſich auch, daß Güte und Wohlthaten (wie ſchon die Benennung beweiſet) von ihm nicht als ein Recht gefodert werden können, wenn gleich der Begüterte ſie ſeiner Seits als Pflicht anzuſehn hat. Alle Entſchuldigungen der Unerkenntlichkeit ſind vergeblich. Dankbarkeit iſt jedes unterſtützten Leidenden, und ſo auch des begabten Dürftigen Pflicht.

Und ſie muß nicht bloß in müßigen Empfindungen beſtehen, ſondern ſich auch gelegentlich durch Worte und Handlungen äußern. Gutdenkende Wohlthäter verlangen freylich weder laute Dankſagungen, noch Ruhm, noch Vergeltung. Aber welcher Erkenntliche kann das Erſtere unterlaſſen? Luc. 17, 15. 16. Und wer ſollte nicht gleichfalls ſtreben, ſeinen Dank thätig zu erweiſen, wenn er kann; wozu es ſo mannigfaltige Gelegenheiten giebt?

Keine Zeit muß das Andenken an genoſſene Unterſtützung auslöſchen, vornehmlich, wenn dieſe groß und anhaltend, mit Laſt und Aufopferungen verbunden war. Sich in beſſern Umſtänden ehemaliger Wohlthäter ſchämen, ihnen fremd begegnen, verräth die thörichtſte Eitelkeit und das ſchlechteſte Herz, ſo wie im Gegentheil nichts mehr Ehre macht, als die erſten Urheber ſeines Glücks noch oft hochachtungsvoll nennen.

Zweyter Theil.

Ein Hauptbeweis, daß man Wohlthaten gehörig ſchätzt, iſt ihre gute Anwendung; und ſo hängt dieſe Pflicht genau mit

der

der Dankbarkeit zuſammen. Noch mehr aber auch deswegen, weil jeder vernünftige Guthäter ſo nützlich zu ſeyn wünſcht, als es möglich iſt, und es ihm alſo Freude ſeyn muß, wenn von ſeinen Hülfsleiſtungen der beſte Gebrauch gemacht wird. Wahren Menſchenfreunden iſt es nicht genug, nur die Pflicht zu geben an ſich erfüllt zu haben. Sie möchten auch gern ihre Gaben gut angelegt, und dadurch ſowohl das Elend der Dürftigkeit vermindert, als Wohlſtand und Zufriedenheit befördert wiſſen.

Arme verſündigen ſich alſo nicht nur an Gott, nicht nur an der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt und an andern würdigern Armen, ſondern auch vornehmlich an ihren Wohlthätern, wenn ſie von Almoſen Misbrauch machen. Und das thun alle diejenigen, welche ſie ohne Noth ſuchen, oder auch leichtſinnig verſchwenden. Wie gewiſſenlos iſt es nicht, wie unredlich und ſtrafbar, wenn ſolche, die ſich noch ſelbſt nähren könnten, die edle Bereitwilligkeit freygebiger Herzen für ſich zu benutzen ſuchen, um etwa der Mühe des Arbeitens überhoben zu ſeyn, oder um der Neigung zum Wohlleben mehr nachhängen zu können! Wie viel ſtrafbarer noch, wenn ſie erdichtete Unfähigkeit und Noth vorgeben, und ihre niedrigen Abſichten hinter dem angenommenen Scheine des Elends verbergen! Sind dieſe nicht Schuld, daß ſo manche Wohlthaten unrecht angebracht werden; daß wirkliche Arme darüber weniger unterſtützt, und überhaupt durch Wohlthun nicht ſo viel ausgerichtet werden kann, als jeder Rechtſchaffene wünſchen muß? Iſt es zu verwundern, wenn die beſten Menſchenfreunde, indem ſie ſich oft ſo hintergangen ſehen, ein gewiſſes Mistrauen annehmen, und wenn es dem wahren Nothleidenden ſchwerer wird, Gehör zu finden? Traurig iſts, daß Güte ſo gemisbraucht werden kann, und daß, wie auch wir in unſrer Mitte erfahren, die Zahl derer, die Almoſen verlangen, in dem Verhältniß ſteigt, als ſich die Gutherzigkeit zum Geben bereitwilliger finden läßt! Wer kann dieſe Zahl ohne Noth vermehren, der noch irgend etwas von Gewiſſen, von Schaam und vernünftiger Ehrliebe beſitzt?

Würdige Arme machen ſich denen, die ſich ihrer annehmen, ſo wie Jedermann und vornehmlich Gott gefällig, wenn

ſie

ſie das Erhaltene ſo anlegen, daß dadurch ihrem Mangel am wirkſamſten und auf die Dauer abgeholfen wird; alſo nicht etwa zum ſorgloſen Wohlleben auf den gegenwärtigen Tag, ſondern mit kluger Vorausſicht auf die folgenden Tage zu einer ſparſamen Befriedigung unentbehrlicher Bedürfniſſe. Was kann der Menſch überhaupt, was kann inſonderheit der Arme mehr verlangen, als daß er Nahrung und Kleidung habe? 1 Tim. 6, 6-8. Und giebt es noch einen beſſern Gebrauch: ſo iſt es der, (nämlich für ſolche, die noch arbeiten können,) ſich durch empfangene Wohlthaten in den Stand zu ſetzen, daß ſie ihr Gewerbe mit mehr Nutzen betreiben können. Die ſüßeſte Freude, die ein Dürftiger ſeinem Wohlthäter verſchaffen kann, liegt in dem Gedanken, eine geſunkene fleißige Familie wieder empor gehoben und für die Welt aufs neue brauchbar gemacht zu haben.

Dritter Theil.

Durch eine gute Anwendung der Wohlthaten erleichtern ſich Arme denn auch die Pflicht, die ihnen gleichfalls obliegt, in der Erwartung fernerer Unterſtützung beſcheiden zu ſeyn.

So dankenswürdig die Güte iſt, die uns von Noth und Sorgen befreyet: ſo hat es doch für jedes gute Herz etwas beſchwerliches, ihrer zu bedürfen. Ich meyne hier nicht den unzeitigen Stolz, der Niemand etwas zu verdanken haben will, nein, jenen vernünftigen, edlen Wunſch, Andern nicht zur Laſt zu fallen und die ſo gerechte Sorge für unſre Ehre, die beſonders in gewiſſen Ständen durch empfangene Almoſen ſo leicht leidet. Wer ſollte nicht wünſchen, wenn ein ungünſtiges Schickſal ihn auch einmal nöthigte, fremde Beyhülfe zu ſuchen, doch künftig ihrer nicht mehr zu bedürfen? Wer ſollte nicht alles verſuchen, ſich aus ſeinen Verlegenheiten herauszuarbeiten, und ſich auf alle mögliche Weiſe einzuſchränken, um nicht einmal gethane Bitten wiederholen zu müſſen, oder um einen Beyſtand unnöthig zu machen, der die meiſtenmale in die Länge ungern erwieſen wird? Wem ſollte es nicht aus vielen Gründen angenehmer ſeyn, ſein eignes Brodt zu eſſen, als fremdes? — Wenn man doch dies Gefühl, was in allen Ständen, auch im niedrigſten ſo löblich iſt, der ganzen Menge der Armen einflößen könnte!

Zwar

Zwar iſt es nun Manchem unmöglich, auf fernere Hülfe Verzicht zu thun; und der Unvermögende darf ſie erwarten, ohne daß er ſich zu ſchämen und zu kränken braucht. Aber dann fodert die Beſcheidenheit doch auch von ihm, daß er ſeine Erwartungen mäßige. Er bedenke, daß der Leidenden viele ſind, für die geſorgt werden muß; beklage ſich nicht bey eingeſchränkter Verpflegung, und ſey zufrieden, wenn für ihn geſchieht, was Zeit und Umſtände verſtatten. Er fodere nicht, von allen Leiden des Standes der Armuth, darin die Vorſehung ihn ſetzte, entledigt zu werden, oder wie die, denen ſie mehr verlieh, gemächlich zu leben; trage ſein Schickſal in Geduld, und freue ſich einer beſſern Hoffnung — Die beſcheidenſten Armen ſind immer die würdigſten. Beſcheidenheit iſt an dem Leidenden die Tugend, die am lauteſten für ihn ſpricht, und alle Herzen ihm zuwendet. —

Am Sonntage Judica.

Text. Joh. 8, 46 — 59.

Einleitung.

Bey dem unſträflichſten Verhalten mußte Jeſus von ſeinen Feinden häufige Beſchuldigungen erfahren. Es ward von ihnen nichts unverſucht gelaſſen, ſein groſses Anſehn bey dem Volke zu ſchwächen, ihn verächtlich und verhaßt zu machen. Bald ward er heimlich verleumdet, bald öffentlich mit Schmähungen angegriffen, und endlich gar vor einem partheyiſchen Gerichte auf Leib und Leben angeklagt. Das einemal legten ſie ihm allzu vertraulichen Umgang mit offenbaren Sündern und vorgeſpiegelte Gemeinſchaft mit deren Untugenden zur Laſt; ein andermal gaben ſie ihm Schuld: er ſey ein Religionsverächter, ein Ungläubiger, ein Wahnſinniger. Dann ſollte er mit böſen Geiſtern im Bündniß ſtehen, und zuletzt noch ein Gottesläſterer und Aufrührer ſeyn. — So boshaft aber alle dieſe Beſchuldigungen waren, ſo weiſe und edel war dabey Jeſus Betragen. Er unterſchied allemal ſehr richtig, wo es die Noth erfoderte, ſich zu vertheidigen, und wo es beſſer war, zu ſeiner Rechtfertigung nichts zu ſagen. Und auch wenn er für ſich ſprach, ſo geſchah

es mit jener Mäßigung, die der Unſchuld eigen zu ſeyn pflegt, und die immer den meiſten Eindruck macht.

Auf dieſen Gedanken leitet uns die Unterredung, die er, zufolge unſers Texts, mit einigen wider ihn eingenommenen Juden hatte. Sie iſt ein Muſter, von dem wir lernen können, wenn und wie wir unverdiente Vorwürfe von uns abzulehnen haben.

Vortrag.

Ueber die Selbſtvertheidigung wider unverdiente Beſchuldigungen.

I. In welchen Fällen ſie der Pflicht und Klugheit gemäß iſt.

II. Verhaltungsregeln, welche dabey zu beobachten ſind.

Erſter Theil.

Die Selbſtvertheidigung kann zunächſt freylich nur dann erlaubt ſeyn, wenn jemand entweder ganz unwahrer Dinge beſchuldigt wird, oder wenn man ſeine wirklichen Fehler vergrößſert und ihm mehr Böſes zur Laſt legt, als deſſen er ſich ſchuldig weiß. Wahre Behauptungen, wenn ſie gleich nachtheilig ſind, muß Niemand zu widerlegen verſuchen, weder im gemeinen Leben, noch bey gerichtlichen Unterſuchungen. Das iſt nicht nur größtentheils vergeblich, ſondern es kann auch nicht anders, als durch Hülfe der Verſtellung und Falſchheit geſchehen, heißt alſo ein Vergehen auf das andere häufen. Niemand muß beſſer ſcheinen wollen, als er iſt. Der Schuldige darf zwar ſeine Fehltritte ſo gut, als die ſeines Nächſten verſchweigen und verbergen, ſo lange er es ohne Verletzung der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit kann (1 Petr. 4, 8.), aber er darf ſie nicht ableugnen, wenn ſie bekannt geworden ſind. Das, was ihm alsdann zu thun übrig bleibt, iſt Bezeugung einer aufrichtigen Reue und Beſſerung. — Allein es iſt noch nicht genug unſchuldig ſeyn. Auch unverdiente Angriffe auf unſere Ehre müſſen wir — zwar immer durch die That, aber — nicht immer durch Worte öffentlich widerlegen. Dies wird uns oft durch die Klugheit und Gefahr eines größern Schadens widerrathen. Nur in folgenden Fällen iſt es pflichtmäßig und rathſam.

Erſt-

Erſtlich, wenn die Beſchuldigung von Erheblichkeit iſt. Unbedeutende Fehler, kleine Schwächen, die an uns befindlich ſeyn, Uebereilungen, die wir begangen haben ſollen, kurz, alles, worunter unſer guter Name nicht leiden kann, und wovon auch ſonſt weder für uns, noch für Andere ſchädliche Folgen zu beſorgen ſtehen, mag man uns nachſagen. So etwas verdient nicht einmal beachtet, vielweniger widerlegt zu werden. Menſchen wollen und müſſen einmal von Menſchen reden. Warum ſollten wir es uns nicht ſo gut, als Andere, gefallen laſſen, der Gegenſtand ihrer Geſpräche zu ſeyn? Reden wir doch auch wohl von ihnen. Oder wie könnten wir verlangen, daß ſie nur Gutes von uns reden ſollen? Dazu gehört mehr Verſtand und mehr ausgebildete Herzensgüte, als die Meiſten haben. Zu groben Verleumdungen hingegen ſind die Meiſten wiederum nicht boshaft genug, ſo lange wir ihnen nicht im Wege ſtehen, oder ſie nicht beleidigen. Alſo betrifft das, was man von uns ſpricht, gewöhnlich Kleinigkeiten. Da ſollten wir ihrer Meynung nach ſo, und nicht ſo, bey der oder jener Gelegenheit geſprochen, gehandelt haben. Jene unſrer häuslichen Einrichtungen könnten beſſer und klüger ſeyn, u. ſ. w. Welcher Vernünftige wird doch auf dergleichen Geſchwätz merken? Sich dagegen vertheidigen, wäre nur Zeitverluſt; hieße dem Gerede eine Wichtigkeit geben, die es nicht hat, (denn gemeiniglich denkt doch Niemand viel länger daran, als der Schall der Worte dauert,) und überdies würde man ſich den nicht ungegründeten Verdacht der Empfindlichkeit, des Stolzes und der Rechthaberey zuziehen, oft auch nun erſt verſpottet und lächerlich werden. — Doch ein anderer Fall iſt es, wenn man uns etwas nachgiebt, das ſich mit unſrer Ehre, mit Pflicht und Rechtſchaffenheit nicht verträgt; Sitten, Reden, Handlungen, die uns verächtlich und verhaßt machen müßten, die unſerer Nützlichkeit im Berufe hinderlich werden würden, die uns um Anderer Liebe und Vertrauen brächten, und wer weiß, wie viele üble Folgen hätten. Da fodert uns nicht nur die Selbſtliebe, ſondern auch die Hochachtung, die wir der Tugend ſchuldig ſind, zu unſerer Rechtfertigung auf. Dawider rechtfertigte ſich auch der Erlöſer.

Indeß leidet unſer Glück und unſre Ehre nicht allemal bey groben Beſchuldigungen ſo beträchtlich, daß dieſe öffentlich gerügt zu werden verdienten, was denn auch aus dieſen und andern wichtigen Gründen nicht geſchehen muß. Die Selbſtvertheidigung findet alſo

Zweytens nur da Statt, wo grobe Verleumdungen einen wirklich großen Schaden mit Grund beſorgen laſſen. Es kömmt hier ſehr viel auf den Umſtand an, von wem, und gegen was für Perſonen, und ſo auch auf den Unterſchied, ob insgeheim oder öffentlich, ob aus böſer Abſicht oder leichtſinniger Unbedachtſamkeit übel von uns geſprochen worden iſt, ob es wahrſcheinlich geglaubt oder nicht geglaubt werden wird. Dies, mit möglichſter Ruhe überdacht, entſcheidet in jedem Falle am ſicherſten, ob wir etwas für uns zu thun, oder uns blos leidend zu verhalten haben. Gewiſſe Menſchen ſind ſchon zu ſehr von einer ſchlechten Seite als Verleumder oder Feinde von uns bekant, als daß ſie uns ſonderlich ſchaden könnten. Ihre Angriffe verachten iſt gewöhnlich die beſte Vertheidigung. Iſt gegen unſre Freunde, die uns beſſer kennen, Böſes von uns geredet: ſo haben wir ſicher an denen beſſere Vertheidiger, als wir ſelber ſeyn können. Hat man uns irgendwo insgeheim beſchuldigt: ſo wäre laute Rechtfertigung oft nur das Mittel zur Bekantmachung und Verbreitung des nachtheiligen Gerüchts. Hat man uns aus bloßem Leichtſinn verläſtert: ſo verliert ſich gemeiniglich die Wirkung in Kurzem von ſelbſt. Legt man uns etwas zur Laſt, was kein Vernünftiger glauben kann; ſo erwarten wir unſre Ehrenrettung am beſten von der Welt, und widerlegen die Verleumdung durch ein beſſeres Verhalten. Aus dieſen Gründen können wir es nun erklären, warum Jeſus bey verſchiedenen Anſchuldigungen gar nicht für ſich ſprach. Matth. 26, 62. 63. Matth. 27, 12—14. Anklagen wie die, welche man gegen ihn vorbrachte, widerlegten ſich ſelbſt zur Genüge. — Wer für die Rettung ſeiner Unſchuld unzeitig und allzuſehr beſorgt iſt, ſchadet ſich, und macht ſich verdächtig. Aber haben böſe Urtheile über uns und ausgeſprengte üble Gerüchte eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit; ſind ſie ein Werk der Bosheit, die durch unſer Schweigen noch kühner

ge=

gemacht werden möchte; haben wir einmal ſchon öffentlich gelitten: ſo dürfen wir es nicht unterlaſſen, (und zwar um ſo weniger, je nöthiger unſer Anſehen iſt,) uns der aufgebürdeten Schuld vor der Welt zu entledigen. Auch das lehrt uns Jeſus Beyſpiel. Joh. 8, 46—50. Luc. 11, 15—19. Matth. 11, 19. Luc. 15, 2—7.

Drittens aber muß derjenige, welcher ſich rechtfertigen will, auch hoffen können, ſeinen Zweck zu erreichen. Unſchuld reicht dazu nicht allemal hin. Ein großer Theil dieſer Hoffnung hängt von Stand, Lage und Umſtänden ab. Des Geringern Unſchuld wird leicht durch das Anſehn des mächtigern Anklägers oder Beleidigers aufgewogen, und es iſt vielleicht für ihn keine rechtliche Genugthuung mit Sicherheit zu hoffen. Oft kann Jemand auch bey aller Schuldloſigkeit wegen verwickelter Umſtände, die ſich nicht hinreichend auseinander ſetzen laſſen, den Verdacht, worin er gerathen iſt, nicht völlig von ſich ablehnen. Da bleibt denn nichts übrig, als gelaſſen dulden, und der Zeit warten, die einſt alle Schuld und Unſchuld ans Licht bringen wird.

Zweyter Theil.

Iſt es inzwiſchen in den angezeigten Fällen recht und nothwendig, unſre gekränkte Ehre zu retten: ſo belehrt uns aber auch das Chriſtenthum über die Art, wie es geſchehen muß. Wenn wir das Betragen Jeſu in dieſem Stück mit Aufmerkſamkeit betrachten: ſo unterſcheiden wir in demſelben zwey ſehr vorzügliche Eigenſchaften, Weisheit und Sanftmuth. Beyde gaben ihm über ſeine Beleidiger ein eben ſo großes Uebergewicht, als ſeine Unſchuld. Er wußte nicht nur zu rechter Zeit für ſich zu reden, ſondern er that es auch ſo eindringend, daß er wenigſtens die Beſſergeſinnten alle überzeugte und gewann. Dies war hauptſächlich die Wirkung der Ruhe und Gelaſſenheit, mit der er ſprach, und der edelmüthigen Güte, die ſelbſt noch in ſeinen ernſtlichſten Aeußerungen ſichtbar blieb. Wir dürfen nur unſern Text nachdenkend leſen, um dies zu empfinden.

Die chriſtliche Selbſtvertheidigung nach dieſem Muſter fodert alſo auch von uns, daß wir dabey alle Heftigkeit vermeiden.

meiden. Nicht, als ob uns Beleidigungen, beſonders die der Ehre, nicht kränken müßten, oder als ob wir nicht allen Ernſt dawider brauchen dürften. Aber wir müſſen doch auch nicht die Herrſchaft über uns verlieren. Ueberlegen müſſen wir immer noch können, ob die Kränkung abſichtlich geſchah, oder nicht, und im leztern Falle anders handeln, als im erſten. Die Vorſichtigkeit muß noch immer alle unſre Schritte leiten, daß wir uns in keinem Stücke, nicht mit einem Worte vergehen, nicht mehr behaupten, als wir beweiſen können, nicht mehr fodern, als recht iſt, nichts ſagen oder thun, was uns gereuen möchte. — Wer ſich der Heftigkeit überläßt, verliert leicht ſein größtes Recht, giebt Blößen, erbittert ſeinen Gegner, ſtatt ihn zu beſchämen, ſezt ſich dem Spott und der Verachtung aus. — Gelaſſenheit und Ruhe, (die ſich ein Vernünftiger gewiß geben kann, wenn er nur ernſtlich will,) laſſen viel zweckmäßiger und nachdrücklicher reden; erwecken ſchon an ſich eine gute Meynung für die Unſchuld, und ſind überdies Ruhm und Ehre. — Um gelaſſen zu bleiben, laſſe man, ehe man über erlittene Beleidigungen ſpricht, die erſten Gefühle der Empfindlichkeit und des noch neuen Unwillens vorübergehen.

Und ſo ſuche man denn auch nichts weiter, als Herſtellung der Ehre; nicht Rache, nicht Kränkung, nicht einmal eine zu tiefe Demüthigung des Beleidigers. — Wozu dienen gehäſſige Gegenbeſchuldigungen, die mit der Sache nichts zu thun haben? Wie unrühmlich und unchriſtlich, dem Gegner durch Aufdeckung ſeiner Fehler, durch öffentliche oder geheime Anklagen ſchaden zu wollen! Wie unedel, ihn auf alle Weiſe zu erniedrigen. Keine beſchimpfende Abbitte wird ein Beſcheidener verlangen. Er iſt zufrieden, ſeine Unſchuld bezeugt zu ſehen, wenn ihn Umſtände nöthigen, richterliche Hülfe zu ſuchen. — Thätige Gegenbeleidigungen, die die Welt Genugthuung nennt, ſind durchaus ſtrafbar. — Ein Betragen voll Sanftmuth iſt immer der ſicherſte Weg zu wahrer und vollkommener Genugthuung.

Am Feſte der Verkündigung Mariä.

Text. Luc. 1, 26—38.

Einleitung.

Es mußte wohl für die Mutter unſers Herrn eine ſehr befremdende Nachricht ſeyn: daß ſie den erwarteten Heiland gebären würde. Ihr niedriger Stand, ihre Dürftigkeit, alle Umſtände, in welchen ſie lebte, ließen ſie einen ſolchen Vorzug nicht hoffen. Sehr natürlich war alſo bey der ihr geſchehenen Ankündigung der Gedanke: Wie ſoll das zugehen? — Doch die Nachricht kam von Gott. Sie mußte ihr Glauben beymeſſen, ſo befremdlich ſie auch war. Die ganze große Begebenheit ſollte auch außerordentlich ſeyn. Maria ward auf Gottes unbegrenzte Macht verwieſen; und nun ſah ſie der Erfüllung des ihr Verheißenen freudig entgegen.

Dieſe Geſchichte leidet zwar auf die Vorfälle in unſerm Leben keine eigentliche Anwendung. Indeß führt uns doch jene ſo vernünftige Frage der Maria: wie ſoll das zugehen? auf eine ſehr brauchbare Lebensregel. Der Menſch muß nichts ohne Grund erwarten, weder Glück noch Leiden. Er muß ſich bey allen ſeinen Hoffnungen und Befürchtungen befragen, wie ſie wohl mit den gegenwärtigen Umſtänden zuſammenhängen, oder ſich daraus herleiten laſſen, kurz, in wiefern ſie wahrſcheinlich ſind. Dies iſt für uns um ſo nöthiger, da in unſern Erfahrungen kein Wunder vorgeht, ob wir gleich manches Unerwartete erleben.

Vortrag.

Wie nöthig es ſey, bey allen Erwartungen auf Wahrſcheinlichkeit und Unwahrſcheinlichkeit zu ſehen.

I. Dies dient zur Berichtigung unſrer Freuden und Beſorgniſſe wegen des Künftigen.

II. Es lehrt uns auch in Rückſicht auf die Zukunft vernünftig handeln.

Erſter Theil.

Künftiges Glück und künftiges Leiden haben beyde einen überaus großen Einfluß auf unſre gegenwärtigen Empfindungen.

Auf jenem beruht ein Haupttheil unſrer Freuden, ſo wie dies im Gegentheil der vornehmſte Grund unſers Kummers iſt. Aber ſehr oft ſind dieſe Freuden einem leeren Schatten gleich, nach dem wir umſonſt haſchen; und eben ſo häufig ſind die Sorgen, die wir uns machen, leere Schreckenbilder, die, wenn ſie uns lange genug geplagt haben, verſchwinden, aber denn doch auch noch eine unangenehme Nachempfindung in der Seele zurücklaſſen. Woher dieſe öftern Täuſchungen? Könnten wir ſie wohl nicht mehr wenigſtens verhüten und über bevorſtehende angenehme und widrige Begegniſſe richtiger urtheilen lernen?

Allerdings können wir in dieſem Stück unſre Einſichten noch um vieles verbeſſern. Wir wollen nicht behaupten, daß es dem Menſchen möglich ſey, die Zukunft ganz zu enthüllen, alle große und kleine, nahe und entfernte Veränderungen, die ihn betreffen, vorauszuſehn, ohne ſich jemals zu irren. Aber dahin muß er es durch eine gehörige Anwendung ſeiner Vernunft bringen können, daß er das, was ſeinen Augen nahe genug liegt, vorausſieht und ſich weniger in ſeinen Erwartungen irrt. Die meiſten merkwürdigen Vorfälle in ſeinem Leben kündigen ſich bald früher bald ſpäter durch gewiſſe vorhergehende Umſtände an, die er entweder als Urſachen, oder doch als Kennzeichen deſſen, was geſchehen wird, betrachten muß. Und was braucht er nun mehr, als auf dieſe Umſtände aufmerkſam zu ſeyn, ſie alle ſorgfältig zuſammennehmen, zu unterſcheiden, was in ihnen noch zweifelhaft oder ſicher iſt, und hieraus auf das, was er zu hoffen oder zu fürchten hat, zu ſchließen? Er nehme dabey nur ſeine Erfahrungen, oder ähnliche erlebte Fälle zu Hülfe, und laſſe ſich nicht durch voreilige Furcht und heftige Wünſche blenden. Nur ſelten wird es ihm dann fehlen, daß ſeine Erwartungen nicht den Ausgang hätten, den er ſich vorher dachte.

Und dieſe weiſe Rückſicht auf das, was wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich iſt, hat nun den beträchtlichſten Nutzen für unſern Gemüthszuſtand. Sie beſtimmet das richtige Maaß der frohen und traurigen Gefühle, mit welchem jeder von uns in ſeiner Lage an die Folgezeit zu denken hat.

Manche

Manche Freude, manche Hoffnung freylich wird alsdann verſchwinden, wenn wir uns gewöhnen, den Grund von allen ſtrenge zu unterſuchen. Da werden wir ſehr oft inne werden, daß wir uns mit leeren Einbildungen ſchmeicheln. Aber iſt das auch ein wirklicher Verluſt? Kann die Ruhe, die Fröhlichkeit als ein wahres Glück anzuſehn ſeyn, die ſich blos auf Selbſtbetrug gründet? Zwar in gewiſſen Lagen mag es hingehen, ſich mit eingebildeten beſſern Ausſichten zu tröſten. Dem Kranken, der gern noch leben mögte, vergönne man es, ſelbſt dann noch auf ſeine Herſtellung zu rechnen, wenn ſchon ſichtbar ſein Ende herannaht; und ſorge nur dafür, daß er gleichwohl die Pflichten erfülle, die er noch zu erfüllen hat. Den Unglücklichen, der itzt in einem heftigen Schmerze eines ſtarken Troſts bedarf, laſſe man immer auf ein baldiges deſto günſtigeres Schickſal hoffen, wenn auch die Vorſtellung davon etwas übertrieben wäre. In jedem Zuſtande, wo die Seele leicht erliegen könnte, wenn ſie ihr ganzes Leiden kennte, oder ſich nicht noch an gewiſſe — immerhin unwahrſcheinliche Hoffnungen hielte, nehme man ihr ihren glücklichen Irrthum nicht. Allein, das iſt nur Nachſicht, die den Schwachen gebührt. Sollten wir uns beſtändig die Täuſchung wünſchen? Alſo ſtets in Anſehung unſrer ſelbſt und in Abſicht der Zukunft Fremdlinge bleiben wollen? Wir ſchätzen ja ſonſt nichts ſo ſehr, als richtige Erkenntniß und Wahrheit. — Und wie unzulänglich für die wahre Freude und Zufriedenheit ſind nicht ungeprüfte blinde Hoffnungen? Mögen ſie dem Leidenden ein Nothbehelf ſeyn, den wir gern entſchuldigen wollen; mag ſie der Leichtſinnige auch gern ergreifen und ſich in dem Gebiete der Einbildungskraft wie ein Träumender vergnügen: ſo thun ſie doch einer geſunden Seele nicht genug. Sie fühlt doch ein geheimes und gerechtes Mistrauen gegen ihre Sicherheit, und achtet kein Glück, was bloß auf trüglichen Vermuthungen beruht. — Wollte man auch ſagen: derjenige, der ſich damit täuſchen kann, bringe doch indeß ſeine Zeit angenehm hin: ſo mag das wahr ſeyn. Wie aber, wenn der Selbſtbetrug nun mit der Zeit offenbar wird, iſt dann nicht das Misvergnügen um ſo viel größer, je lebhafter und ſüßer die erdichtete Hoffnung war? Und wenn nun

noch dazu ſolche Erfahrungen öfter kommen: ſo tritt endlich ein verdroſſener Mismuth an die Stelle des ehmaligen Leichtſinns. Der hofft nun gar nichts mehr, welcher vorher zu kühn im Hoffen war. — Dagegen aber gewinnen wir auch deſto mehr an manchen Freuden, die uns wahrſcheinlicher werden, wenn wir mit reifer Erwägung der gegenwärtigen Zeit und Umſtände in die Zukunft blicken. Manches Glück, was wir itzt noch nicht bedenken oder was wir bezweifeln, würde ſchon in ſüßer Vorempfindung von uns genoſſen werden, wenn wir auf die Quelle ſähen, aus welcher es künftig fließen wird.

Auf gleiche Weiſe verhält es ſich dann auch mit unſern Beſorgniſſen. Viele, die ihren Grund nur in unſrer Furchtſamkeit oder Heftigkeit haben, verlieren ſich vor einer nähern Prüfung. Andere erſcheinen wenigſtens als noch ungewiß, oder auch als minder furchtbar. Wir entgehen alſo tauſend unnöthigen Bekümmerniſſen und werden ſo weiſe, nicht mehr ſo leicht zu fürchten, wo nichts zu fürchten iſt. Nur die Sorgen bleiben übrig, welche wahr und nöthig ſind. Doch dieſe machen insgemein den kleinſten Theil aus, und ihr Gefühl hat manchen wichtigen Nutzen.

Zweyter Theil.

Nach unſern Erwartungen richtet ſich auch ein großer Theil von unſerm Thun und Laſſen und iſt weiſe oder unweiſe, vergeblich oder von Nutzen, nachdem jene gegründet oder ungegründet ſind.

Der Menſch arbeitet meiſtens für die künftige Zeit. Faſt alle ſeine Unternehmungen haben den Zweck, ſich künftiges Glück zu bereiten, oder ſich vor künftigen Uebeln zu ſichern. Gewöhnlich ſind auch beyde Abſichten mit einander verbunden. So wendet der Jüngling unter der Leitung ſeiner Lehrer allen Fleiß an, um dereinſt als Erwachſener ſein Brodt zu haben und mit Ehre in der menſchlichen Geſellſchaft zu leben, wovon er als ein Ungeſchickter das Gegentheil fürchten müßte. So iſt der Mann in ſeinem Berufe thätig, um mit den Seinen nicht nur für itzt, ſondern auch für die Folge die Früchte ſeiner Emſigkeit zu genießen. So bauet der Landmann ſein Feld, um im kommenden Jahre eben ſo, wie gegen-

gegenwärtig verſorgt und vor Mangel geſichert zu ſeyn. So hütet ſich jeder Kluge vor allem, was ſeiner Geſundheit, ſeinem Glücke überhaupt nachtheilig werden mögte, und benutzt dagegen jedes Mittel, ſein Wohl zu befördern. Aber wie verkehrt wird dies alles geſchehen, wenn der Menſch die Verbindung und Beſchaffenheit künftiger Zeitumſtände nicht mit Wahrſcheinlichkeit beurtheilt, oder wenn er die Dinge anders erwartet, als ſie ſichern Gründen nach kommen können? Dann handelt er auch entweder blindlings, oder nach einem übel angelegten Plane. Was wird aus dem Jünglinge ſelbſt bey dem gröſsesten Fleiße, wenn er durch ſeine eigene oder ſeiner Führer Schuld das unrechte Fach erwählt, in welches er mit ſeinen Fähigkeiten und Neigungen dereinſt nicht paßt, oder wenn er ſich von dem gewählten Stande eitle, thörichte Erwartungen macht, die nie eintreffen können? Was nützt die Betriebſamkeit in Geſchäften, wenn man nicht jedesmal das thut, was nach der beſten Ueberlegung das Nöthigſte und Nützlichſte iſt? Was wird der Landmann ernden, wenn er nicht nach der Wahrſcheinlichkeit, die ihm Zeit und Umſtände angeben, ackert? Und wird der nicht ſein Wohl öfter ſtören, als befördern, der ſich nicht bey jeder Handlung befragt: was habe ich davon vernünftigerweiſe zu hoffen oder zu fürchten? Die ſicherſte Folge wenigſtens iſt, daß er viel Unnützes thut. — Wie iſt es doch daher ſo rathſam, ſtets zu überlegen, nichts auf Gerathewohl zu unternehmen, die Zukunft und das Gegenwärtige im Auge zu haben, oder, um es mit den Worten eines Apoſtels zu ſagen, ſich in die Zeit zu ſchicken und nicht als die Unweiſen, ſondern als die Weiſen zu wandeln.

Wer ſich geübt hat, in allen Erwartungen das, was wahrſcheinlich und unwahrſcheinlich iſt, zu unterſcheiden, der hat auch bey den außergewöhnlichen Vorfällen, bey Gefahren und Unglücksfällen mehr Entſchloſſenheit, mehr Muth, und die erforderlichen Einſichten. Da, wo Andere außer ſich kommen, kein Rettungsmittel wiſſen, oder ihre Bemühungen unrecht anwenden, wird er bey Faſſung bleiben und durch wohlgewählte Mittel dem weitern Fortgange des Uebels vorbauen. — Auch iſt es immer Freude und Beruhigung,

 mit

mit Ueberlegung gehandelt und das gethan zu haben, was Pflicht und Klugheit erfodern.

Am Palmſonntage.

Text. Matth. 21, 1—9.

Einleitung.

Das ganze Verhalten unſers Erlöſers unterſcheidet ihn auf eine vorzügliche Art von allen übrigen Menſchen, am meiſten aber in den letzten Tagen ſeines Lebens. Hier erſcheinen an ihm alle, und vornehmlich die ſchweren Tugenden, die ein leidenvoller Zuſtand erfodert, in einer ſolchen Vollkommenheit, wie ſie nie ein Sterblicher ausgeübt hat, und auch nie auszuüben vermag. Dies ſein edles Verhalten beweiſet ſchon an ſich eine Größe der Seele, die ihn über alle Sterbliche erhebt. Aber noch bewundernswürdiger wird es, wenn man ſich die ganze Lage des erhabnen Leidenden denkt. Ihm fehlten alle die äußern Erleichterungsmittel, die Unglückliche ſonſt noch haben; ihm ward jede Pflicht ungewöhnlich erſchwert; und gleichwohl erfüllte er ſie höchſt muſterhaft.

Man denke ſich hier beſonders die Bereitwilligkeit, mit welcher er ſich ſeinem harten Verhängniß unterwarf. Nach unſerm Texte hielt er einen feyerlichen Einzug in Jeruſalem mit völlig ruhigem Gemüthe, ſelbſt mit ſichtbarer Freudigkeit; und das bey dem deutlichſten Vorwiſſen alles deſſen, was ihm in wenig Tagen begegnen würde. Keine Verborgenheit irgend eines ſchrecklichen Umſtands in ſeinem bevorſtehenden Leiden, keine anſcheinende Möglichkeit, demſelben, wenn er Jeruſalem betrat und ſeinen Plan ausführen wollte, zu entgehen; nichts von dieſen und andern menſchlichen Beruhigungsmitteln kam ihm zu gute. Dabey war es ihm nun auf der andern Seite ſo leicht, ſich gänzlich zu ſichern, wenn er nur die gefährliche Hauptſtadt vermied, was freylich ſeinem Berufe und Gottes Rath zuwider war. — Wie bewundernswürdig iſt hier ſein Pflichtgefühl und ſeine Entſchloſſenheit, ihm mit aller Aufopferung zu folgen!

Vortrag.

Ueber das Freywillige in dem Leiden Jeſu.

I. Richtige Vorſtellungen davon.

II. Anwendung auf uns und unſer Verhalten.

Erſter Theil.

Das Leiden Jeſu war ſeine eigne freye Wahl. Dieſer an ſich ſehr richtige Satz kann freylich leicht unrecht verſtanden werden, und es iſt daher nöthig, die Wahrheit, die er enthält, näher zu beſtimmen.

Irrig würde es ſeyn, zu glauben, der Erlöſer habe Verfolgungen, Martern und Tod mit Fleiß, wohl gar unnöthigerweiſe, geſucht und abſichtlich veranlaßt; ſein Hingang nach Jeruſalem ſey aus dem Grunde geſchehen, und er habe dort alles darauf angelegt, ſeine Feinde zu reitzen; ſeine Hinrichtung ſey ihm nicht nur gleichgültig geweſen, ſondern er habe ſie unbedingt gewollt und gleichſam erzwungen. — Dieſe Vorſtellungen ſind ſeiner unwürdig. Nur ſolche Menſchen, die man als Schwärmer kennt, die ſich nicht durch geſunde, ruhige Vernunft und edle Abſichten, ſondern durch erhitzte Einbildungskraft und übertriebenen Ehrgeiz leiten laſſen, können ohne weitere Gründe und Nothwendigkeit ihren Tod ſuchen. Auf ihn, den Weiſeſten, den wir immer ſo überlegt und ruhig handeln ſehen, paßt das nicht. Und wie wäre es von ihm denkbar, daß er abſichtlich ſeine Feinde hätte reizen können, durch ſeine Hinrichtung das größte Verbrechen zu begehen? Sein Wunſch und ſeine Veranſtaltung konnte dies unmöglich ſeyn. Auch wiſſen wir ja aus ſeiner Leidensgeſchichte, daß er ſeinen Tod nicht unbedingt wünſchte, ſondern vielmehr den ſehr natürlichen Wunſch hegte, des Leidens, wo möglich, überhoben zu werden, und daß er ſelbſt die der Menſchennatur eigene Bangigkeit bey Annäherung deſſelben fühlte. Matth. 26, 37 — 39. Seine Größe beſtand nicht in Unempfindlichkeit, ſondern in dem Siege, den er über die Naturempfindung zu erhalten wußte.

Das Freywillige in Jeſus Leiden beſtand lediglich darin, daß er ihm nicht, wie er gekonnt hätte, auswich, da höhere Gründe foderten, es zu übernehmen, und daß er ſeinem Berufe treu blieb, auch wo er die traurigen Folgen davon vor-

aus

aus ſah. Sein Tod war eine Folge deſſen, was er that und thun mußte, um ſeinen Plan zum Wohl der Welt auszuführen. Alle Umſtände jener Zeiten, die ganze bürgerliche und Religionsverfaſſung ſeines Volks, die Denkart und der Sittenverfall ſeiner Mitbürger, die bereits gehäufte Menge ſeiner Gegner und Feinde — dies alles ließ die Einführung der beſſern Religion, die er zur Abſicht hatte, nicht wohl anders, als mit ſeiner Aufopferung möglich denken. Der Erlöſer ſah den Erfolg ſeiner Unternehmungen voraus: aber er vollendete muthvoll die Bahn, die er betreten hatte, und ließ ſich gern ihren traurigen Ausgang gefallen. So beſchreibt ihn uns auch durchgehends die Bibel, nicht als wirklichen Urheber ſeines Leidens und Todes, ſondern als Einen, der ſich gegen dieſen Rath Gottes l e i d e n d verhielt, der auf Gottes Verlangen den Weg ging, der ihn an das Kreuz brachte. Er erniedrigte ſich ſelbſt und ward Gott gehorſam bis zum Tode am Kreuze. Phil. 2. 8.

So betrachtet, ſind es denn nun auch ganz überflüſſige Fragen, die der Vorwitz thun möchte: Warum Jeſus nach Jeruſalem gegangen ſey, wo doch, wie er wußte, ein gewiſſer Tod ſeiner wartete? Warum er ſich nicht bey bemerkter Gefahr von da entfernt, und ſonſt für ſeine Sicherheit geſorgt habe? Dieſe und andre ähnliche Fragen würden nicht hinreichend zu beantworten ſeyn, wenn man dabey nicht den groſſen Zweck ſeines Todes und die Nothwendigkeit deſſelben zur Begründung der neuen Religion vor Augen hätte. Aber Jeſus handelte hier, wie immer, mit weiſer Ueberlegung und ſeiner Pflicht gemäß. Es iſt wahr, er brauchte keins von den Rettungsmitteln, die ihm zu Gebote ſtanden. Er blieb in der ihm feindſeligen Stadt; zeigte ſich am Tage dem Volke öffentlich und übernachtete in der Nähe an einem ſchon bekanten Orte. Gegen ſeine Jünger ſprach er, zu ihrer größten Verwunderung von ſeinem Tode, als von einer unvermeidlichen Sache, ungeachtet er doch noch völlig frey war. Seinen Verräther warnte er zwar ernſtlich genug: aber er ließ doch dem verblendeten Menſchen die Freyheit, ſeinen Anſchlag auszuführen. Als ſeine Feinde kamen, ſich ſeiner zu bemächtigen: ſo verſuchte er nicht nur nicht ihnen zu entrinnen, wie

er ſonſt öfter gethan hatte, ſondern ging ihnen ſelbſt entgegen; verbot den Seinen alle Gegenwehr; ließ die Abgeſchickten zwar ſeine Macht fühlen, aber bloß zum Beweiſe, daß nicht ſie ihn überwältigen würden, ſondern daß er ſich freywillig in ihre Hände gebe. Vor Gericht, beſonders vor dem Gericht des Römiſchen Statthalters, wo es ihm ſo nahe gelegt ward, ſagte er nichts zu ſeiner Vertheidigung: ließ ſich ungerechterweiſe verurtheilen und kreuzigen. Alles das iſt freylich ganz einzig in ſeiner Art. Aber das war auch er, ſein ganzer Beruf, und der ganze Zweck ſeines Lebens und Todes. Nehmen wir an, was wir müſſen und was nicht nur die Bibel ſagt, ſondern auch der große Erfolg bewieſen hat, daß nämlich ſein Leiden und Sterben ein weiſer Rathſchluß, eine wohlthätige Veranſtaltung Gottes und ein wichtiges nothwendiges Stück ſeiner Sendung war, ohne welches dieſe größtentheils vergeblich, und ſeine Weltverbeſſerung ein unvollendetes Werk geblieben ſeyn würde, daß aber nun ſich davon unendlich ſegensreiche Folgen über das menſchliche Geſchlecht verbreitet haben, und in Ewigkeit verbreiten werden; — iſt Jeſus Tod ſo anzuſehn; ſo wird es ſehr begreiflich; ja ſo iſt es eben ſo weiſe, als edelmüthig; ſo iſt es der Erhabenheit des Sohnes Gottes würdig, daß er nichts that, ihn zu vermeiden. Seine freywillige Aufopferung wird nun an ihm die höchſte Tugend. Sie vereinigt in ſich die ſchönſte Probe des Gehorſams gegen Gott und der heißen Liebe gegen uns Menſchen.

Zweyter Theil.

Wir ſind gewohnt, alle Geſinnungen und Handlungen Jeſu als Muſter für uns zu betrachten; und auch hier iſt allerdings etwas in ſeinem Verhalten, was uns lehrreich werden und zur Nachahmung dienen kann. Nur findet ſich aber dabey auch etwas, das auf uns nicht anwendbar iſt.

Der Fall, in welchem ſich unſer Erlöſer befand, war, wie wir geſehen haben, ſo beſchaffen, daß ſich in unſerm Leben davon nichts ähnliches denken läßt. Sein Leiden war nothwendig, ſein Tod eine Wohlthat für die Welt. Dies wußte er auf das deutlichſte und ſicherſte. Und ſo war es

ſehr

ſehr recht und gut, daß er es nicht abzuwenden ſuchte. Genug, daß er es nicht geradezu beförderte. Allein ganz anders verhält es ſich mit uns. Wenn uns ein Uebel bedroht: ſo iſt es doch noch unausgemacht, ob es nothwendig oder unvermeidlich, ob es wirklich gut und Gottes Wille ſey. Das alles können wir nur erſt hinterher wiſſen. Der Erfolg muß allein darüber entſcheiden. Wäre es nun aber wohl weiſe und chriſtlich, wenn wir bey dieſer Ungewißheit zur Abwendung jenes Uebels ſo gar nichts verſuchen wollten? Wäre es vernünftig und chriſtlich, wenn wir es unterließen, einer beſorglichen Krankheit vorzubauen, oder wider eine bereits vorhandene zu gebrauchen; wider feindſelige Anſchläge auf unſre Ehre oder unſer Glück dienliche Maaßregeln zu nehmen; drohendem Mangel und andern Gefahren zuvorzukommen? Wollten wir das etwa auch Bereitwilligkeit zu leiden nennen, da Gott vielleicht nicht will, das wir leiden ſollen, und die anſcheinende Gefahr wohl nur die Abſicht hat, daß wir unſre Klugheit und Kräfte üben, uns eines glücklichen Erfolgs unſrer Fürſorge und der ſchützenden Güte Gottes freuen und ihr mehr vertrauen lernen möchten? Dürften wir ſo ſtolz ſeyn, uns mit Jeſu zu vergleichen und auf ſein Beyſpiel zu berufen? Hieße das nicht, ihn und ſeine Tugend entehren? Von uns, die wir Gottes Rath nie vorauskennen, fodert die Pflicht, daß wir von allen Leiden (nur auf rechtmäßigen Wegen) abzuwenden ſtreben, was möglich iſt. Nur das Unvermeidliche iſt eigentlicher Wille Gottes.

Und bey dieſem findet nun auch Nachahmung Jeſu Statt. Hier iſt es, wo wir uns dem göttlichen Verhängniß mit ergebenem Sinn unterwerfen, ſelbſt das Bitterſte gelaſſen tragen und voll Vertrauen zu des Unendlichen Weisheit und Güte einen guten Ausgang erwarten ſollen. Es iſt dem Chriſten eben ſo erlaubt, als es dem Menſchen natürlich iſt, ſich bey anſcheinenden harten Begegniſſen Verſchonung und bey gegenwärtigen Entledigung zu wünſchen und mit Beſcheidenheit darum zu beten. Wünſchte, betete doch auch der Göttliche, der es wußte, daß er leiden ſollte: Vater, iſt's möglich, ſo gehe dieſer Kelch von mir! Allein ſein Sinn ſey

auch

auch im folgenden Chriſtus Sinn: doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!

Insbeſondere enthält das Beyſpiel Jeſu nun auch noch die wichtige Lehre: der Chriſt muß keine Gefahr, keine Leiden ſcheuen, die ihm auf ſeinen Berufswegen begegnen. Ein Theil ſeines Berufs war Leiden; und ob das gleich der unſre in der Art nie ſeyn kann: ſo iſt doch ſchwerlich ein Stand, in dem man nicht zuweilen über Pflichterfüllung und Rechtthun Widerwärtigkeiten erleben müßte. In manchen Ständen giebt es Pflichten, deren Erfüllung mit Gefahr der Geſundheit und des Lebens verbunden iſt, in andern muß man aller Bequemlichkeit entſagen und ſich ein laſtvolles, mühſeliges Leben gefallen laſſen. — Da laßt uns denn an Den mit Nacheiferungstrieb gedenken, der auf eine ſo edle Art in dieſer ſchweren Tugend unſer Vorbild ward. Wir haben ja eben die Stärkungs- und Troſtgründe, die er hatte, Gottes Beyſtand und die untrügliche Hoffnung eines ſeligen Ausgangs dieſer, wie aller unverſchuldeter und mit Geduld ertragener Leiden. Nur müſſe unſer Blick nicht bloß auf das Zeitliche, ſondern auch, und vorzüglich auf das Ewige gerichtet ſeyn. Auch Jeſus fand erſt in jenem Leben den Lohn der Verherrlichung für ſeine Tugend.

Am grünen Donnerſtage.

Text. 1 Cor. 11, 23 — 32.

Einleitung.

In der Gemeine zu Corinth war eine ſchädliche Trennung der Gemüther entſtanden. Die Glieder derſelben hatten ſich in verſchiedene Partheyen getheilt, nachdem ſie einem oder dem andern Lehrer mehr ergeben waren, in der irrigen Vorausſetzung, daß Jeder etwas beſonderes lehre. Ueberdies verurſachte die Ungleichheit des Vermögens, die vielleicht in dieſer Stadt größer war, auf der einen Seite ſtolze Verachtung der Aermern, und auf der andern Mistrauen, Kaltſinn und Neid gegen die Reichen. Die üblen Wirkungen

gen hiervon äußerten ſich ſelbſt bey dem Gottesdienſt und ſogar bey der Feyer des Abendmahls. — Dieſem Unweſen ſuchte Paulus nun auf alle Weiſe zu ſteuern. In unſerm Texte nebſt den vorhergehenden und nachfolgenden Worten erinnert er vornehmlich die Chriſten, wie wenig ein ſo gehäſſiges Betragen mit der würdigen Nachtmahlsfeyer verträglich ſey. Er hält ihnen den hohen Werth und Zweck dieſer göttlichen Stiftung vor, und läßt ſie hieraus urtheilen, was es auf ſich habe, ſie durch ein laſterhaftes, beſonders durch ein liebloſes Herz und eine dem großen Urheber derſelben unähnliche Sinnesart zu entheiligen.

Die Abendmahlshandlung fodert alſo von denen, die ſie würdig begehen wollen, nicht nur überhaupt frommen Tugendſinn, ſondern ganz vorzüglich ein der Menſchenliebe offenes Herz. Sie iſt auch ganz dazu eingerichtet, die Geſinnung unter den Chriſten zu erhalten und zu befördern.

Vortrag.

Das Abendmahl als Erweckungsmittel zur brüderlichen Liebe.

I. Beweis, daß es dies vorzüglich ſeyn kann und ſoll.

II. Erfoderniſſe zu dieſer Abſicht bey denen, die es halten.

Erſter Theil.

Man kann über dieſe feyerliche Religionshandlung, ihren Zweck und Nutzen nicht ſicherer urtheilen, als wenn man theils die Veranlaſſung zu ihrer Einſetzung vor Augen hat, und theils auch erwägt, worauf dies heilige Geſchäft unſer Nachdenken hinweiſen und was für Empfindungen es in der Seele am natürlichſten erregen muß.

Jeſus ſtiftete das Abendmahl freylich zunächſt für ſeine Jünger. In den letzten Stunden vor ſeinem Leiden wollte er dieſe ſeine Freunde und künftigen Verkündiger ſeiner Lehre noch auf eine feſtere Art mit ſich verbinden. Er hielt deswegen nicht nur die rührendſte Abſchiedsrede an ſie, die ihn allein ſchon ihnen unvergeßlich machen mußte, ſondern er verordnete ihnen noch eine eigne, einfache und bedeutende Feyerlichkeit im Genuß von Brodt und Wein, bey deren jedesmaliger Wiederholung ſie ſich ſeiner mit Liebe als ihres Wohlthäters

thäters und als des Urhebers ihrer Glückſeligkeit erinnern; wobey ſie gefühlvoll bedenken ſollten, daß er ſich für ſie und für die Welt aufgeopfert habe. In ſofern war alſo ſein Hauptzweck, ſie ſich dankbar, treu zu erhalten, damit ſein großes Werk durch ſie vollendet würde. — Aber in eben dieſer Abſicht ſuchte er ſie auch ſehr weiſe unter einander feſter zu verbinden. Der größere Theil ſeiner letzten Unterredung beſtand in Ermahnungen zu brüderlicher Liebe und Eintracht. Sie ſollten nun, da ſie ihn nicht mehr zum Führer haben würden, ſich Einer an den Andern halten — wie das etwa ein ſterbender Vater von ſeinen Kindern wünſcht. Es ſollte unter ihnen ein gleicher, oder eigentlich gar kein Rang, und ein gleicher Sinn der Demuth, Gefälligkeit und Treue herrſchen. Er ſtellte ihnen hier ſein Beyſpiel, ſeine Liebe zu ihnen vor, und daß er noch immerfort, auch unſichtbar, ihr Aufſeher, ihr Oberhaupt ſey. Joh. 13, 13 — 15. 33 — 35. Und um dieſen Ermahnungen eine immer wirkende Kraft zu geben: ſo verband er ſie nicht nur mit dem Genuſſe ſeines Gedächtnißmahls, ſondern gab dieſem auch die Einrichtung, daß es ihnen den pflichtmäßigen Bruderſinn ſelbſt zu Gemüthe führen mußte. Es ward eine Handlung, die ſie gemeinſchaftlich verrichten, bey der ſie an den, der ihrer Aller Freund, Erlöſer und Vorbild war, denken und ſich ihres gleichen Antheils an ihm freuen ſollten. Jeſus reichte Allen von demſelben Brodte und theilte Einen Kelch unter ſie; redete zu Allen mit gleicher Zärtlichkeit. — Wie hätten Chriſtus Jünger nachher dies Mahl halten können, ohne ſich allezeit aufs neue zu wechſelſeitiger Liebe erweckt und genauer vereinigt zu fühlen!

Doch die heilige Stiftung war nicht bloß für des Herrn Jünger; ſie galt für alle Chriſten, wie ſie denn auch gleich in allen entſtandenen Gemeinen angeordnet ward. Und wenn gleich bey dieſen das perſönliche Andenken an Jeſum als Freund nicht ſo Statt haben konnte, wie bey den Apoſteln, die ihn lebend gekannt hatten: ſo war das doch auch nur Nebenzweck. Die Hauptſache blieb; nämlich das Andenken an Jeſum als Erlöſer und Tugendmuſter, und die Vorſtellung des gleichen Antheils, den alle ſeine Erlöſte an ihm haben. Alſo blieb und iſt es auch noch itzt ein Vereinigungsmittel

für die Herzen aller Chriſten. Dies iſt es nach dem Inhalt aller der Betrachtungen, worauf es die Seele des Chriſten leitet. Ich ſoll bey dieſem Mahle Jeſum meinem Geiſte lebhaft vergegenwärtigen. Aber kann ich es, ohne daß er ſich mir als das herrlichſte Muſter der Güte und Liebe darſtellt? Iſt nicht dies immer die Hauptgeſinnung, die erſte ſeiner Vollkommenheiten, die ich von ſeinem Bilde gar nicht zu entfernen vermag? Iſt ſein ganzes Leiden, ſein Tod und alles, warum er mir ſo werth iſt, nicht Wirkung der Liebe? Und dies ſein Bild ſollte mich nicht an die erſte Chriſtenpflicht und Chriſtentugend denken laſſen? Ich ſollte nicht der Vorſtellung, die ſich mir ſo ſtark aufdringt: daß ich hier, ja hier vornehmlich, ſein Nachfolger ſeyn ſoll, Raum geben und ſie bey mir zum Vorſatz werden laſſen? Ich könnte ihn verehren wollen, ohne das unterſcheidende Kennzeichen ſeiner Jüngerſchaft (Joh. 13, 35.) an mir zu tragen? — Schwebt er mir als Erlöſer vor, der für mich und alle Menſchen, meine Brüder, ſtarb: wie müſſen nun auch dieſe mir noch werther werden! Wer von ihnen könnte mir gleichgültig ſeyn, da er für Jeden ein Gleiches that und erduldete; Jedem einerley Rechte an ſeiner Liebe gab und Allen Einen Weg zur Glückſeligkeit anwies! Wie ſollte ich nicht die achten, die vor Gott und Jeſu einen ſo hohen Werth haben! Wie nicht gern für Aller Wohl nach meinen Kräften ſorgen; den Nothleidenden zu retten ſuchen, den Irrenden und Sünder, ſtatt ihn zu haſſen, bedauern, dem Beleidiger edelmüthig verzeihen! — Dieſe Betrachtungen bieten ſich ungeſucht jedem Nachdenkenden bey dem Gedächtnißmahle Jeſu dar; und ſollten ſie wohl ſo ganz ohne Wirkung ſeyn? Gewiß, um ſo weniger, da ſie zugleich von den lebhafteſten Empfindungen begleitet werden. Die Communionhandlung hat vor allen Stücken des chriſtlichen Gottesdienſt's etwas Rührendes. Sie erregt in jedem guten Gemüthe innige Gefühle der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und den Erlöſer; Freudengefühle über das Bewußtſeyn der göttlichen Gnade, frohe, lebendige Hoffnungen und Vorempfindungen der künftigen Seligkeit, inniges Gefühl des hohen Werths der Tugend. Welche Stimmung der Seele iſt zur Erzeugung der Liebe und des

herz-

herzlichen Wohlwollens geſchickter? Das beweiſet auch die Erfahrung. Nie iſt unſer Herz ſanfter, gütiger, gefälliger, theilnehmender, nachgebender, verſöhnlicher, entſchloſſener zum Wohlthun, als bey jener rührenden Handlung. Und wenn auch dieſe Gefühle nicht in gleicher Stärke fortdauern können: ſo hinterlaſſen ſie doch ein nützliches Andenken. Auch bleibt, bey Beſſergeſinnten gewiß, ein guter Theil ihrer Wirkungen, wenn gleich ſie ſelbſt verſchwunden ſind. Sollte der nicht eher als Menſchenfreund handeln, dem es am Tiſche des Herrn ſo ein ernſtlicher Vorſatz ward?

Das heilige Abendmahl iſt nun, ſo betrachtet, ein Erweckungsmittel zur allgemeinen Liebe. Indeß ſtiftet es noch eine nähere Vereinigung der Herzen unter den Chriſten, zumal, wenn ſie es gemeinſchaftlich genießen. Hier iſt es, mehr noch als alle übrigen gottesdienſtlichen Geſchäfte, die weiſeſte, nützlichſte Veranſtaltung, um den nöthigen Gemeingeiſt unter Jeſus Bekennern zu erhalten und ihrer Religionsgeſellſchaft mehr Feſtigkeit zu geben. Es erinnert ſie an die brüderliche Gleichheit, die unter ihnen iſt und mildert die äuſſern Unterſcheidungen, die im weltlichen Leben unter ihnen ſeyn mußten. Es vergütet dieſe Unterſchiede dadurch, daß es Allen in der Religion in Abſicht ihres Werths vor Gott, ihrer Glückſeligkeit und Hoffnungen gleiche Rechte zuſichert. 1 Cor. 10, 17. Es hindert, daß nicht eine zu große Scheidewand zwiſchen den Ständen entſtehe, bringt in allen die Gemüther einander näher, und verbindet Jeden zu den Pflichten, die ihm in ſeinem Stande gegen die Uebrigen obliegen. Dem Geehrtern heißt es Güte und Herablaſſung; dem Geringern Ehrerbietung und Gehorſam, dem Reichen Wohlthätigkeit, den Armen Erkenntlichkeit, den Herren Gelindigkeit, den Dienenden gewiſſenhafte Treue, und Allen insgeſammt — brüderliche Liebe.

Zweyter Theil.

Von dieſen wohlthätigen Wirkungen läßt ſich nun aber nicht mehr behaupten, als daß das Nachtmahl ſie nach der Abſicht ſeines Stifters haben ſoll, und vermöge ſeiner Einrichtung haben kann. Sie ſind übrigens weder nothwendig,

noch von dem Genuſſe allein und an ſich zu erwarten. Viele genießen es und bleiben lieblos und menſchenfeindlich, wie ſie vorhin waren. Die wirkende Kraft richtet ſich hier, wie bey allen Andachtsgeſchäften, nach der Empfänglichkeit des Herzens.

Sollen diejenigen, welche zu Jeſus Gedächtnißmahle kommen, dadurch zu brüderlichen Geſinnungen aufgeweckt werden: ſo müſſen ihre Gemüther auch noch guter Eindrücke dieſer Art fähig ſeyn. Menſchen, die von Stolz und Selbſtſucht beherrſcht werden, Solche, die durch Eigennuß und Habſucht abgehärtet worden ſind, Eitle, die aus Anhänglichkeit an den kleinlichen Vorzügen des Rangs und der äuſſern Ehre kein Gefühl mehr für edle Beſcheidenheit und Güte haben, Gehäſſige, bey denen Groll und Feindſeligkeit eingewurzelt ſind, Kaltſinnige, denen es an allem Sinn für Menſchenwohl mangelt, alle dieſe machen an ſich die ſegensvolle Kraft dieſer heiligen Handlung unfruchtbar. Werden ſie ſich auch wohl auf diejenigen Betrachtungen einlaſſen, die, ſo natürlich ſie hier auch wären, mit ihrer Sinnesart im Widerſpruch ſtehen? Werden ihre gewohnten böſen Geſinnungen den beſſern Vorſtellungen weichen; oder, wenn ja eine augenblickliche Rührung Statt fände, werden ſie nicht bald wieder zurückkehren? — Nur alſo beſſere Herzen, in denen die natürlichen Triebe des Wohlwollens noch nicht durch böſe Leidenſchaften erſtickt worden ſind, die die Nächſtenliebe mit allen ihren beſondern Pflichten von Seiten ihres großen Werths kennen und als ihre heilige Obliegenheit ehren, die für das, was gut und edel und chriſtlich iſt, Gefühl haben, nur dieſe finden hier für ihr gutes Herz erwünſchte Nahrung. Sie können hoffen, daß ſie in der Liebe, wie in allem Guten immer völliger werden. Unſre erſte Sorge ſey alſo zuvor Beſſerung des Sinnes. — —

Gleich nöthig iſt's denn auch, daß wir in dieſer Abſicht das Abendmahl mit Andacht feyern. Nicht die Verrichtung des Aeußern iſt das Hauptſächlichſte, ſondern die damit verknüpfte gefühlvolle Vorſtellung des Erlöſers, ſeiner uns bewieſenen Liebe, ſeiner für uns erduldeten Leiden, des unendlich vielen Guten, was uns dadurch zu Theil geworden iſt,

und

und der großen Verpflichtungen, die wir gegen ihn, als unſern Beglücker auf uns haben. Iſt dies der Gegenſtand unſers ernſten Nachdenkens und Empfindens: ſo wird uns heiße Dankbegierde und mit ihr der Vorſatz beleben:

Ich will an Andern üben,
Was du an mir gethan!

Das Bild des Göttlichen wird ſich uns tief in die Seele drücken; ſein edler Sinn der unſre, und wir zur Nachahmung aller ſeiner Tugenden, vorzüglich zur Nachfolge in der Liebe, entſchloſſen werden, worin er unſer Vorbild ward. Liebe verband ihn mit uns; ſie wird nun auch uns mit allen ſeinen Erlöſten verbinden.

Am Charfreytage.

Text. Röm. 8, 31 — 34.

Einleitung.

Der Tod Jeſu, deſſen Andenken wir heute feyern, iſt für uns Chriſten eine wichtige Begebenheit. Das iſt er ſchon an ſich oder als das merkwürdige, von ſo vielen außerordentlichen Umſtänden begleitete und in ſo mancher Hinſicht lehrreiche Ende unſers groſſen Religionsſtifters: aber er iſt es noch weit mehr vermöge des bedeutenden Einfluſſes, den er auf unſern Glauben an Chriſtus Lehre hat und vorzüglich wegen der genauen Verbindung, worin gewiſſe Wahrheiten mit ihm ſtehen, auf welche ſich ein großer Theil unſrer Ruhe und Hoffnungen gründet.

Betrachten wir dieſen Tod — wie ihn die Geſchichte darſtellt — als freywillig erduldet, als eine vorhergeſehene, vorausbeſchloſſene Aufopferung für die der Welt verkündigte beſſere Religion, und denken wir hinzu, daß es der Weiſeſte und Beſte der Menſchen iſt, der ſich ſo willig und edelmüthig dieſem harten Schickſal unterwirft: ſo erkennen wir darin eine feyerliche Beſtätigung ſeiner Lehre, die unſrer Ueberzeugung mehr Leben und Kraft geben muß. Betrachten wir den erhabenen Sterbenden nun aber auch zugleich als Geſandten Gottes; ſehen wir, der Schrift gemäß, ſeinen Kreuzestod als einen heilvollen Rathſchluß der Vorſehung, als Wohlthat des Ewigen für uns Menſchen an: ſo liegt in

in dieſem Dahingeben Jeſu überdies noch der ſtärkſte, rührendſte Beweis der göttlichen Barmherzigkeit und Liebe.

Und dies letztere iſt es vornehmlich, was uns in den vorgeleſenen Worten des heiligen Paulus ſo lebhaft vor die Empfindung gebracht wird; eine Wahrheit, die für ſchwache, ſündige Menſchen ſo überaus beruhigend und erfreulich iſt. Laßt ſie uns heute zur Ehre unſers göttlichen Erlöſers mit herzlichem Dankgefühl erwägen.

Vortrag.

Der Tod Jeſu als Verſicherungsmittel der Liebe und Gnade Gottes gegen uns ſündige Menſchen.

I. Die Schrift ſtellt uns den Tod Jeſu als eine ſolche und zwar als die ſtärkſte Verſicherung vor.

II. Dieſe Lehre iſt höchſt vernunftmäßig, Gott anſtändig und macht uns den Tod des Erlöſers zur größten Wohlthat.

Erſter Theil.

Wir werden nur einige der deutlichſten Schriftſtellen anzuführen nöthig haben, um uns zu überzeugen, daß Jeſus Tod als die höchſte Verſicherung der erbarmenden Liebe Gottes gegen das ſündige Menſchengeſchlecht anzuſehen iſt. Unſer Text gehört in dieſer Rückſicht unter die vorzüglichſten. Es iſt unmöglich, ihn ohne Zwang anders zu erklären. Gott iſt für uns (auf unſrer Seite, unſer Vertheidiger. Wir ſind ſeiner Gnade und ſeines Schutzes gewiß;) denn er hat ja auch ſeines eigenen Sohns nicht verſchont, ſondern ihn für uns alle dahingegeben. Wie ſollte er uns mit ihm nicht alles ſchenken! Wer will die Auserwählten Gottes beſchuldigen (wer will uns Chriſten, Gottes Geliebte anklagen? Gott iſt hier, der gerecht macht (uns frey ſpricht.) Wer will (uns) verdammen? Chriſtus iſt hier, der geſtorben iſt. — Paulus ſchrieb an Chriſten, die beſtändig in Gefahr waren, des Chriſtenthums wegen verfolgt, angeklagt und hingerichtet zu werden. In dieſer traurigen Lage ſollten ſie ſich damit tröſten, daß ihnen alle Leiden zum Beſten die-

dienen mußten (v. 28); daß ihnen nichts ohne höhere Zulaſſung begegnen könne; daß ſie, wenn ſie auch alles Zeitliche, ſelbſt das Leben verlöhren, doch einen reichen Erſatz dafür zu hoffen hätten. Dieſen Troſt und dieſe Hoffnung ſollten ſie auf die Ueberzeugung von der Gnade und Liebe Gottes gegen ſie gründen, die durch die ihnen zu gute geſchehene Aufopferung Jeſu ſo feyerlich beſtättigt worden ſey. Möchten alſo Menſchen ſie feindſelig behandeln, verfolgen und zum Tode verurtheilen: ſo würden ſie doch Beruhigung, Muth und freudige Hoffnung in dem Gedanken finden, daß Gott ihr Freund, daß Chriſtus geſtorben und wieder auferwecket worden ſey. Tröſtend ſollte ihnen des Erlöſers Tod ſeyn, theils als Beyſpiel (beſonders in Verbindung mit ſeiner Auferſtehung) und theils auch als Beglaubigung der liebevollſten göttlichen Fürſorge für ihre Glückſeligkeit. — Dies letztere hatte er ihnen auch ſchon in einer vorhergehenden Stelle geſagt (Röm. 5, 8.) Gott preiſet ſeine Liebe gegen uns (ſtellet ſie dadurch in dem herrlichſten Beweiſe dar), daß Chriſtus für uns (zur Beförderung unſrer Wohlfahrt) geſtorben iſt, da wir noch Sünder (ohne unſre itzige beſſere Gotteserkenntniß und Tugend) waren. — Und eben den Sinn hat auch der bekante Ausſpruch Jeſu (Joh. 3, 16.) Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebohrnen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verlohren werden, ſondern das ewige Leben haben. In dieſen und vielen andern ähnlichen Schriftſtellen wird Jeſus Sendung in die Welt und beſonders der göttliche Rathſchluß, daß er in dem großen Geſchäfte der Beglückung des in Irrthum und Laſter verſunkenen Menſchengeſchlechts ſterben ſollte, für den höchſten Beweis der Güte und Erbarmung Gottes erklärt.

Eben dieſen Zweck haben auch ſelbſt die bildlichen Redensarten, in welchen die Schrift des Erlöſers Tod beſchreibt. Sie nennt ihn ein Opfer, eine Verſöhnung für unſre und der ganzen Welt Sünde. Bey dieſen Worten mußten die erſten Chriſten, welche als bekehrte Juden und Heiden an Verſöhnungsopfer gewöhnt waren, vorzüglich lebhaft den Gedanken faſſen, daß ſie wegen ihrer ehmaligen Verſchuldungen nun keine Ungnade mehr zu fürchten hätten; daß

Gott ihnen vielmehr verziehen habe. Dabey lag freylich der irrige Begriff zum Grunde, in Gottes Geſinnung ſey nun eine Aenderung vorgegangen; er, den ihre Sünden vormals erzürnt haben, ſey nun beſänftigt. Allein wie hätten ſich jene Menſchen bey ihrer noch ſehr mangelhaften Gotteserkenntniß die Sache anders vorſtellen können? Genug für ſie, daß ſie ſich vermittelſt des Glaubens an eine auf ewig geltende Verſöhnung Gott nun als ihren gütigen Vater und ihr Verhältniß mit ihm als einen Zuſtand der Begnadigung dachten. Genug, daß ſie auf dieſem für ſie einzig möglichen Wege zu dem Sinne des herzlichen, kindlichen Zutrauens, der furchtloſen Liebe, der gefühlvollen Dankbarkeit und des freudigen Gehorſams gebracht wurden, der dem Chriſten gegen ſeinen Gott eigen ſeyn muß. Indeß für uns ſind dieſe bildlichen Ausdrücke das nicht mehr, was ſie der Vorwelt bey ihrer ſchwächern Erkenntniß ſeyn mußten; nicht mehr ein Behelfsmittel, uns die Art, wie Gott uns ſeine Liebe zugewandt habe, zu erklären. Wir wiſſen, daß dieſe von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie ſein Weſen, unveränderlich iſt (1 Joh. 4, 16. Jak. 1, 17.); daß wir dem Unendlichen keine Leidenſchaft, alſo auch keine Möglichkeit des Erzürntwerdens, keine Geneigtheit zur Rache beymeſſen dürfen, ohne ihn durch Andichtung menſchlicher Schwachheiten zu entehren; daß es bey ihm alſo auch keiner Beſänftigung bedarf; daß er nie Menſchen, nur aber die Sünde, und zwar dieſe aus bloßer Liebe zu den Menſchen, haſſet; daß er auch die größten Sünder noch liebt (Matth. 5, 45.) daß aber die Strafen ſeiner Gerechtigkeit oder die natürlichen Folgen begangener Sünden eben ſo, wie ſeine Geſetze und Einrichtungen ewig unabänderlich ſind. Wie könnten wir bey dieſen reinen Begriffen an eine Verſöhnung Gottes, an eine eigentliche Wegtilgung der Schuld und Strafe denken? Und liegt denn nicht auch ein offenbarer Widerſpruch in der Vorſtellung, daß er, der nach Paulus Verſicherung (Röm. 5, 8 — 10.) uns liebe, da wir noch Feinde waren, zugleich wider uns aufgebracht geweſen ſeyn ſoll? Konnte er dieſelben Menſchen in demſelben Zuſtande lieben und haſſen, über ſie zürnen und ſich ihrer ſo innig erbarmen, zur Rache gegen ſie geneigt ſeyn und doch

ſein

ſein Liebſtes für ſie hingeben? — Nein, uns kann Gott nie anders erſcheinen, als die ſich ewig gleiche Liebe und Güte. Wir erleuchtetere Chriſten vermögen keinen andern Begriff mit dem von Jeſus Tode gebrauchten Worte Opfer zu verbinden, als den, daß Jeſus ſich uns zu gute oder daß Gott ihn für unſer Heil aufgeopfert habe, was den Umſtänden nach geſchehen mußte, wenn ſeine Religion eingeführt werden und uns beglücken ſollte. Und Verſöhnung iſt uns nicht das Wiedergewinnen einer Liebe, die uns entzogen geweſen wäre: ſondern Wiedervereinigung mit Gott, der nicht uns, ſondern den wir verlaſſen hatten. Es verdient ſehr bemerkt zu werden, daß Jeſus Apoſtel ſo bedeutend ſagen, wir ſollen uns mit Gott (nicht Gott mit uns) verſöhnen laſſen. An Gottes Seiten bedurfte es keiner Sinnesveränderung, wohl aber an der unſern. Unſer durch Unwiſſenheit und Sünde verdorbenes Geſchlecht mußte durch eine beſſere Religion zu Gott hingezogen, die ängſtliche Furcht vor dem höchſten Weſen mußte in Vertrauen, der Kaltſinn und Widerwille gegen daſſelbe, den falſche Begriffe, Sinnlichkeit und Laſterliebe erregt hatten, und den die Bibel Feindſchaft wider Gott nennt, mußte in herzliche, zuverſichtliche Liebe verwandelt werden. Das hat Jeſus geleiſtet und in dieſem erhabnen, wahren Sinne iſt er unſer Verſöhner.

Zweyter Theil.

Ueberall finden wir alſo in den Schriften des neuen Teſtaments die Lehre: Jeſus Tod iſt die feyerlichſte Beſtättigung der Liebe Gottes gegen uns Menſchen. Und welche Lehre kann vernunftmäßiger, gottanſtändiger und für unſer Herz wohlthätiger ſeyn, als dieſe?

Es kann auf keine Weiſe der Vernunft anſtößig ſeyn, daß Gott ein ſolches Mittel gewählt habe, um den Menſchen ſeine Güte und Fürſorge zu erklären. Denn eines Theils iſt es ja doch ſelbſt in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge eine öftere Erſcheinung, daß die Vorſehung Einen oder Etliche leiden und auch wohl auf eine gewaltſame Weiſe umkommen läßt, um Viele zu retten und zu beglücken. Wir, die wir den Zuſammenhang ihrer Weltregierung nicht überſchauen,

wüſſen gleichwohl in ſolchen Zulaſſungen ihre Güte verehren, zumal da wir bey unſerm Glauben an die Ewigkeit nicht zweifeln dürfen, daß auch diejenigen ihre ſichere Vergütung zu hoffen haben, welche für ihre Brüder das Opfer werden müſſen. Und überdies laßt uns nur bedenken, wer hier derjenige iſt, den Gott für uns hingiebt, wie unvermeidlich ſein Leiden und wie herrlich davon die Abſicht und Folgen waren. Wir erkennen und verehren in dem Gekreuzigten den uns von Gott geſandten großen Lehrer der Welt, den Sohn Gottes. Wir betrachten ſein Dahingeben als ein außerordentlich erhabenes Werk der Vorſehung, die das Menſchengeſchlecht auf dieſem Wege aus ſeinem Elende retten und beglücken wollte. Auch begreifen wir leicht, daß ſein Tod ein Erfoderniß und ein von der höchſten Weisheit vortrefflich gewähltes Mittel war, der neuen, beſſern, von ihm verkündigten Religion in den Augen der Welt eine feyerliche Beſtättigung, einen größern Reiz und Werth zu geben, mehr Aufmerkſamkeit und Gefühl für ſie zu erregen und ſie (beſonders in jenen Zeiten) auf dieſe Weiſe ſtärker zu empfehlen und ſicherer zu verbreiten. Er iſt alſo die größte Wohlthat für uns geworden, wenn anders das Chriſtenthum ſelbſt Wohlthat für uns iſt. Er iſt nach allem, was uns Vernunft und Empfindung ſagen, die rührendſte Probe der Liebe Gottes.

Hieraus folgt denn auch ſchon von ſelbſt, daß dieſe Lehre der Ehre des höchſten Weſens vollkommen würdig ſey. In ihr vereinigt ſich alles, was von Gott und beſonders von ſeiner Güte Erhabenes gedacht werden kann. Hier iſt noch ein weit höherer Grad der leztern fühlbar, als in der täglichen Erfahrung, daß er ſeine Sonne über Böſe und Gute aufgehen läßt. Hier erkennen wir nicht bloß den Schöpfer, den Verſorger, den Vater ſeiner guten Kinder, ſondern — den Erbarmer über Verirrte und Gefallene, dem nichts zu theuer iſt, ſie zu retten. Was kann innigere Verehrung, heißere Liebe und ſtärkeres Vertrauen zu ihm erwecken, als Jeſus Erlöſungstod!

Und wie wohlthätig wird nun nicht dieſer Tod, als Werk der Liebe betrachtet, für unſre Ruhe und Tugend!

Freylich um uns über unſre Fehlerhaftigkeit und ſelbſt über begangene große Verſündigungen zu beruhigen, kann es mehr nicht bedürfen, als der überzeugenden Erkenntniß, daß von Gott weder Haß, noch Rache, noch willkührliche Strafen zu fürchten ſind; daß zwar die natürlichen Folgen des gethanen Böſen unvermeidlich ſind und bleiben; daß aber des Allgütigen Wille dennoch die Wiederbeglückung jedes, auch des größten Sünders und der Weg hierzu, ſo wie auch zur Milderung jener natürlichen Strafen, wahre Beſſerung iſt. Allein dies iſt bey weitem noch nicht in dem Grade, wie es ſeyn ſollte, die Erkenntniß aller Chriſten, ſondern nur des vorzüglich weiſern Theils; und am wenigſten war ſie den erſten Bekennern Jeſu eigen. Die göttliche Weisheit ſorgte alſo ſehr gütig dafür, daß auch die Schwächern, denen jene hellere Einſicht fehlte, ein wirkſames Mittel hätten, ihr Gewiſſen mit dem Troſte: Gott ſey dennoch ihr Vater, zu beruhigen; und dies ward Jeſus Aufopferung. — Ja auch ſelbſt den aufgeklärteſten Chriſten wird dieſe ein wahrlich nicht überflüſſiges Beruhigungsmittel bey etwa ſehr bittern Gewiſſensvorwürfen. Die Gewiſſensunruhe iſt ein Gefühl und kann nach der Natur der Seele nicht ſicherer als durch ein erregtes entgegengeſetztes Gefühl geſtillet werden. Dann verſchwindet ſie völlig, wenn wir von der lebhaften Vorſtellung der Erbarmung und Vatergüte Gottes durchdrungen, in Bewunderung geſetzt und gerührt werden; und wo wird uns dieſe anſchaulicher, rührender vor die Seele gebracht, als im Hinblick auf den, den Gott für uns am Kreuze ſterben ließ? O, Chriſten wie empfindet ihr das beſonders bey ſeiner heiligen Gedächtnißfeyer und iſt es nicht aus dem Grunde, daß ein ſo ſüßer Friede euer Gewiſſen erfüllt! — Was könnte uns denn endlich auch wohl mehr zur Beſſerung und Tugend ermuntern, als dieſe uns ſo fühlbar gemachte Größe der Liebe Gottes und unſers Erlöſers? So wie wir den Tod des Letztern, der Schrift gemäß, erklärt haben, kann er unmöglich zu einer falſchen Gewiſſensberuhigung und als Beförderungsmittel des Leichtſinns gemisbraucht werden. Nein er fodert uns zur innigſten Dankbarkeit und zum herzlichſten Gehorſam gegen unſern Gott und Vater

auf.

auf. Er verpflichtet uns auf das ſtärkſte dem zu Ehren zu leben, der für uns geſtorben iſt.

Am erſten Oſtertage.

Text. Marc. 16, 1—8.

Einleitung.

Die Auferſtehung unſers gekreuzigten Erlöſers, die uns in den vorgeleſenen Worten auf eine eben ſo überzeugende, als ungeſchmückte Art erzählt wird, iſt für uns Chriſten die allerwichtigſte Begebenheit. Sie verdient es, daß wir die ihr gewidmeten Gedächtnißtage mit vorzüglicher Andacht und Freude feyern. Wer ſollte ſich nicht ſchon des herrlichen Sieges freuen, den der Unſchuldvollſte nach ſo vielen Verfolgungen und nach einem ſo traurigen Ende über ſeine Feinde und ſelbſt über den Tod erhielt! Wer ſollte nicht im Herzen mit den Seinen frohlocken, die ihn lebend wiederſahen! Wer findet nicht mit ſeligem Vergnügen in Jeſus Auferſtehung den überzeugendſten Beweis von der Wahrheit ſeiner göttlichen Sendung und Lehre! Wem giebt ſie nicht den beruhigenden Troſt, nun der Gnade ſeines Gottes und der Vergebung der Sünde gewiß zu ſeyn! Und wer ſieht nicht, durch des Auferſtandenen Beyſpiel in der Hoffnung eines ähnlichen Glücks geſtärkt, dem Tode ruhiger entgegen!

Alles dies iſt heute ein Gegenſtand unſrer Andacht, eine Veranlaſſung zu den frohſten Empfindungen. Doch vor allem muß das größte Gut, was uns Jeſus Auferſtehung geſichert hat, die Erwartung einer ſeligen Unſterblichkeit, unſere Herzen an ſich ziehen. Dies iſt der Tag, an welchem wir vornehmlich die wichtige Wahrheit fühlen müſſen: Jeſus hat dem Tode die Macht genommen, und das Leben und ein unvergängliches Weſen ans Licht gebracht. Um ihm dafür ganz dankbar zu werden, laßt uns bedenken, wie viel wir dadurch für unſer ganzes Leben und deſſen Ruhe gewonnen haben.

Vortrag.

Ueber den Einfluß der Hoffnung der Unſterblichkeit auf die Ruhe des Lebens.

I. Ein=

I. Einfluß dieſer Hoffnung auf die Ruhe überhaupt.
II. In beſondern Lagen und Umſtänden.

Erſter Theil.

Vernünftigen Menſchen kann es unmöglich genug ſeyn, ſich als bloß für das gegenwärtige Leben geſchaffen zu betrachten. Mit der Vernunft und dem Bewußtſeyn unſrer ſelbſt iſt auch ein natürliches Gefühl der Selbſtliebe, und mit dieſem das unauslöſchliche Verlangen einer ewigen Fortdauer verbunden. Keine Zeit, keine noch ſo lange Reihe von Jahren befriedigt uns; am allerwenigſten aber der kurze, ungewiſſe Aufenthalt, der uns in dieſer Welt beſchieden iſt. Wir wünſchen uns ein Daſeyn ohne Ende. Sollte jemand glauben, ſich dieſes Wunſches entäußern zu können: ſo wäre das entweder ein Beweis, daß er die Menſchennatur und ſein eignes Herz nicht kennen müßte, oder er gehörte zu denen, die ſich des edelſten Vorzugs der Vernunft, an die Zukunft zu denken, durch eine üble Gewöhnung beraubt haben, und bloß für den gegenwärtigen Augenblick leben; oder er müßte einer der Unglücklichen ſeyn, die ſich kein anderes, als ein unſeliges künftiges Schickſal zu verſprechen haben. Dem nachdenkenden und unverdorbenen Menſchen iſt Vernichtung der ſchrecklichſte Gedanke; ja er iſt es jedem, der noch nicht alles Naturgefühl verleugnet hat. Die Hoffnung hingegen, ewig fortzudauern, iſt die angenehmſte Vorſtellung. Wie ſehr beweiſet dies das Streben aller Völker nach dieſer Hoffnung, ſo bald ſie nur nicht den vernunftloſen Geſchöpfen ähnlich waren! Und wie ſelig müßten wir Chriſten uns wegen des Vorzugs preiſen, den wir hierin vor ihnen haben, wenn wir uns nur allemal des Glücks, was wir genießen, lebhaft genug bewußt wären!

Auf die Hoffnung der Unſterblichkeit gründet ſich eine vernünftige Werthſchätzung unſrer ſelbſt und eine wahre Zufriedenheit mit unſerm Daſeyn. Iſt mit dieſem ſo bald vorübergehenden Leben alles für uns aus; ſind wir heute denkende, empfindende Weſen, die Herren der Erde, der Preis der Schöpfung, und morgen vielleicht ſchon in ein Nichts ver-

wan-

wandelt: was müſſen wir dann für Begriffe von uns ſelbſt haben? Was iſt dann der herrliche Bau unſers Körpers werth? Was iſt der Geiſt, der ihn bewohnt, mit allen ſeinen Fähigkeiten? Wie wenig achtenswürdig, ja wie läſtig iſt uns nun die Vernunft, die das Thier ſo ruhig entbehrt und die uns ſo manche Sorge macht? Wofür ſoll ich ſo viel Mühe auf die Ausbildung meines Verſtandes wenden und mir einen Vorrath von Kenntniſſen erwerben, die mir der Tod jeden Augenblick auf immer rauben kann? Was nützt mir beſonders die Erkenntniß Gottes, die Religion, die mit Mühe errungene Tugend? Ich kann mich in Anſehung meiner Dauer nicht beſſer anſehen, als ein vernunftloſes Geſchöpf, als eine Feldblume, die am Morgen prangt und am Abend verwelkt iſt. Ich bin weniger als ſie in Abſicht meiner Glückſeligkeit: denn ich weiß es voraus, daß ich vernichtet werden ſoll. Kann ich mich mit Vernunft lieben? Muß mir nicht alles an mir, und gerade das Edelſte an mir am meiſten, zuwider ſeyn? Hier iſt ein ſteter Widerſpruch zwiſchen meinen natürlichſten Empfindungen, und zwiſchen dem, was die Vernunft mich von mir urtheilen heißt. — Aber nein! ich bin unſterblich! Welch ein vernunftmäßiges Wohlgefallen kann ich nun an mir haben? Nun iſt mein Geiſt das herrlichſte Weſen; mein Körper ſelbſt bey aller ſeiner Schwäche der Verbote eines künftigen Beſſern. Nun freue ich mich, daß Gott mich vernünftig ſchuf. Ich thue nichts umſonſt. Ich lebe — wenn es auch nur auf e i n e n Tag wäre — nicht vergebens. Ich bin das edelſte Geſchöpf, meines Glücks gewiß, ein Ebenbild Gottes.

Und ſo gibt die Hoffnung eines künftigen Lebens denn auch den Gütern und Freuden der Erde mehr Werth für uns; wenigſtens dadurch, daß ſie uns die zu ihrem Genuſſe nöthige innere Ruhe ſchenkt. Es läßt ſich nicht wohl begreifen, wie ein Menſch anhaltend vergnügt ſeyn kann, ſobald es ſeine Meynung iſt, daß mit dem Tode alles am Ende ſey. Zwar hat es immer Solche gegeben und gibt deren noch, die ſich dieſer ſeltſamen Kunſt und Weisheit rühmen und die Sprache führen: Laßt uns eſſen und trinken und fröhlich ſeyn: denn morgen ſind wir todt. (1 Cor. 15, 32.) Allein wer kann im

Ernſt ſo reden? Fröhlich ſeyn, wenn man vernichtet zu werden fürchtet und vielleicht morgen ſchon? Weit eher könnte noch der Miſſethäter fröhlich ſeyn, der morgen ſeine Hinrichtung erwartet, wenn er nur eine Fortdauer ſeiner Seele glaubt. Jene Sprache verräth bloß Gedankenloſigkeit oder ſie ſoll von beſondern Heldenmuth zeugen, der ſich über alles wegzuſetzen weiß, woran indeß kein Vernünftiger glauben kann. Nichts iſt wol natürlicher, als daß eine Seele voll Furcht vor ihrer Zerſtörung beſtändig zum Misvergnügen geſtimmt ſeyn muß. Und was kann ſie alsdann aus allen Gütern machen? Was achtet ſie der reizendſten Ergetzungen? Sie wird ſie kalt und verachtend anſehen, wie ein Kranker, den vor den ausgeſuchteſten Speiſen ekelt. — Doch laßt Unſterblichkeit unſern Glauben ſeyn; und nun betrachten wir die Welt mit ganz andern Empfindungen. Da kann ſie zwar auch nicht unſer höchſtes Gut werden: denn wir müſſen uns doch einmal von ihr trennen: aber ſie iſt uns, ſo lange wir ihr noch angehören, genießbar. Wir benutzen ihre Güter und Freuden wie der Wanderer, der gern das Angenehme, was ihm auf ſeinem Wege vorfällt, mitnimmt, ungeachtet er am Ziele ſeiner Reiſe etwas Beſſeres vor ſich hat.

Insbeſondere erhöht dieſe unſchätzbare Hoffnung die Freuden des geſelligen Lebens. Es iſt wohl wahr, wir würden auch ohne ſie den Werth der Freundſchaft, das Glück, mit jedermann friedlich und vergnügt zu leben und das vorzüglich viele Gute, was wir den engern Verbindungen mit den Unſern verdanken, empfinden und ſchätzen. Aber je anziehender dieſe Freuden ſind, deſto bitterer müßte auch die Vorſtellung ſeyn, daß wir ihrer nicht nur ſo wenig gewiß ſind, ſondern daß ſie uns, kaum wenn wir angefangen hätten, ſie zu ſchmecken, auf ewig entriſſen werden ſollten. Da wäre es rathſam, ſich auf ihren Genuß ſo wenig als möglich einzulaſſen. Ein Glück wäre es, kein zärtliches Herz zu haben. — Sind wir hingegen auf ewig für Geſelligkeit beſtimmt; iſt das Zuſammenleben hienieden nur Anfang, unvollkommner Vorſchmack eines künftigen ſeligern Umgangs: ſo dürfen wir uns den edlen Trieben der Liebe und Freundſchaft ungehindert überlaſſen. Pflicht iſts nun und Weisheit,

ſie immer mehr in uns zu ſtärken und für den Himmel aus⸗zubilden. Nun ſchmecken wir erſt das Glück, umgängliche Menſchen, treuverbundene Freunde und Verwandte zu ſeyn.

Unſer Leben hat bey vielem Guten auch manche Beſchwerlichkeiten und Uebel. Umſonſt predigt man uns Troſt wider dieſe, wenn die gegenwärtige Welt unſre ganze Beſtimmung iſt. Dann fehlt es an dem feſten Grunde, worauf die Geduld fußen kann. — Ach, nur Hoffnung iſt der Anker dieſer ſchweren Tugend! Hoffnung, die über das Grab hinausgeht, iſt des mit Laſt beladenen, des leidenden und bekümmerten Menſchen einzige wahre Tröſterin! 1 Cor. 15, 19.

Zweyter Theil.

Dieſe tröſtende Kraft in Leiden, die uns den Glauben an Unſterblichkeit vorzüglich theuer und unentbehrlich macht, äußert ſich auf eine ausgezeichnete Weiſe in gewiſſen Lagen und Umſtänden, die näher angeführt zu werden verdienen.

So zuerſt bey größern körperlichen Leiden. Kranke, die von Schmerzen und von natürlicher Todesfurcht geängſtigt werden; Gebrechliche, die, des Gebrauchs der nöthigſten Sinne und Glieder beraubt, nur Zeugen von den Freuden Anderer ſind, die ihnen ſelbſt verſagt wurden; Bejahrte, die eine traurige Abgeſtorbenheit von der Welt in ſich fühlen; Elende, deren Leben ein beſtändiges Siechthum iſt, — was haben dieſe Alle, um ſich aufzurichten, als die Ausſicht in eine beſſere Ewigkeit? 1 Cor. 15, 42⸗44.

Eben ſo iſt ſie auch der einzige Troſt von zureichender Kraft für jeden Unglücklichen überhaupt, ſobald ſein Leiden in dieſem Leben unabhelflich iſt, oder wenigſtens keine Verbeſſerung ſeines Schickſals mit Wahrſcheinlichkeit zu erwarten ſteht. Und wie viele ſind nicht derer, die den bittern Wechſel des Erdenglücks auf eine Art erfahren müſſen, wobey kein Anſchein zur Vergütung hienieden übrig bleibt? Schauet über euch, ihr Klagenden, dort iſt vollkommner Erſatz! Dieſer Gedanke ſtärke euch ſo glücklich, wie einſt einen bedrängten Apoſtel: Ich halte dafür, daß dieſer Zeit Lei⸗

den der Herrlichkeit nicht werth ſey, die an uns ſoll offenbaret werden.

Könnten wir aber auch des Troſts der Unſterblichkeit in allen andern Lagen entbehren, (ein Gedanke, wogegen ſich unſer ganzes Gefühl empört,) ſo können wir es doch am allerwenigſten in den bittern Erfahrungen, wenn der Tod uns den Unſern, oder ſie uns entreißt. Fühlt es Chriſten, wie euch ſeyn würde, wenn euer brechendes Auge die Euren nun zum leztenmale und dann ewig nie wieder ſehen ſollte, die Verzweifelung, welche ihr Angſtgeſchrey, das ihr noch ſterbend hörtet, bey euch verurſachen müßte, oder den namenloſen, ſtummen Schmerz, wenn eure Lieben mit dem Tode ringend, oder ſchon entſeelt vor euch liegen, und ihr dann denken müßtet: ſie ſind auf ewig vernichtet. — Aber fühlt auch nun das unnennbare Glück, als Chriſten zu wiſſen, daß der Tod nur auf kurze Zeit trennt, nur trennt, um eine deſto ſeligere und erfreulichere Wiedervereinigung vorzubereiten. Joh. 16, 22. Empfindet ſie ganz, die Hoffnung, eure entſchlafenen Kinder, Aeltern, Gatten, Freunde als Vollendete, als Verherrlichte wieder zu ſehen; entweder zu ihnen zu kommen, und von ihnen frohlockend empfangen zu werden, oder, wenn ihr voran gehen ſolltet, ſie dort mit Wonnegefühl zu empfangen. Was iſt der kurze Zwiſchenraum? Iſts nun auch noch ein Verluſt, früher ſterben, und die Erde mit dem Himmel verwechſeln? — Leidet es die Natur nicht anders, als daß ihr bey dem Scheiden wehmüthig ſeyd: ſo hat doch nun dieſe Wehmuth ihre Grenzen, und — o, ſtillet euer Herz zu Jeſus Ehre! — euer Sehnen nach Denen, die Gott von euch zu ſich rief, wird Freude werden!

Am zweyten Oſtertage.

Text. Luc. 24, 13 — 35.

Einleitung.

Die frohe Nachricht, daß Jeſus auferſtanden ſey, verbreitete ſich ſehr ſchnell unter ſeinen Verehrern und Freunden: aber ſie

machte anfänglich auf die meiſten von ihnen wenig Eindruck. Die, welche noch nicht ſelbſt ſo glücklich geweſen waren, den Auferſtandenen zu ſehen, fanden die Sache zu wenig glaublich, als daß ſie ſich der Freude hätten überlaſſen können. Ihre Herzen bluteten noch zu ſehr; ihr Gram über den Tod ihres Freundes war noch zu neu, um ſogleich andern Empfindungen bey ſich Raum zu geben. Zu denen gehörten nun auch die beyden Männer, von welchen die einnehmende Erzählung in unſerm Text handelt, und welche Jeſus auf eine bewundernswürdig weiſe Art von ſeiner Auferſtehung überzeugte. In unbekanter Geſtalt geſellete er ſich zu ihnen; nahm Theil an ihrem traurigen Geſpräch; lenkte allmälig ihr Nachdenken auf richtigere Vorſtellungen von dem Welterlöſer; überführte ſie, daß ſein Tod und ſeine Auferſtehung mit zu der Abſicht ſeiner Sendung gehörten; und nun nach dieſer Vorbereitung (die allen Zweifel unmöglich machte, ob ſie auch den Herrn, und nicht etwa eine täuſchende Erſcheinung geſehen hätten), gab er ſich zu erkennen. Ihr Entzücken läßt ſich mitempfinden, aber nicht beſchreiben.

So wie es hier den Jüngern ergieng, daß ihr Glaube an Jeſus Auferſtehung theils durch den Mangel richtiger Begriffe und theils durch ihr allzubanges Herz gehindert ward: ſo verhält ſichs auch bey vielen Chriſten mit der troſtvollen Hoffnung der Unſterblichkeit. Sie wirkt nicht die volle Ruhe und Freudigkeit, die ſie wirken könnte. — Laßt uns zur Ehre des, der ſie uns verkündigt hat, unterſuchen, wie wir es anzufangen haben, um ihre ganze wohlthätige Kraft an uns zu erfahren.

Vortrag.

Ueber die Mittel, den Glauben an Unſterblichkeit für unſre Ruhe fruchtbar zu machen.

I. Streben nach feſter Ueberzeugung und, ſo viel möglich, richtiger Vorkenntniß unſers künftigen Zuſtandes.

II. Uebung, dieſen Glauben in allen Vorfällen des Lebens auf das Herz anzuwenden.

III. Ein dieſem Glauben gemäßes, tugendhaftes Leben.

Erſter Theil.

Die Hoffnung eines künftigen Lebens kann uns, ſo wie jede freudige Erwartung, nur alsdann befriedigen, wenn ſie auf

feſter

feſter Ueberzeugung ruht. Wir müſſen Gründe für ſie anzuführen wiſſen, die dem Verſtande und Herzen genugthun; die keinen Zweifel mehr übrig laſſen. Dazu wird nun freylich viel erfodert. Inzwiſchen iſt es nöthig, und auch für Jedermann möglich, zu dieſer Gewißheit zu gelangen.

Schon die öftere Erwägung der Verheißungen Jeſu muß dieſem Glauben immer mehr Feſtigkeit verſchaffen. Wie ſchön, wie übereinſtimmend mit der Vernunft und dem Gefühl des Menſchen redet Jeſus von Auferſtehung und ewigem Leben! Dies iſt die Hauptwahrheit ſeiner Lehre, das Ziel, wohin alles geht, der endliche Zweck ſeiner ganzen Religion. Wer kann in ihm den Wahrhaftigen, der er ſo unleugbar iſt, erkennen; wer kann ihn für den großen Geſandten Gottes halten, ohne ſeiner Verſicherung zu trauen, wenn er denen, die an ihn glauben, verſpricht, daß ſie mit ihm ewig leben und glücklich ſeyn ſollen? Möchten doch nur alle Chriſten die herrlichen Belehrungen ihres weiſen, göttlichen Glaubensſtifters und den Unterricht der Bibel über die Beſtimmung des Menſchen für die Ewigkeit oft genug und mit vorurtheilfreyem Herzen leſen! Wie lebhaft würden ſie die Wahrheit fühlen und an ihrer Ueberzeugung gewinnen! — Ueberdies kann es auch uns Chriſten ſelbſt nicht an den einleuchtendſten Vernunftgründen für dieſe große Hoffnung fehlen. Dürfen wir uns doch nur an die reine Erkenntniß, die wir von Gott haben, halten. Wir verehren in ihm den Allweiſen. Aber können wir ihn dafür halten, wenn er uns — die herrlichſten Geſchöpfe, mit den ſchätzbarſten Fähigkeiten ausgerüſtet — nur für einige ungewiſſe Jahre ſchuf? Kann er der Allgütige ſeyn, wenn er uns Vernunft und Trieb nach ewiger Fortdauer gab, und doch dieſen edelſten aller Triebe nicht befriedigen, nur mit falſcher Hoffnung täuſchen wollte? Iſt er der Gerechte, wenn es nach dieſem Leben nicht noch einen Zuſtand der Vergeltung giebt? Welche Vorſtellungen müßten wir uns von dem höchſten Weſen machen, wenn für uns keine Ewigkeit zu hoffen iſt? Was hätten wir alsdann mit ihm und mit der Religion zu ſchaffen? Was wäre die edelſte Tugend? Trügt uns nicht alle Gotteserkenntniß, nicht alles ſittliche Gefühl, nicht alle Vernunft, ſo müſſen wir unſterb-

lich ſeyn. — Und was ſind es denn für Zweifel, die ſich wider dieſe Hoffnung erheben? Die Vernunft macht ſie gewöhnlich nicht, ſondern das Herz, oder vielmehr nur die Sinnlichkeit. Wir ſehen mit natürlichem Schauder die Zerſtörung des Körpers, die der Tod anrichtet. Wir können nicht begreifen, wie nach dieſer Zerſtörung noch ein Leben für den Geiſt, der uns itzt beſeelt, möglich iſt; wie aus dieſem aufgelöſten Körper ein neuer hervorgehen könne. Wir haben noch keinen Erfahrungsbeweis, haben noch keinen Auferſtandenen, keinen Bürger des Himmels geſehen. Aber ſind das Einwürfe von Erheblichkeit? Iſt nichts glaublich, was wir nicht begreifen können: ſo müſſen wir an tauſend Dingen zweifeln, wovon uns doch der Augenſchein überzeugt. Begreifen wir nicht, wie der Allmächtige unſern itzigen Körper ſchuf und dem Geiſte das Leben einhauchte: wie wollen wir verlangen, unſre Schöpfung für die künftige Welt erklären zu können? Oder wie kann die Ablegung dieſes Leibes und die Verweſung bey uns Zweifel erregen. Das ſollten allenfalls nur Zweifel eines Kindes ſeyn. Denkende Chriſten ſollten mit der Bibel vernunftmäßig urtheilen: Fleiſch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben, und das Verwesliche kann nicht erben das Unverwesliche. 1 Cor. 15, 50. Iſt es dem Allmächtigen zu ſchwer, uns für unſern künftigen Zuſtand umzubilden? Was heißt es endlich zweifeln, weil wir noch nicht geſehen haben? O Chriſten, wenn wir die Zweifel und die Gründe, die wir dagegen haben, fleißig und mit uneingenommenem Gemüthe gegen einander halten: wie ſchwach werden da jene, wie ſtark dieſe, wie wahr und vernunftmäßig wird der Glaube erſcheinen, daß wir unſterblich ſind! — Oft liegt es nicht an dem Mangel der Ueberzeugung, ſondern an dem Mangel einer lebhaften Vorſtellung, daß dieſe Hoffnung ſo wenig Anziehendes hat. Das größte Glück kann auch unmöglich erfreulich ſeyn, wenn wir es nicht kennen. Laßt uns alſo auch nach einer nähern Kenntniß ſtreben. Und wir bemühen uns hierum nicht vergeblich. Bey aller Verborgenheit der Zukunft giebt uns die Schrift Winke, die wir mit Vernunft benutzen können, um uns ſolche Begriffe zu bilden, die eben ſo wahr, als reizend und erfreulich ſind. — —

Zweyter Theil.

Die ſchätzbare Lehre des Chriſtenthums vom zukünftigen Leben wirkt, wie manche andere Lehren, vielfältig auch deswegen nicht genug auf das Herz, weil man ſich nicht genug übt, ſie auf ſich anzuwenden. Man glaubt ſie, man kann ſie erweiſen und vielleicht ſehr gut über ſie reden: aber man gedenkt ihrer entweder zu ſelten, oder man beſchäftigt mit ihr mehr den Verſtand als das Herz; und ſie bleibt bloß kalte Ueberzeugung ohne Empfindung. Hieraus kann man es ſich erklären, daß ſo ſehr viele Chriſten ſich bey allem ihren Glauben doch ſo wenig mit dieſer Lehre zu tröſten wiſſen.

Eine wichtige Regel iſts daher, daß man ſich den Gedanken an die Ewigkeit ſo geläufig mache, als man immer kann. Dies iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob wir beſtändig eigentlich daran denken, und ſo zu ſagen, im Geiſte ſchon außer der gegenwärtigen Welt leben ſollten. Das wäre ſchädliche Schwärmerey, die ſich mit dem Zweck und den Pflichten des Lebens nicht verträgt. Aber — und das iſt nicht zu viel verlangt — der Gedanke an die Ewigkeit muß von uns ſo oft erneuert werden, daß er uns leicht erinnerlich wird. Er muß uns überall nahe liegen; ſich gleichſam in alles unſer Thun und Denken verweben. Mit allen, wenigſtens merkwürdigen Veränderungen des Lebens, mit jeder Wahrnehmung des Fortſchritts der Zeit, mit jeder Erfahrung glücklicher und trauriger Begegniſſe, beſonders mit jeder Todeserinnerung muß ſich dieſer Gedanke vergeſellſchaften. Er muß allen unſern ſittlichen Handlungen zum Grunde liegen und ihnen die gehörige Richtung geben. Das Bewußtſeyn unſrer großen künftigen Beſtimmung muß ſo bey uns ſeyn, wie das Bewußtſeyn unſers itzigen Lebens, zwar nicht immer gleich deutlich, aber doch immer wirkſam. — Das iſt es, was Paulus ſo ausdrückt: Unſer Wandel iſt im Himmel.

Eben ſo nöthig iſt es ferner, ſich die Lehre von der künftigen Seligkeit oft vor die Empfindung zu bringen. Man überdenke in ruhigen, vorzüglich in einſamen Andachtsſtunden die Schätzbarkeit dieſer Verheißung. Ein Leben ohne Ende — ein in aller Abſicht vollkommnerer Zuſtand, ohne Sün-

de, ohne Glückswechſel — die herrlichſten innern und äußern Vorzüge — tauſendfache Freudenquellen, die nie verſiegen — die ſeligſte Verbindung mit Gott und mit würdigen Mitgenoſſen des Himmels — dieſe Vorſtellungen, öfter in der Seele genährt, machen den Glauben an die Ewigkeit beruhigend und erfreulich.

Dritter Theil.

Aber alle dieſe Hülfsmittel werden dennoch vergeblich ſeyn, wenn nicht das Herz der Hoffnung der Seligkeit empfänglich iſt. Und dieſe Empfänglichkeit entſpringt bloß aus Rechtſchaffenheit und Tugend, und aus richtiger Kenntniß deſſen, was wahre Glückſeligkeit iſt.

Nur der Tugendhafte kann ſich mit den Gedanken an die Ewigkeit aufrichten und erfreuen, nicht der Laſterfreund. Sie iſt ein Zuſtand der Vergeltung. Röm. 2, 6. Sorge alſo erſt dafür, daß dich dein Gewiſſen nicht verdamme. Fliehe, was dich einſt eine ſchwere Rechenſchaft und ein trauriges Schickſal fürchten läßt. Beſtrebe dich, deine Fehltritte hier noch zu verbeſſern und der Gnade Gottes gewiß zu werden. Erfülle alle deine Pflichten nach Möglichkeit und ſammle dir durch Tugendwerke einen Schatz für die Ewigkeit: ſo wird ſie dir tröſtend ſeyn.

Lerne gleichfalls, Chriſt, wahre Glückſeligkeit immer richtiger kennen. Berichtige deine Begriffe von ihr durch ernſthaftes Nachdenken. Ueberzeuge dich durch Gefühl und Erfahrung, daß nicht die unzulänglichen Güter und Freuden dieſes Lebens dich wahrhaftig beglücken. Dieſe Ueberzeugung muß deine Sinnlichkeit und Weltliebe mäßigen. Dann wirſt du deine Glückſeligkeit in Erkenntniß, in Weisheit, in frohem Tugendſinn ſuchen; alſo ſuchen was droben iſt, und nicht nach dem, was auf Erden iſt, als dem alleinigen Gute, trachten. — Je mehr ſich das Herz über das Irdiſche erheben kann, deſto reizender werden ihm die Güter jener beſſern Welt, deſto tröſtender die beſte ſeiner Erwartungen, die Ewigkeit.

Rede
bey
der Confirmation der Kinder
am
Sonntage Quaſimodogeniti.

Gott, unſer Vater! Wie ſollen wir dir würdig genug für die Wohlthat danken, daß du uns durch deines Sohns Jeſus Lehre erleuchtet und in Zeit und Ewigkeit glücklich gemacht haſt! Mit freudiger Seele wollen wir dieſe uns erwieſene Gnade im ganzen Leben erkennen. Die göttliche Religion, die du uns geſchenkt haſt, ſoll uns ewig theuer ſeyn. Freymüthig wollen wir ſie vor aller Welt bekennen; gläubig uns an ihre herrlichen Verheißungen halten, thätig ihre Vorſchriften befolgen. Dies, guter Gott! ſey heute aufs neue unſer aller Vorſatz bey der feyerlichen Handlung, von welcher wir itzt Zeugen ſind. Dieſe Kinder, die du ſchon durch ihre Geburt und durch die Taufe zu Mitgenoſſen des Reichs der Wahrheit beriefſt, verpflichten ſich nun durch ein heiliges Gelübde zum Glauben an das Chriſtenthum. O, laß ſie die ganze Wichtigkeit ihrer Zuſagen empfinden! Rühre ihre Herzen durch das innigſte Gefühl der Glückſeligkeit, an der ſie nun als Chriſten, als deine Kinder, als Erben des Himmels Theil haben! Gieb, daß dieſer Tag ihnen unvergeßlich, ein ſtetes Denkmal ihrer Pflichten ſey, und daß ſie ſich ſeiner ſtets mit frohem Gewiſſen erinnern mögen. Schütze ſie, Allmächtiger, vor unglücklichen Verirrungen von dem Wege der Wahrheit und Tugend! Schütze ſie vor der Gefahr der Verführung. Laß unſer aller Wünſche für ſie, inſonderheit die Wünſche und Hoffnungen ihrer Aeltern Erhörung finden, daß ſie ihr Leben fromm und glücklich führen, freudig und ſelig beſchließen! Amen.

Andächtige Zuhörer!

Wenn irgend eine gottesdienſtliche Handlung vermögend iſt, das Herz zu rühren und frohe Gefühle zu erwecken: ſo iſt es gewiß vorzüglich die Feyerlichkeit, zu der wir uns gegenwärtig verſammelt haben. Dieſe Kinder wollen itzt vor uns als Zeugen ihr Chriſtengelübde ablegen; wollen ſich in die Zahl der erwachſenen Chriſten aufnehmen laſſen und

die heiligen Verſprechungen, wodurch ſie ſich mit Gott und Jeſu verbinden, durch den erſten Genuß des Abendmahls beſiegeln. Wie vieles vereinigt ſich nicht hier, was unſre Herzen in Bewegung ſetzen muß! Schon der Gedanke, daß ſie nun nach zurückgelegten Erziehungsjahren die Stufe des reifern Alters betreten und von ſich nützliche Früchte ihres jugendlichen Unterrichts für die Welt hoffen laſſen; daß ſie den an ſie gewandten Fleiß ihrer Aeltern und Erzieher belohnen, mit uns und nach uns dem Vaterlande dienen und brauchbare Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn werden; ſchon dieſer Gedanke, der uns heute ſo natürlich ſeyn muß, hat viel Erfreuliches. Aber mehr noch die Vorſtellung, daß ſie vorbereitet ſind, mit uns eine ſelige Religionsverbindung einzugehen. Wir ſehen in ihnen einen ſchäzbaren Zuwachs des Reichs Jeſu; neue Glaubensbrüder, die in die Stelle derer, welche Gott zu ihrer Vollendung rief, eintreten; einen Gott und einen Erlöſer mit uns verehren; an allen Vorrechten und Verheißungen des Chriſtenthums Theil nehmen; unſre Begleiter auf dem Wege zur Seligkeit, mit welchen uns einſt ein Himmel verbinden wird, wie uns hier ein Glaube verband. Sie, dieſe jungen Mitbekenner Chriſti, ſehen wir im Beſitz einer erwünſchten, fruchtbaren Religionserkenntniß, mit noch unentweihten Herzen, feſt und feurig entſchloſſen, der erkannten Wahrheit und der Tugend treu zu bleiben. So geloben ſie ſich heute Gott mit Mund und Herz. Wer von uns freuet ſich nicht theilnehmend ihres Chriſtenglücks? Wer begleitet nicht ihre heilige Handlung hier am Altar mit heißen Segenswünſchen? Wer faſſet nicht von ihnen ſüße Hoffnungen, die ſich in die Ewigkeit erſtrekken? O, das traue ich euch allen zu, Verſammelte, ſo gewiß ich mich von euch eines menſchlichen Gefühls und einer wahren Hochachtung für Jeſus göttliche Religion verſichern darf!

Aber es ſind Einige unter uns, deren Herzen vorzüglich von frohen Empfindungen durchdrungen ſeyn müſſen. Euch, meyne ich, ihr Aeltern und Angehörigen dieſer geliebten Kinder. Ihr habt den nächſten Antheil an den rührenden Geſchäften des heutigen Gottesdienſts. Euch beſonders

iſt

iſt dieſe Schaar ein beweglicher, erfreulicher Anblick. Welche Erinnerungen an die verfloſſenen Tage, welche Erwartungen für die Zukunft müſſen ſich eurem Gemüthe aufdringen! Hinter euch ſeht ihr nun die mühevollen Jahre, die die erſte Erziehung dieſer eurer Söhne und Töchter erfoderte. Ueberſtanden ſind ſie nun, die Sorgen und Laſten ſo mancher Art, denen ihr euch in der Zeit ihrer größern Hülfsbedürftigkeit unterziehen mußtet; die eure Vater- und Mutterliebe zwar glücklich, aber doch vielleicht oftmals nur unter Thränen und Seufzen überwand. Heute fließen dafür eure dankbaren Freudenthränen. — Eure Kinder haben den Tag erreicht, der ihre Kindheit beſchließt; und ihr habt ihn erlebt, dieſen Tag, dieſen ſehnlich gewünſchten Tag, an welchem ſie in das Jünglingsalter treten und anfangen, mehr ihre eigne Führer zu ſeyn; ja, dieſen Tag, an dem ſie für würdige Mitgenoſſen unſers Chriſtenglaubens erklärt werden; der alſo gewiſſermaßen der Anfang ihrer bürgerlichen und chriſtlichen Laufbahn iſt. Daß ſie von der Religion die Erkenntniß haben, die man von ihren Jahren fodern kann, darf ich ihnen um ſo mehr bezeugen, da ſie ſelbſt hiervon noch in dieſer Verſammlung einen öffentlichen Beweis ablegen werden. Und dies Zeugniß iſt zugleich für euch eine ehrenvolle Erklärung der bewieſenen Sorgfalt für ihren Unterricht. Faſſet nun auch dafür getroſt zu eurer Vergeltung die frohſten Erwartungen. Freuet euch nicht nur des heutigen Tages, ſondern auch des künftigen, immer wachſenden Glücks, was ihr ihnen, und euch in ihnen bereitet habt. — Ich will es verſuchen, euern Empfindungen zu Hülfe zu kommen und euch, ſo wie dieſer ganzen um mich verſammelten Gemeine, den Gemüthszuſtand zu ſchildern, den ich heute mit Recht bey euch vorausſetzen darf, nämlich:

Die Freude chriſtlicher Aeltern über wohlgerathene Kinder.

Laßt mich zuvörderſt in einigen Zügen das Bild ſolcher Kinder entwerfen, die man mit Grund Wohlgerathene nennen kann; und dann zeigen, wie vorzüglich die Freude ihrer Aeltern iſt.

Wohlgerathene Kinder, m. Z. ſind ſolche, die als Erwachſene die billigen Erwartungen ihrer Aeltern erfüllen; bey denen durch eine vernünftige Erziehung die Abſicht erreicht worden iſt, daß ſie ſelbſt glücklich und eben ſo auch fähig ſind, ihrer Mitmenſchen Wohl und Glück zu befördern.

Der erſte Wunſch aller rechtſchaffenen Aeltern iſt der: ihre Kinder glücklich zu ſehen. Iſt dieſer ihr Wunſch indeß vernunftmäßig: ſo wird er ſich nicht bloß auf äußeres Glück erſtrecken; und am wenigſten werden ſie ein vorzügliches Maaß deſſelben als ein unentbehrliches Erfoderniß der Glückſeligkeit betrachten. Ein Kind kann zum Beſitz der größten äußern Vorzüge gelangen; es kann vor Vielen reich, geehrt und angeſehen werden, ohne daß man gleichwohl von ihm ſagen kann: es ſey glücklich und wohlgerathen. Dagegen kann ein Anderes dies Zeugniß vollkommen verdienen, ungeachtet es weder jemals begütert noch angeſehen wird. Glückſeligkeit iſt nicht an Stand und äußere Umſtände gebunden; ſie iſt in jedem Stande, in jeder Lage möglich. Der Arme und Geringe iſt ihrer fähig: wie der Vornehme und Reiche. Glückſeligkeit iſt ein Eigenthum des Geiſtes und Herzens, nicht Wirkung zufälliger Güter. Durch die letztern kann ſie zwar in etwas erhöht, ſo wie auch durch ihren Mangel in etwas vermindert werden: aber der Hauptgrund und das unfehlbare Beförderungsmittel derſelben ſind ſie nicht.

Aeltern, die alſo ihre Hoffnung nicht verfehlen wollen, daß ihre Kinder wohl gerathen, oder, was einerley ſagt, daß ſie wahrhaftig glücklich, für die Welt brauchbar werden und ihnen Freude machen, müſſen ihre erſte Sorge auf die Ausbildung ihres Geiſtes richten. Von Jugend auf muß ihr Verſtand geübt und mit nützlichen Kenntniſſen angefüllt werden. Alle ſolche Kenntniſſe, die dem Menſchen überhaupt wichtig ſind, und beſonders diejenigen, welche ihnen in ihrem künftigen vermuthlichen Stande und in den verſchiedenen Lagen, worin ſie kommen möchten, dienlich ſeyn können, müſſen ihnen, wo nicht von den Aeltern ſelbſt, doch durch ihre Fürſorge von andern Lehrern beygebracht werden. Lernen

nen müſſen ſie, ſo früh, als möglich, wie jede von ihnen erworbene Einſicht benußt und angewandt werden ſoll. Richtige Begriffe von allem, was ſie umgiebt, verbunden mit der durch Uebung erlangten Fertigkeit im Nachdenken und Urtheilen machen die erſte Grundlage zu dem zweckmäßigen Leben eines vernünftigen Menſchen aus. Vornehmlich aber muß die Erkenntniß, die die wichtige von allen iſt, die Erkenntniß der Religion früh gegründet, durch anhaltenden Fleiß erweitert und immer mehr berichtigt werden. Seinen Schöpfer und Wohlthäter, deſſen liebevollen Willen und wohlthätige Veranſtaltungen für unſre Wohlfahrt, ſeine eigne große Beſtimmung und die Mittel, die dahin führen, kann ſich der Menſch nie zu zeitig und ſorgfältig bekant machen. Und nicht in leerem Wiſſen muß dieſe Religionserkenntniß beſtehen; nicht bloße Gedächtnißſache muß ſie ſeyn, ſondern dem Verſtande und Gefühl ſo nahe gebracht werden, daß ſie auf das Gemüth wirkt und in Geſinnungen übergeht. Der junge Chriſt muß ſeine Religion ſo erlernen, daß ſie ihm über alles theuer, unentbehrlich und wohlthätig in allen Vorfallenheiten des Lebens, das Erhöhungsmittel ſeiner Freuden im Wohlergehn, im Leiden ſein ſtärkender Troſt, überall ſeine Führerinn auf dem Wege durch dies Leben wird.

Mit dieſen Bemühungen verbinde man eine weiſe Sorge für des Kindes Herz. Man ſtrebe dahin, es für das Gute zu gewinnen, ihm einen edeln, feſten Abſcheu von allem, was böſe, unrecht und ſträflich iſt, und eine unveränderliche Liebe für die Tugend einzupflanzen. Der Menſch wird weder mit guten noch böſen Fertigkeiten gebohren; aber er kann beyde erlangen. Seine Seele gleicht anfänglich einer leeren Tafel, auf welche noch Gutes und Böſes geſchrieben werden kann; nur mit dem Unterſchiede, daß die auf die Seele gemachten Eindrücke nicht ſo leicht wieder auszulöſchen ſind, als die auf eine Tafel gezeichneten Schriftzüge. Deſto nöthiger alſo die Sorgfalt, beſonders von dem noch ungebildeten zarten Kinde alle ſchädlichen Eindrücke zu entfernen! Deſto nöthiger, ſeinen Neigungen in Zeiten durch Gewöhnung, Uebung und gutes Beyſpiel eine gute Richtung zu geben und das, was Anfangs Gewöhnung iſt und ſeyn muß, mit zu-

neh-

nehmenden Jahren und Einſichten durch vernünftige Vorſtellungen zu wirklichen Grundſätzen zu erheben und auszubilden. — So lehre man Kinder vernünftige Selbſtbeherrſchung und Mäßigung der Begierden, die ſich ſelbſt gelaſſen zu früh und zur Unzeit befriedigt, oder gar noch durch böſen Umgang verſtärkt, verwildern und ein ſchädliches Gift für alle Glückſeligkeit werden. So lege man bey ihnen den Grund zu den höchſt wohlthätigen Tugenden der Genügſamkeit und Demuth. So bereite man ſie vor zur ſtrengſten Bewahrung ihrer Unſchuld und Reinigkeit des Herzens. So lehre man ſie gewiſſenhafte Gerechtigkeitsliebe, unbeſtechbare Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, Arbeitſamkeit, Geduld, Nachgeben, Sanftmuth, Gefälligkeit, herzliche Theilnehmung an Andrer Glück und Leiden, uneigennützige Dienſtfertigkeit und Wohlthätigkeit. — Ein Kind, mit dieſen Tugenden ausgerüſtet, kann von Seiten ſeines Herzens nicht anders, als glücklich ſeyn. Es wird es ſeyn, in was für einer äuſſern Verfaſſung es auch immer leben mag. Es findet ſtets in ſeinem eignen Herzen eine ſichere Quelle der Zufriedenheit, der Beruhigung und Freude. Es hat überdies alle die guten Eigenſchaften, die das geſellſchaftliche Leben erfodert; iſt fähig, ſeine Mitmenſchen wie ſich ſelbſt zu beglücken und geräth für die Ewigkeit eben ſo ſicher, wie für dieſe Welt.

Unſre Kinder, Theuerſte, müſſen zu ihrem und der Welt Beſten einen beſtimmten Beruf haben. Hier iſt es, wo ſie der menſchlichen Geſellſchaft und ihrem Vaterlande beſonders dienen, wo ſie ſich Unterhalt und Ehre erwerben ſollen. Viel, ſehr viel liegt an der Wahl des Standes, in welchem ſie künftig zu leben und zu arbeiten haben. Und dieſe Wahl iſt größtentheils unſre, der Aeltern Sache. Beſtimmen wir ſie für eine Lebensart, die ihrer Neigung zuwider, oder für Geſchäfte, wozu ihre Fähigkeiten und Kräfte nicht hinreichend ſind: ſo iſt nichts gewiſſer, als daß wir ihr Glück verbauen. Sie werden verdroſſene Arbeiter, unnütze Menſchen, der Welt und ſich ſelbſt eine Laſt und ihren Aeltern eine Urſache des Kummers. Aber eben das iſt auch der unausbleibliche Erfolg, wenn ſie nicht für den wohlgewählten Beruf, wozu ihnen die Vorſehung Trieb und Fähigkeit

gab,

gab, gehörig gebildet und vorbereitet werden. Ein Menſch ohne erfoderliche Geſchicklichkeit, er lebe in welchem Stande er wolle, iſt eben ſo gewiß unglücklich als unbrauchbar. — Wohl daher den vernünftigen Vätern und Müttern, die, fern von Eigenſinn und Eitelkeit, ihrer Kinder Beſtes vor Augen haben; die des redlichen Willens ſind, in ihnen der Welt wahrhaftig nutzbare Bürger zu ſchenken; die mit unpartheyiſcher Wahrheitsliebe ihre Neigungen und Kräfte prüfen, ihre Berufswahl vernünftig leiten, und keinen Fleiß, keine Mühe ſparen, ſie, ſelbſt oder durch Andere, für ihren künftigen Beruf gehörig zu erziehen!

Aeltern, welche dieſe geſammten Pflichten gehörig erfüllen, können ſich denn auch den beſten Ausgang ihrer Bemühungen verſprechen. Freylich iſt es möglich, daß ihre treue Sorgfalt durch die unglückliche Dazwiſchenkunft trauriger Hinderniſſe vereitelt werde. Kinder, bey denen der beſte Grund gelegt worden iſt, können, wenn ſie zumal aus den Händen ihrer treuen Führer früh entlaſſen werden müſſen, durch Welt und Umgang verführt, aus der Art ſchlagen. Aber nicht leicht wird das zu beſorgen ſeyn, wenn nur ihre erſten Erzieher ſich's haben angelegen ſeyn laſſen, neben der Einflößung guter Grundſätze ſie auch frühzeitig nöthige Weltkenntniß zu lehren und ſie mit den Gefahren auf eine warnende Art bekant zu machen, denen ihre Tugend im Umgange mit Menſchen ausgeſetzt iſt. Da, wo der ungebildete, mit der Welt unbekante, leichtgläubige und unbedachtſame Jüngling ſein Herz der Verführung preis giebt, wird der, dem die Bewahrung ſeiner Unſchuld und Tugend wichtig gemacht und Vorſichtigkeit genugſam empfohlen worden iſt, den gefährlichſten Verſuchungen widerſtehen. Er wird bald die Menſchen um ſich her, ihre Geſinnungen und Abſichten unterſcheiden. Gottesfurcht und Tugendliebe werden die Wächter ſeines Herzens ſeyn, und ihn gleich jenem edeln Jünglinge mit Ernſt bey jeder Reizung zum Böſen denken heißen: Wie ſollte ich ein ſolch groß Uebel thun und wider Gott ſündigen!

Von welchen Kindern wird man ſicherer, als von denen, die ſo erzogen wurden, ſagen können: ſie ſind wohlgerathen?

rathen? Ja dieſe ſind's gewiß, an denen ihre Aeltern Freude erleben. Für ihren Geiſt, für ihr Herz iſt geſorgt; alſo ihr Hauptglück iſt gewiß gemacht. Die Welt hat in ihnen rechtſchaffene, brauchbare Menſchen, die Religion würdige Verehrer. Aller Wahrſcheinlichkeit nach kann es ihnen denn auch an dem, was zum äußern Wohl erfoderlich iſt, nicht fehlen, wenigſtens iſt nicht zu fürchten, daß ſie ſich ſelber daran hinderlich ſeyn werden. Und mag ſie denn die Vorſehung in dieſe oder jene Lage ſetzen, ſie mehr angenehme oder mehr beſchwerliche Wege durch die Welt führen: ſo werden ſie ſich in jedes Geſchick, in Glück und Leiden weiſe zu finden wiſſen. Sie ſind in jedem Verhältniſſe, was ſie ſeyn ſollen; in höhern Ständen gerecht und gütig, in niedrigen ehrlich und folgſam; in Geſchäften geſchickt und arbeitſam, im Umgange gefällig und beliebt, gegen Freunde treu, gegen Beleidiger großmüthig, gegen Jedermann dienſtfertig, im Ueberfluſſe mäßig und wohlthätig, im Mangel genügſam und geduldig, überall werth geſchätzt, ihren Aeltern dankbar, oder, daß ich alles in einem Worte ſage — ihrer Aeltern Freude.

Und was für eine Freude gleicht nun der Vater- und Mutterfreude über ſo gut gerathene Kinder! O, dieſe Frage beantworte mir euer Herz, ihr Väter und Mütter dieſer jungen Chriſten! Möchten euch alle hier Anweſenden heute nachempfinden können!

An ſeinen Kindern Freude zu erleben, dies iſt der angelegentlichſte Wunſch, die ſüßeſte Hoffnung aller Aeltern, ſo lange ſie nur irgend dieſen ehrwürdigen Namen verdienen. Dies iſt das heiße Verlangen, was bey ihnen mit den Kindern gleichſam gebohren wird, heranwächſt und immer ſtärker wird, ſo wie dieſe ſich dem Jünglings- und männlichen Alter nähern. Dies iſt der mächtige Antrieb zur willigen Uebernehmung der ſo mühſamen, ſo lange dauernden Erziehungslaſt. Welche Sorgen ertragen gute Aeltern, und ertragen ſie gern; welche ununterbrochene Aufmerkſamkeit verwenden ſie eine ſo geraume Zeit hindurch auf den Geiſt und Körper ihrer Kleinen! Wie arbeiten ſie für dieſe, ihres eignen Glücks vergeſſend, mit unabläſſiger, williger Anſtrengung!

gung! Was iſt, daß ſie ſich nicht um ihrer willen gern verſagten? Wie ſauer wird nicht manchen von ihnen bey beſchwerlichen Berufsgeſchäften oder auch bey Mangel und Dürftigkeit die Erziehungspflicht! Und was iſt am Ende die Belohnung, die ſie für das alles erwarten? Nicht eigner Vortheil, nein! die Erfüllung eines Wunſches, wie es nur irgend auf Erden einen uneigennützigen geben kann — die Erfüllung des Wunſches, ihre Kinder glücklich zu ſehen. Freylich iſt dieſe Befriedigung des edelſten und ſtärkſten Naturtriebs, den der Schöpfer mit höchſter Weisheit in unſre Herzen pflanzte, eine Belohnung, die alle andere unendlich weit übertrifft. Das können nur diejenigen ganz beurtheilen, welche in dieſem Stücke bereits eine gewünſchte Erfahrung gemacht haben. Sie kennen die angenehmen Aufwallungen des Herzens bey jedem Anblicke eines wohlgerathenen Kindes, das Entzücken bey jeder erfreulichen Veränderung, die es erfährt, bey jeder frohen Nachricht von der Fortdauer und Erhöhung ſeines Wohlergehens. Sie fühlen und bezeugen es uns, ſo weit ſich dies Gefühl ausdrücken läßt: daß Väter und Mütter guter Kinder in ihnen die glücklichſten Menſchen ſind.

Doch bey denkenden Menſchen und Chriſten beruht dieſe Freude nicht bloß auf einem ſüßen Naturgefühl. Ihr Vergnügen muß auch noch durch die frohſten Betrachtungen genährt und erweitert werden. Beruhigend und erquickend muß ihnen die Vorſtellung ſeyn, ihre heiligſten und ſchwerſten Pflichten treu erfüllt zu haben. Wohlthuender noch die Vorſtellung, Menſchen, die mit ihnen von Gott zu gleicher Glückſeligkeit beſtimmt und ihrer Führung anvertrauet wurden, zur Erreichung dieſes großen Ziels behülflich, Gottes Werkzeuge und Mitarbeiter geweſen zu ſeyn. Herzerhebend der Gedanke, dem Reiche der Wahrheit und Tugend neue Genoſſen, der Religion würdige Bekenner und Freunde, der Welt und dem Vaterlande rechtſchaffene Bürger erzogen zu haben. Es bedarf hier keiner Anſtrengung der Einbildungskraft, um eine ausgebreitete Menge der ſegensreichſten Früchte zu überſchauen, die nun auf allen Seiten ihr treuer Erziehungsfleiß bringen wird, die ſich in die fernſten Zeiten, ſelbſt

noch in die Ewigkeit erſtrecken werden. Jede gute, edle Handlung, die ihre Söhne und Töchter vollbringen, jeder der Welt geleiſtete Dienſt, jede durch ſie bewirkte Verminderung des Menſchenelends, jede von ihnen hervorgebrachte Freude kömmt auf ihre, der Aeltern, Rechnung. Sie ſtiften nun durch mehrere Hände, in mehrern Gegenden, auch noch nach ihrem Tode Gutes. — Höret, Theuerſte, wie ſchön ein Weiſer des Alterthums, Sirach, hierüber ſpricht: Wo ſein (des wohlgerathenen Kindes) Vater ſtirbt: ſo iſt's, als wäre er nicht geſtorben. Denn er hat ſeines gleichen hinterlaſſen. Da er lebte, ſah er ſeine Luſt und hatte Freude an ihm; da er ſtarb, durfte er nicht ſorgen. Denn er hat hinter ſich gelaſſen einen Schutz wider ſeine Feinde, und der den Freunden wieder dienen kann.

Und ſo uneigennützig auch Aeltern ſeyn; ſo wenig Rückſicht ſie auf ihre eignen Vortheile nehmen mögen: ſo können ihnen dieſe bey dem guten Erfolge ihres Erziehungsgeſchäfts unmöglich entſtehen. Sie ſind eine gewiſſe Zugabe zu ihren edlern Freuden.

Nichts kann ihnen vor der vernünftigen Welt mehr Ehre bringen, als der Beſitz gutgerathener Kinder. Dieſe ſind die lauten, die unverdächtigſten Zeugen ihrer Weisheit, ihres Fleißes, ihrer Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit. Fällt nach aller Erfahrung das üble Urtheil, was Menſchen ſich zuziehen, in den meiſten Fällen auf ihre Erzieher zurück: ſo ehrt auch die Welt in jedwedem geſitteten, gutgeſinnten, nutzbaren Manne, die Tugend ſeiner noch lebenden, oder das Andenken ſeiner bereits entſchlafenen Aeltern. — Bejahrte Perſonen glauben leicht — und oft auch wohl nicht ohne Grund — von der jüngern Welt zurückgeſetzt zu werden. Doch, die haben das nie zu fürchten, welche ſich in ihren wohlgerathenen Kindern immerfort neue Liebe und Hochachtung erwerben. Wer könnte ein Freund von dieſen ſeyn, ohne auch die zu ſchätzen, von denen ſie entſproſſen und erzogen worden ſind? Sehet alſo, ihr beglückten Aeltern, ſehet eure wohlerzogenen Söhne und Töchter als euren ſchönſten Ruhm, ſehet ſie als Denkmähler an, die ſicherer, wie jedes andre, eure Verdienſte auf die Nachwelt bringen, als einen

Vorzug, der unendlich beſſer, als Stand, Reichthum und äußerer Glanz, mit dem nichts Irdiſches zu vergleichen iſt. Ehre wird es euch einſt noch ſeyn, ſo wie die ſüßeſte Freude, wenn ihr bey Ablegung eurer Rechenſchaft vor Gott werdet ſagen können: Herr, hier ſind ſie, ich habe derer keinen verloren, die du mir gegeben haſt!

Belohnend für Aeltern iſt denn auch der Umgang und die angenehme Verbindung, worin ſie mit ihrer erwachſenen Familie leben. Von dankbaren Kindern läßt ſich alles hoffen, und die erſte Eigenſchaft jedes wohlerzogenen Kindes iſt ſicher Dankbarkeit. Sie ſind die beſten Geſellſchafter, deren bloße Gegenwart das Herz erfreut, die Seele aufheitert und den Kummer verſcheucht. Sie ſind unſre beſten Tröſter in allen traurigen Lagen, die willigſten Pfleger in Krankheiten, die zuverläſſigſten Freunde, in deren Schooß wir unſre Sorgen ohne Bedenklichkeit ausſchütten können; die da noch Probe halten, wo die meiſten Freunde kaltſinnig zu entweichen pflegen, unſre aufrichtigſten Rathgeber, bey Verluſt des Glücks nicht nur an ſich ſchon ein Erſatz, ſondern auch unſre Unterſtützer, unſer Stab im Alter, ein erquickender Troſt in den letzten Stunden. Ruhig und freudig kann ein Vater ſterben, der ſeinen Kindern das ſchönſte Vermächtniß, Gottesfurcht und Tugend hinterläßt; der ſie mit gleicher Sorgfalt für die Welt und für den Himmel erzog. Ihm kann es ziemlich gleichgültig ſeyn, ob ſie Güter von ihm erben, oder nicht. Sie wiſſen Güter würdig zu gebrauchen, aber auch ohne Ueberfluß beglückt zu leben. Freudig können ſterbende Aeltern von den Ihrigen ſcheiden, der ſeligen Hoffnung gewiß, daß dieſe auf eben dem Wege, den ſie wandelten, in Gottes ewiges Reich gelangen und mit ihnen in kurzer Zeit zum Genuſſe einer unvergänglichen Herrlichkeit werden vereinigt werden. — Der Himmel iſt zwar der Wohnplatz einer allgemeinen zärtlichen Liebe und Freundſchaft: aber gewiß irren wir nicht, wenn wir annehmen, daß dort diejenigen beſonders innig verbunden ſeyn werden, die es hienieden ſchon waren. Welch ein Umgang alſo dort zwiſchen treuen Aeltern und dankbaren Kindern! Welche Wonne, die nun keine Zeit mehr ſchwächt, keine Abwechſelung, kein Man-

gel mehr unterbricht, kein Fehler mehr ſtört! Wo keine Trennung mehr zu fürchten; nein, nur immer wachſende Seligkeit bey ewiger Fortdauer zu hoffen iſt! — Wen ſetzt dieſer Gedanke nicht in Entzücken!

Wohl dem, der Freude an ſeinen Kindern erlebt! Dies iſt der Ausruf, Theuerſte, den ich hier von euch allen höre; der heiße Wunſch, verſammelte Aeltern, den ich beſonders euch im Angeſichte leſe. Wohl alſo denn auch euch, ihr Eigenthümer dieſer liebenswürdigen Schaar, auf welche heute mit Rührung unſre Blicke geheftet ſind! Ausgeſtreuet iſt nun die Ausſaat zu einer ſegensvollen Freudenerndte; ja ſie fängt ſchon an hervorzukeimen und aufzublühen. O, pfleget nun ferner noch, Väter und Mütter, pfleget und wartet dieſer zarten Sprößlinge der Weisheit und Tugend! Oder ohne Gleichniß: ihr habt den Grund zur Glückſeligkeit eurer Kinder gelegt; vollendet ſie nun auch. Seyd ferner ihre Lehrer, Rathgeber, Ermahner und Führer. Sie treten gerade jetzt in Jahre, wo ſie dieſes Beyſtands und einer treuen Hut am meiſten bedürfen. Suchet ihre Herzen vor dem Gifte böſer Neigungen, vor verderblichem Umgange und Verführung zu bewahren. Helft ihnen, da ſie itzt ihre Laufbahn betreten und an einem Scheidewege ſtehen, den Weg der Tugend wählen. Zeigt ihnen den ſeligen Ausgang von dieſem, aber auch den ſchrecklichen Ausgang des Laſters. Lehret ſie bey allen Unternehmungen an die Folgen denken. Und vor allem gewöhnet ſie immer mehr, Gott vor Augen und im Herzen zu haben. Sorgt alſo ferner, daß ſie gute nützliche Menſchen, fromme thätige Chriſten werden. Dann iſt ihr und eurer Glück gewiß. Sie werden auf Erden und im Himmel eure Freude ſeyn!

Hier, geliebte Kinder, ergießt ſich nun mein Herz gegen euch! Ihr habt es gehört, was für ein ſeliges Glück es für Aeltern iſt, an ihren Kindern Freude zu erleben, und was ich hierüber den Eurigen im Vertrauen auf euch verſprochen habe. Ach, ſchon lange haben ſie dieſe Hoffnung in ſich genährt! Sie war der Grund ihres Vergnügens bey eurer Geburt, ihr Troſt und ihre Ermunterung bey der Laſt, die ſie für euch ſo viele Jahre ertrugen. Heute kommen ſie

der

der Erfüllung ihres Wunſches um einen wichtigen Schritt näher. Was für Bewegungen müſſen in eurer Seele vorgehen, wenn ihr bey der feyerlichen Handlung, zu welcher ihr bereit ſtehet, einen Blick auf eure Väter und Mütter thut; auf ſie, die euch längſt mit bethräntem Auge angeſehen haben; die unabläſſig die heißeſten Wünſche für euch thun; die mit bewegter Seele zu Gott rufen: Segne Vater, heilige und erhalte ſie in deiner Wahrheit, die du mir gegeben haſt! Fühlt ihr euch nicht heute ganz von Dankbarkeit durchdrungen? Herrſcht nicht der lebhafteſte Wunſch in eurer Seele, ihre Liebe und Güte durch Freude an euch zu vergelten? — Einigermaßen erfüllt ihr nun zwar dieſe Pflicht bereits heute. Doch, die Freude, die ſie heute an euch haben, iſt größtentheis nur noch Freude in Hoffnung. Wie, wenn ihre Erwartung umſonſt wäre? Wenn wir alle uns umſonſt eures Chriſtenthums, eurer Einſichten, eurer Gottesfurcht und Tugend gefreuet hätten! Wenn ich euch — die mir unvergeßlichen, geliebten Erſtlinge meines hieſigen Amts — vergeblich zur Ablegung eures feyerlichen Gelübdes zum Altare geführt haben ſollte! Wenn ihr euch durch Verleugnung der Wahrheit bundbrüchig machtet! Wenn ihr euch der Herrſchaft aufwachender böſer Lüſte überließet, oder der unſeligen Stimme der Verführung folgtet! Wenn ihr als unwürdige Menſchen, als unwürdige Chriſten lebtet! Wenn alle an euch gewandte Mühe fruchtlos wäre; wir alle einſt wider euch zeugen, und eure Aeltern die Klage führen müßten: ich muß mit Herzleid in die Grube fahren! — Doch nein! das alles verhüte Gottes Barmherzigkeit! Ich will euch durch dieſe geäußerten Beſorgniſſe, die mir freylich die Liebe eingiebt, nicht kränken. Ich weiß, daß eure Herzen eines Beſſern entſchloſſen ſind. Aber, o Kinder, daß dieſe eure guten Vorſätze unverlierbar bey euch ſeyn; daß ihr ſie thätig ausführen, ſo unverdorben am Herzen, wie ihr itzt noch ſeyd, lebenslang bleiben, und an Weisheit, Frömmigkeit und Tugend immer wachſen; daß ihr die Lüſte der Jugend, wie die Sünden ſpäterer Jahre fliehen, vorſichtig leben, der Verführung muthig widerſtehen, und alle eure Pflichten als Menſchen und Chriſten bis an das Ende eurer Tage treu er-

 füllen

füllen möchtet! Dies iſt es, was wir, was eure Aeltern beſonders von Gott für euch erflehen. Hierzu macht ihr euch heute durch einen heiligen Schwur verbindlich. Möge dieſer Tag euch unvergeßlich ſeyn! Ein ſtetes Denkmal ſey er euch des Bundes, den ihr mit Gott und auch mit uns, euern Glaubensbrüdern, errichtet! Auf der Erfüllung eurer heutigen heiligen Zuſagen, auf Tugend und Gottesfurcht beruht euer eignes zeitliches und ewiges Wohl, und — o, was kann auf euer fühlbares kindliches Herz ſtärker wirken, als dieſer Gedanke! — eurer Aeltern Zufriedenheit, ihr beſter Troſt, ihre Freude hienieden und in dem Leben der Seligkeit. Amen.

Am

Am Sonntage Miſericordias Domini.

Text. Joh. 10, 12—16.

Einleitung.

Entfernt von aller Ruhmſucht behauptete Jeſus in dieſer Unterredung mit ſeinen bekanten Widerſachern, den Phariſäern, die Würde ſeines Berufs und die Treue, womit er ſich die Vollbringung deſſelben angelegen ſeyn ließ. Es konnte ihm nicht gleichgültig ſeyn, ob er für den von Gott geſandten Lehrer der Welt oder für einen bloß angeblichen Stifter einer neuen Religion angeſehen ward; ob man das Gute, was er ſtiftete, erkante, oder verächtlich überſah. Die Ehre und der Nutzen ſeines Amts erforderte das Zeugniß, was er hier ohne Verletzung der ihm eigenen Beſcheidenheit und mit vollem Bewußtſeyn der Wahrheit von ſich ablegte.

So darf jeder Rechtſchaffene nicht nur ſelber wiſſen, was er Gutes ſtiftet, ſondern auch wünſchen, daß es von Andern erkant werde. Nur muß jenes Selbſtbewußtſeyn ſich auf Wahrheit gründen, und dieſer Wunſch nicht in eitle Lobbegierde ausarten. Und am wenigſten muß der Beyfall der Welt der hauptſächlichſte oder gar der einzige Antrieb zur Vollbringuug unſrer Pflichten ſeyn. Jeſus ſchätzte das verdiente Lob, was Redliche ihm ungefodert ertheilten; er ſprach, wo es nöthig war, für ſeine Ehre: aber er that auch ungeſehen, ungerühmt und ſelbſt getadelt und verfolgt, was ſein Beruf ihn hieß. Sein Beyſpiel lehre uns auf gleiche Weiſe handeln.

Vortrag.

Ueber die Rückſicht auf das Urtheil der Welt bey der Erfüllung unſrer Berufspflichten.

I. Es iſt vernünftig und nöthig, bey der Ausrichtung unſrer Berufsgeſchäfte auf das Urtheil der Welt zu ſehen:

II. Aber es giebt hierbey auch gewiſſe nothwendige Einſchränkungen.

Erſter Theil.

Es kann uns in keinem Stücke gleichgelten, was die Welt von uns urtheilt; und am wenigſten, was ſie von der Art,

 wie

wie wir in unſerm Berufe handeln, denkt. Hier iſt es nicht nur, wo wir am ſchärfſten beobachtet werden, und wo jedermann am freymüthigſten ſeine Meynung über uns äußert: ſondern es beruhet auch zu viel auf dem Beyfall oder Tadel, den wir von dieſer Seite erhalten. Ob wir geachtet oder verächtlich, beliebt oder verhaßt, und, was noch wichtiger iſt, ob wir nützlich oder unnütz ſind, das hängt großentheils davon ab, wie die Welt mit unſrer Berufsverrichtung zufrieden oder unzufrieden iſt. Das hat auch ſeinen guten Grund. Der Beruf des Menſchen, er beſtehe, worin er wolle, enthält den vorzüglichſten Theil ſeiner Pflichten, und iſt das hauptſächlichſte Band, was ihn mit der menſchlichen Geſellſchaft verbindet. Hier alſo Billigung und Beyfall verdienen heißt ſich das ehrenvolle Zeugniß erwerben, daß man in ſeinen wichtigſten Obliegenheiten treu, geſchickt und fleißig ſey; ein Urtheil, was in eben dem Maaße Liebe und Vertrauen erzeugen muß, als das Gegentheil unfehlbar Unwillen und Geringſchätzung hervorbringt. — Jeder Vernünftige muß daher ſowohl um ſein ſelbſt, als auch um des Nutzens willen, den er zu ſtiften gedenkt, dahin ſtreben, daß die Welt rühmlich von ſeinem Verhalten in ſeinem Berufe urtheile.

Sich ſelbſt iſt der Menſch zuerſt dies ſchuldig. — Was kann angenehmer ſeyn, als ſeinen Dienſteifer, ſeinen treuen Fleiß, ſeine Verdienſte erkant zu ſehen? Das iſt doch gewiß der Wunſch eines jedweden redlichen Arbeiters, in welchem Stande er auch immer leben mag. Es iſt die ſüßeſte Vergeltung für den, der ein gemeinnütziges Gewerbe treibt, wie für den, welcher in einem öffentlichen Amte ſteht; für den Geringen wie für den Angeſehenen; oft die einzige Vergeltung für langjährige, mühevolle Dienſte, die den Abgang anderer Belohnungen erſetzen muß. Selbſt der beſcheidenſte Mann, der ſich ſchon durch das frohe Zeugniß ſeines Gewiſſens genug belohnt findet, und nie auf Lob ausgeht, muß es doch auch mit Vergnügen hören, wenn ſeiner mit Achtung gedacht wird, und wenn ihm Verſtändige mit Schonung ſeiner Beſcheidenheit ihren Beyfall zu erkennen geben. — Welche Aufmunterung giebt nicht auch der Blick, den wir

bey

bey unſern Geſchäften auf das billigende Urtheil der Welt werfen? Immer ein nicht überflüſſiger Antrieb zur Thätigkeit, wenn er auch gleich nicht der einzige oder vornehmſte ſeyn darf. Manches Gute und Nützliche würde weniger geſchehen, wenn es nicht durch die Sorge für Ehre und guten Namen bewirkt würde. Manche Nachläſſigkeit und Pflichtvergeſſenheit würde mehr begangen werden, wenn man nicht gerechten Tadel ſcheute. Manches ſchwere, gefahrvolle Geſchäft würde bey fehlender Hoffnung anderweitiger Vortheile ganz unterbleiben, oder doch ſehr viel unvollkommner geſchehen, wenn ſeine glückliche Ausführung nicht verdienten Ruhm in der Ferne zeigte. Warum wollten wir auch dem Menſchen dieſen ſo natürlichen und an ſich ſo unſchuldigen, ja ſo nöthigen Trieb nach Ehre und Ruhm nicht laſſen? Sträflich wird er doch nur durch Uebermaaß und wenn er auf nichtige oder unerlaubte Dinge gerichtet iſt. Oder verträgt es etwa das Chriſtenthum nicht, außer andern edlern Gründen mit für Ehre und Ruhm zu arbeiten? Aber das Chriſtenthum ändert ja die Menſchennatur nicht. Es richtet ſich mit ſeinen Vorſchriften vielmehr weislich nach ihr. Wie könnte auch das Streben nach verdientem Ruhm unchriſtlich ſeyn? Es läßt ſich von der Verrichtung des Guten, was öffentlich geſchehen muß, gar nicht trennen. Und die beſcheidenſten Chriſten, die die Welt je ſah, des Herrn Apoſtel freueten ſich eben ſowohl des Ruhms, der ihnen von ihren Gemeinen beygelegt ward, als den ſie in ihrem Gewiſſen fanden. 1 Theſſ. 2, 19. 20. — Von dem beyfälligen Urtheil der Welt über unſre Berufstreue und Fähigkeit in Geſchäften hängt auch ein beträchtlicher Theil unſers Glücks und ſeiner Verbeſſerung ab. Nicht Verdienſte an ſich, ſondern nur erkante Verdienſte verſchaffen dem, der ſie beſitzt, die gebührende äußere Vergeltung; und ſo edel es auch iſt, ſich bey größerer Würdigkeit im Stillen mit mäßigem Glücke behelfen: ſo wenig iſt doch der zu tadeln, der eine verdiente Verbeſſerung ſeiner Lage mit Beſcheidenheit wünſcht und ſucht. Immerhin darf ſich der redliche Mann, der geſchickte fleißige Arbeiter in dieſer Abſicht bey denen, die ſeine Beförderer ſeyn können, auf ſeine bisher bewieſene Berufs-

treue und auf ſeine dem Vaterlande geleiſteten Dienſte berufen. Ja, dies iſt nicht bloß erlaubt, es iſt pflichtmäßige Sorge für ſich ſelbſt, und in vielen Fällen auch Pflicht gegen die Seinen. Von ſich ſchweigen, wo es der Ort wäre, zu ſeinem Vortheil zu reden, das heißt ſehr oft ſich an dem Glücke ſeiner Familie verſündigen; und eine ſolche Zurückhaltung iſt nicht immer Beſcheidenheit. Sie iſt bey Manchen nichts mehr als Eigenſinn oder verlarvter Stolz, der ſeine Verdienſte groß genug hält, um überall bekant zu ſeyn, und ohne ſein Zuthun hervorgezogen zu werden.

Aber auch um der Welt nützlicher zu werden, muß der Chriſt es ſich angelegen ſeyn laſſen, von ihr das Zeugniß zu erhalten, daß er in ſeinem Amte und Berufe rechtſchaffen handle. Dies iſt ſchon des Beyſpiels wegen nöthig. Ein fleißiger, treuer Arbeiter, den jedermann dafür erkennt, iſt gewiß für Viele ein ſchätzbares Muſter, wodurch Arbeitſamkeit und Gewiſſenhaftigkeit nachdrücklicher als durch alle Gründe angeprieſen werden. Wer kann ihn handeln ſehen, ohne den Wunſch in ſich zu fühlen, ihm nachzufolgen? Wie beſchämend ſein Anblick für den Trägen und Gewiſſenloſen! Inſonderheit reizen Beyſpiele ausgezeichneter Verdienſte in ſchweren und gefahrvollen Unternehmungen manchen Edeldenkenden, ebenfalls mehr zu leiſten, als er ſich vielleicht ſonſt getrauen würde. Auch in dieſer Abſicht ſagt uns Jeſus (Matth. 5, 16.) Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure guten Werke ſehen. Wie beſonders nöthig ſind nicht itzt ſolche Beyſpiele von Fleiß, Dienſteifer und gewiſſenhafter Pflichterfüllung! — Ueberdies kann auch in allen Berufsarten nur in dem Maaße Nutzen geſchafft werden, als diejenigen, die darin arbeiten, in Anſehen ſtehen, und beſonders, in ſo fern ſie von Seiten der Geſchicklichkeit und Redlichkeit geachtet ſind. So iſts mit allen öffentlichen Aemtern; ſo mit allem Verkehr im bürgerlichen Leben; ſo mit allen Verhältniſſen im Hausſtande. — Wie rechtmäßig, wie pflichtmäßig alſo in jedem Stande der Wunſch und das Bemühen, ſeines Berufs nicht nur würdig zu ſeyn, ſondern auch dafür gehalten zu werden!

Zweyter Theil.

Indeß hat dieſe Hinſicht auf das günſtige Urtheil der Welt auch ihre gewiſſen Grenzen. Dies Urtheil kann weder jemals ganz allgemein gut ausfallen, noch darf es uns auch einerley ſeyn, auf welchen Wegen es erworben wird. Aus dieſen Gründen erfodert alſo das Streben darnach eine vernünftige Mäßigung.

Es iſt ſchlechterdings unmöglich, in irgend einem Stande ſeine Pflichten zu Jedermanns Zufriedenheit zu erfüllen. Das vermochte ſelbſt der Größte unter den Menſchen, Jeſus, nicht. Auch er erfuhr häufigen, wiewohl unverdienten Tadel. Wie ließen ſich auch wohl die ungleichen menſchlichen Meynungen über Pflicht und Geſchäfte und die Art, wie ſie verrichtet werden ſollen, vereinigen? Wie ließe ſichs erwarten, daß Jeder billig genug ſeyn ſollte, nicht mehr zu erwarten, als was unſre körperlichen und Geiſteskräfte, Zeit und Umſtände verſtatten? Wie kann ein Jeder, wie können beſonders diejenigen, die mit unſrer Berufsart nicht bekant genug ſind, wiſſen, ob wir unſer Möglichſtes gethan haben oder nicht? Zudem giebt es Aemter, in denen man, um ſeine Pflicht zu thun, nothwendig unzufriedene Menſchen machen muß. Bey dieſer Unmöglichkeit, Alle zu befriedigen, muß es uns genug ſeyn, die Billigung des beſſern Theils zu beſitzen. Und dieſe kann auch allein einen Werth für uns haben. Iſt es gleich unangenehm, von Unwiſſenden und Uebeldenkenden ungleich beurtheilt zu werden: ſo ſey das unſre Beruhigung, daß wir dies Schickſal mit allen Würdigen gemein haben; daß uns ein ſolches Urtheil nicht trifft, und daß wir durch den Beyfall der Rechtſchaffenern und Einſichtsvollern dafür hinreichend entſchädigt werden. Es iſt weiſe, Tadel zu vermeiden, ſo viel man kann: aber, wo man nicht kann, da iſt es eben ſo weiſe, unverdienten Tadel nicht zu achten. So dachte jener Apoſtel (1 Cor. 4, 3.) Mir iſts ein geringes, daß ich von euch gerichtet werde. Sein Gewiſſen bezeugte ihm, daß er ſeinen Pflichten treu gehandelt hatte.

Selbſt

Selbſt auch des Beyfalls guter Menſchen muß ſich der Chriſt unter gewiſſen Umſtänden begeben können. In dieſer Welt, wo die Aufmerkſamkeit ſo getheilt iſt; wo Jeder mit ſich ſelbſt ſo viel zu ſchaffen hat; wo ſo viel Schein und Verſtellung herrſcht, und öfterer Betrug Mistrauen erzeugt, iſt es nicht zu verlangen, daß alle Verdienſte völlig erkant werden und ihr gebührendes Lob finden ſollen. Wenigſtens wird dazu eine längere Zeit erfodert. Was aber wäre die Berufstreue desjenigen, der in dieſem Falle aufhören würde, ſeinen Obliegenheiten gewiſſenhaft nachzukommen? Nein gerade das iſt die ſchönſte Seite dieſer Tugend, wenn ſie auch unbemerkt und ungeprieſen dieſelbe bleibt. Dann ruht ſie auf einem edlern Grunde, auf reinem Gewiſſensgefühl, und auf dem Wohlgefallen des, der ins Verborgene ſieht. Dem Rechtſchaffenen muß mehr daran liegen, Beyfall zu verdienen, als — zu erhalten.

Hieraus fließt denn auch die Vorſchrift: Man ſtrebe nicht ängſtlich und eigenſüchtig nach der günſtigen Beurtheilung ſeiner Berufsarbeiten. Man ſuche nicht jedes gethane Gute der Welt gefliſſentlich vor Augen zu bringen. Bemühungen der Art verrathen kein edeldenkendes, beſcheidenes Herz, ſelbſt nicht einmal vernünftige Weltklugheit, ſondern thörichte Eitelkeit und Ehrzeiz. Es kommen Fälle vor, wo ein rechtſchaffener Mann von ſeiner Treue und von dem, was er geleiſtet hat, reden darf und reden muß. So redete der Erlöſer nach dem heutigen Texte zu rechter Zeit von ſich, da es ſeine Rechtfertigung erfoderte. Aber dieſe Fälle, die doch auch nicht häufig ſind, weiß ein Vernünftiger wohl zu unterſcheiden von der unzeitigen Ruhmräthigkeit, womit Unüberlegte ihre oft nur eingebildeten Verdienſte erheben, Andern beſchwerlich werden und ſich ſelber aller Anſprüche auf Ehre und Beyfall berauben. Umſonſt iſt es, das gute Urtheil der Welt erzwingen zu wollen. Nur der hat es am ſicherſten zu hoffen, der bey wahren Verdienſten in gleichem Maaß beſcheiden iſt.

Am wenigſten aber dürfen wir uns dadurch allgemein beliebt zu machen ſuchen, daß wir uns in Dienſtgeſchäften nach Jedermanns Gefallen bequemen. Das würde, zumal

in

in manchem Stande, Gewiſſenloſigkeit erfodern. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen, Recht thun und Niemand ſcheuen. Dies iſt die Regel, die ſich Jeder in ſeinem Berufe vorzuſchreiben hat. Und ihre ſtrenge Befolgung — wenn ſie auch einmal Unwillen erregt — iſt doch die beſte Sicherung der Ehre und des wahren Ruhms vor Gott, vor der beſſerdenkenden Welt und vor dem Gewiſſen.

Am Sonntage Jubilate.

Text. Joh. 16, 16 — 23.

Einleitung.

Der beſte Troſt, den Jeſus in den letzten Abſchiedsſtunden vor ſeinem Leiden ſeinen Jüngern zu geben vermochte, war die Verſicherung: ſie würden ihn in kurzer Zeit wiederſehen, und ſich dann ſo viel inniger freuen, je größer itzt ihre Traurigkeit ſey. Wir wiſſen, wie bald dieſe ſeine Verheißung in Erfüllung gieng, und wie unausſprechlich ihre Freude war, als ſie ihren göttlichen Freund nach ſeiner Auferſtehung verherrlicht wiederſahen. Nun erſt erkanten ſie das Glück vollkommen, ihm anzugehören. Die vorhergegangene Trennung verband nun ihre Herzen mit ihm auf ewig.

So iſt es überhaupt in den menſchlichen Erfahrungen. Unterbrochene Freuden gewinnen durch die Unterbrechung neue Stärke; und Güter, deren der Menſch eine Zeit lang entbehren muß, haben für ihn bey dem erneuten Genuſſe mehr als doppelten Werth. Ein Glück hingegen, was kein Wechſel trift, verliert für ſein veränderliches Gemüth leicht allen Reiz. — Dieſer Satz enthält eine von den Urſachen, und alſo auch eine Rechtfertigung der Einrichtung der Welt, nach welcher alles Angenehme hienieden der öftern Abwechſelung unterworfen iſt. Eine nähere Betrachtung hierüber wird uns Gottes weiſe Güte heller erkennen laſſen, und für unſere Zufriedenheit beförderlich ſeyn.

Vortrag.

Die Werthſchätzung des Guten in der Welt, als ein Hauptvortheil empfundener Uebel.

I. Der

I. Der Menſch lernt das Gute in der Welt mehrentheils nur aus der Empfindung der gegenſeitigen Uebel gehörig ſchätzen.

II. Und dieſer Vortheil iſt für ihn von der größten Wichtigkeit.

Erſter Theil.

Durch empfundene Uebel lernt der Menſch hauptſächlich das Gute in der Welt gehörig ſchätzen. Wir geben bey dieſer Behauptung zu, daß man auch noch auf andern Wegen mit dem Werth der Güter und Freuden des Lebens bekant werden könne. Dies kann und muß bereits in frühern Jahren durch einen vernünftigen Unterricht geſchehen. Es iſt eine Hauptſache in der Erziehung, Aufmerkſamkeit und rechtmäßige Achtung für alles zu erwecken, was zum zufriedenen, frohen Leben erfoderlich iſt. Und dieſe Werthachtung des Nützlichen und Angenehmen iſt ja auch wohl eine ſo natürliche Wirkung der Selbſtliebe und Sinnlichkeit, daß ſie mehr nur einer guten Leitung, als Aufmunterung bedarf. Bey reifern Jahren und Einſichten läßt ſich von Menſchen ferner ſchon hoffen, daß ſie jede Art des Glücks und ihren Werth nach Gründen zu beſtimmen wiſſen. Sicher kann Jedweder hinreichende Urſachen angeben, warum ihm Geſundheit, Güter und andere Vorzüge ſchätzbar ſind. Selbſt der Genuß dieſer Dinge muß die Kenntniß, wie gut ſie ſind, noch mehr erhöhen. Und endlich lehrt der öftere Anblick derer, welchen ſie fehlen, wie ſehr man ſich ihres Beſitzes zu freuen habe. Aber dennoch iſt in dieſem Betracht nichts ſo lehrreich; nichts macht einen ſo ſtarken Eindruck auf das Gemüth, als die eigne Erfahrung ihres Mangels.

Schon die Wichtigkeit des Guten an ſich wird am vollkommenſten durch ſeinen Mangel erkant. Die deutliche Einſicht, die lebhafte Vorſtellung, das Gefühl, was hierdurch gewirkt wird, kann keine Belehrung, kein Beſitz, kein Beyſpiel von Andern hervorbringen. Um Glück und Unglück richtig zu beurtheilen, muß der Menſch beydes mit einander vergleichen können. Er muß den ganzen Unterſchied von beyden und die höchſt ungleichen Wirkungen davon auf ſeinen

Ge-

Gemüthszuſtand anzugeben wiſſen; und das kann er nur ſehr mangelhaft, wenn er nur angenehme und nicht auch die entgegengeſetzten widrigen Begegniſſe erlebt hat. Leiden, die er an Andern ſieht, rühren ihn zwar wohl, und erſetzen einigermaßen den Abgang eigener Erfahrungen: aber theils iſt er auf dieſe nicht achtſam genug, und theils ſind auch die Wirkungen dieſer Anblicke von zu kurzer Dauer. — Außerdem iſt es eine bekante Eigenſchaft des Menſchen, daß ihm alles Gute durch einen längern Beſitz zur Gewohnheit wird. Da verliert ſich denn die Aufmerkſamkeit auf daſſelbe und eben ſo auch das Gefühl und Bewußtſeyn ſeiner Schätzbarkeit. Ein lange beſeſſenes Glück wird ihm zwar auch immer nothwendiger eben durch die Gewohnheit: allein er empfindet dieſe Nothwendigkeit ſelten eher, wenigſtens nicht eher ſo lebhaft, als bis es ihm entweder ganz entzogen, oder doch mit Gefahr bedroht wird. — Nöthig und weiſe war alſo die Einrichtung unſers Lebens, daß alles Gute mit Mängeln, alles Glück mit abwechſelnden Leiden vergeſellſchaftet ward. Die Geſundheit mußte nicht unzerſtörbar, beſeſſene Güter nicht ohne Unſicherheit und öftern Verluſt; des Beſitzes des Unſern, des Genuſſes froher Stunden mußten wir nicht gewiſſer ſeyn, als wir itzt ſind. Unſre Wünſche und Hoffnungen mußten nicht immer zutreffen, nein, auch fehlen. Dieſe Unſicherheit, dieſer Wechſel lenkt unſer Auge hin auf das, was wir haben, oder hatten; und das empfundene Uebel ſchärft die Empfindung, die ſonſt erkalten würde, zu neuem Freudengenuß.

Aber ein noch wichtigerer Dienſt, den uns widrige Erfahrungen leiſten, iſt, daß ſie uns die Güter und Freuden des Lebens mehr als ein freyes Geſchenk der Güte Gottes betrachten lehren. Wenn auch der Menſch in ſtetem Glücke ſein Glück an ſich zu ſchätzen wüßte: ſo vergißt er doch leicht ſeines wahren Urhebers, und denkt entweder über die Quelle, woher es ihm zufließt, gar nicht nach, oder er bleibt bloß bey den nächſten Urſachen ſtehen; und ſeine Eigenliebe heißt ihn gemeiniglich alles ſeiner Klugheit, ſeinem Fleiße, ſeinen Verdienſten beymeſſen. Um ihn aus dieſer Gedankenloſigkeit aufzuwecken, ſein eitles Selbſtvertrauen zu ſchwächen

und ihn an den zu erinnern, von welchem ſein ganzes Wohl abhängt, mußten alle Theile ſeines Erdenglücks der Veränderung unterworfen ſeyn. Erfahren mußte er, daß ſeine beſten Anſchläge, es zu vermehren, oder zu ſichern, fehlbar ſind; daß keine Macht, keine Weisheit, keine noch ſo große Sorgfalt ihn vor Unfällen ſchützen kann. Dieſe Erfahrungen müſſen es ihm immer aufs neue ſagen, daß er alles Gute den Leitungen und dem Schutze der Vorſehung zu danken habe. Und welcher Gedanke kann mehr zur Werthachtung deſſelben beytragen? Der Beglückte erkennt nun in allen Segnungen, die ihm zufließen, die milde Vaterhand, die ſich über ihm aufthut. Jedes in Glück verwandelte Leiden, jede ihm geſchenkte Freude iſt ihm ein rührender Beweis der Liebe ſeines Gottes. Wie dem Kinde alles, was es genießt, durch das damit verbundene Gefühl der Güte ſeiner Aeltern theurer wird: ſo verſchönert die dankbare Hinſicht auf den höchſten Wohlthäter den Beſitz und Genuß alles von ihm empfangenen Guten.

Zweyter Theil.

Die Einrichtung alſo, daß wir Menſchen insgeſamt unſern Theil von Ungemach erfahren mußten, daß es auf Erden kein ungetrübtes Glück, keine Freude ohne Beyſatz von unangenehmen Empfindungen, keine frohe Stunden giebt, die nicht mit traurigen wechſelten, dieſe Einrichtung unſers Lebens, die ſo oft unbedachtſam beklagt und getadelt wird, iſt näher betrachtet die allerweiſeſte und für uns außer vielen andern Gründen auch ſchon deswegen nothwendig und wohlthätig, weil ſie uns fähiger macht, das Leben zu genießen. Sie iſt unſrer gegenwärtigen Natur, unſrer Art zu denken und zu empfinden, völlig angemeſſen, das beſte Mittel, die Summe unſrer Freuden zu vermehren.

Wie wahr und wichtig dieſer Vortheil iſt, davon können wir uns am ſtärkſten überzeugen, wenn wir die Erfahrungen, die wir und Andre hierüber gemacht haben, vor Augen nehmen. Keines Menſchen Leben iſt ganz von Uebeln frey; indeß erlebt doch der mehr, jener weniger; aber auch eben ſo ungleich ſind dieſe nun einander an Kenntniß und

Schät-

Schäƶung des Guten. Sehet dort jenen, der von Jugend auf im Schooß des Glücks lebte. Wie wenig achtet er dieſes Vorzugs! Seine Beſiƶungen, ſein Anſehen, ſeine ruhigen ſorgenfreyen Tage ſind ihm freylich durch langen Beſiƶ unentbehrlich geworden. Allein er weiß dies kaum. Sie befriedigen ihn nicht mehr, weil ihnen der Reiz der Neuheit fehlt. Er führt mitten im Ueberfluß ein langweiliges, freudenleeres, wohl gar unzufriednes Leben. Vergleichet mit ihm den Geprüften, der öftere unangenehme Veränderungen erfuhr, oder der ſich erſt durch ſaure Wege zu ſeinem Glücke hindurch arbeiten mußte. Wie fühlt der den Werth deſſen, was er beſiƶt in dem ihm unvergeßlichen Abſtande ſeiner ehemaligen Verfaſſung von der gegenwärtigen! Wie erquickt ihn die iƶige Ruhe in der Vergleichung mit überſtandner Laſt und empfundenen Sorgen! Vergleichet den Geſundgewordenen mit dem, der niemals krank war. Koſtet es den Leƶtern erſt eine gewiſſe Anſtrengung im Nachdenken, um nur zu wiſſen, daß Geſundheit das vorzüglichſte Erdengut iſt: ſo iſt dies bey jenem nun ein innig frohes Gefühl, was ſich aus ſeiner Seele nie wieder verlieren kann. Betrachtet den, der einen mühſamen Beruf zu erfüllen, und den, der ein bequemes Leben hat. Wem von beyden ſind die Erholungsſtunden ſüßer? Ihr, die ihr in Gefahr waret, eure Kinder, eure Angehörigen durch den Tod zu verlieren, wurden euch dieſe nicht durch die Gefahr viel werther? Freunde, die ihr euch ſchmerzlich auf längere Zeit trennen mußtet, iſt euch das Wiederſehen nicht erfreulicher? Oder achtet doch nur auf die Wirkung der Naturveränderungen. Der reizende Sommer wird euch gegen ſein Ende alltäglich: aber der Winter weckt neue Erwartungen und erhöht den Reiz des Frühlings. So wahr iſt es, daß des Menſchen Leben nur durch Abwechſelungen froh ſeyn kann, und daß Leiden uns auch in dieſem Betracht zum Beſten dienen müſſen.

Man ſage hier nicht: dieſer Vortheil werde zu theuer erkauft. Gottes weiſe Güte hat es nicht nur ſo geordnet, daß des Guten in der Welt mehr iſt, als der Uebel, ſondern wir ſelbſt ſind auch ſo geſchaffen, daß ein einziger froher Augenblick viele vorhergegangene traurige vergütet. Joh. 16, 21.

21. Und giebt es hier freylich einzelne Ausnahmen; Leidende, die hienieden keine Erleichterung finden; Trauernde, die ohne Hoffnung des Erſatzes klagen müſſen: ſo laßt uns bedenken, daß dieſe Welt nicht unſer ganzes Schickſal entwickelt. Werden dieſen nicht die Freuden jenes Lebens ſo viel anziehender und reizender ſeyn, je freudenloſer ihr Prüfungsſtand war?

Empfundene Uebel ſind aber auch zugleich die beſten Belehrungen über den weiſen Gebrauch der Güter und Freuden der Erde. Einerſeits wird das Herz dadurch vor der ungemäßigten Liebe zu ihnen verwahrt und der vernünftige Sinn erzeugt, der ſich ſtets nur mit Bewußtſeyn ihrer Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge freuet (1 Cor. 7, 30), und andrerſeits wird auch die vernünftige Sorgſamkeit erweckt, die der Menſch zur Erhaltung ſeines Glücks anwenden muß. Der Erfahrne nimmt dankbarer den guten Tag neben dem Böſen vorlieb. Er beſcheidet ſich inzwiſchen, daß auch ein erneutes Glück nicht ohne alle fernere Leiden ſeyn kann und darf. Aber er iſt auch eben ſo vorſichtig, nicht ſelbſt der Stöhrer ſeines Wohlergehns zu werden. — Wie nützlich und gut alſo die Anordnung Gottes, daß Glück und Uebel in unſerm Leben wechſeln!

Am Sonntage Cantate.

Text. Joh. 16, 5—15.

Einleitung.

Die Nachricht, welche Jeſus ſeinen Jüngern gab: er ſey nun genöthigt von ihnen zu ſcheiden, verurſachte unter dieſer ihm getreuen Schaar eine allgemeine Niedergeſchlagenheit. Und wie konnte es bey ihrer Denkungsart anders ſeyn? Nicht nur waren ihre Herzen durch Gewöhnung und zärtliche Liebe mit ihm aufs engſte verbunden: ſondern ihrer Meynung nach beruhte auch ihr ganzes Glück darauf, daß ſie ihn beſtändig zum Führer behielten. Mit ſeiner Trennung von ihnen verſchwanden alle ihre — freylich irri-

irrigen — Entwürfe und Hoffnungen. Umſonſt ſchien es ihnen nun, daß ſie mit Verlaſſung alles Ihrigen eine Verbindung mit Jeſu eingegangen waren, die Anfangs ſo viel erwarten ließ, aber itzt zerriſſen werden ſollte. Sie hielten ſich für die verlaſſenſten Menſchen. — Ihr göttlicher Freund unterließ zwar nichts, ſie eines Beſſern zu belehren und durch gegründete Vorſtellungen ihren Kummer zu mäßigen. Er verſicherte ſie, daß ſein Abſchied mit in den Plan ſeiner Sendung gehöre, daß ſie ſelbſt davon die weſentlichſten Vortheile haben und nach einer ihnen widerfahrnen großen Erleuchtung die Verkündiger ſeiner Lehre werden, ja, daß ſie einſt deſto froher mit ihm wieder vereinigt werden würden. Doch ihre noch ſchwachen Einſichten und ihre tiefe Bekümmerniß ließen ſie dieſe Troſtgründe nicht faſſen. Nur erſt in der Folge erkannten ſie zu ihrer Beruhigung und Freude, wie wahr Jeſus geſagt hatte: es iſt euch gut, daß ich hingehe.

Aehnliche Vorfälle in unſerm Leben und eine ähnliche Gemüthsſtimmung, die wir alsdann haben, werden uns Anlaß geben, von dieſem Beyſpiel einen weiſen Gebrauch zu machen, wozu wir uns itzt vorbereiten und den Glauben in uns ſtärken wollen: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum beſten dienen.

Vortrag.

Ueber die Wahrheit: daß auch die traurigſten Veränderungen unſers Lebens gut ſind.

I. Beweiſe, die wir dafür haben.

II. Anwendung und Einfluß dieſer Ueberzeugung auf unſer Verhalten im Leiden.

Erſter Theil.

Ehe wir die Wahrheit erweiſen können, daß alle, auch die traurigſten Veränderungen unſers Lebens gut ſind, wird es nöthig ſeyn, dies freylich ſehr bekante aber auch eben ſo leicht misverſtandene Wort zu erklären, und uns über den richtigen Begriff deſſelben zu vereinigen. Gut nennt der Menſch gar oft nur das, was ſeiner Sinnlichkeit angenehm iſt; was ihm Vergnügen macht, oder ſein äußeres Glück befördert. Und bey dieſer Art zu denken, wo er noch dazu mehr auf den gegenwärtigen Augenblick, als auf die Zukunft zu ſehen pflegt, muß ihm denn alles, was ſeine itzige

Ruhe und Fröhlichkeit ſtört, was ihm Schmerz, Kummer, Sorgen und Furcht verurſacht, als durchaus böſe erſcheinen. Allein ſo ſollten Chriſten, die eine beſſere Erkenntniß von ſich und ihrer Beſtimmung haben müſſen, nicht urtheilen. Gut kann doch in Beziehung auf uns eigentlich bloß das genannt werden, was mit unſrer wahren Glückſeligkeit verträglich und derſelben beförderlich iſt. Jede Veränderung alſo, die entweder unſer irdiſches Wohl auf die Zukunft ſichert und erweitert, oder die für das Wohl unſers Geiſtes, für unſre Erkenntniß und Tugend erwünſchte Folgen hat, und uns höherer, edlerer Freuden fähig macht, iſt wahrhaftig gut; und es kann dabey nicht in Betracht kommen, ob ſie an ſich angenehm oder unangenehm, unſern mangelhaften Einſichten und ſinnlichen Wünſchen gemäß, oder zuwider iſt. — Nach dieſer richtigen Vorausſetzung werden wir nun auch die ſogenannten Uebel in der Welt, ſelbſt die härteſten gut zu heißen genöthigt ſeyn, ſo bald es erweislich iſt, daß ſie ihrer Abſicht und ihren Wirkungen nach wohlthätig ſind.

Und dies fließt nun ſchon unwiderſprechlich aus dem Glauben an die Vorſehung, ſo wie ihn uns Vernunft und Chriſtenthum lehrt. Iſt es Wahrheit, daß ein allmächtiger, weiſer, gütiger Gott die Welt regiert, und alle, auch die kleinſten Veränderungen unſers Lebens lenkt, daß ohne ſeinen Willen uns kein Haar vom Haupte entfallen kann; daß er ſich ſelbſt auch die Leitung unſrer freyen Handlungen und ihrer Folgen vorbehalten hat; daß alles, was uns begegnet, Zulaſſung von ihm iſt; daß er mit uns, wie ein Vater mit ſeinen Kindern, keinen andern Zweck haben kann, als uns zu beglücken: ſo müſſen auch alle Schickſale, die wir erleben, die traurigen, wie die angenehmen, heilſam ſeyn; ſo muß bey allen Leiden der Vortheil den Schmerz, bey allem uns entriſſenen Glücke der Gewinn den Verluſt überwiegen. Und dieſer Nutzen der Uebel kann ſich nicht etwa bloß auf das Ganze, oder auf die menſchliche Geſellſchaft überhaupt erſtrecken: ſondern derjenige ſelbſt, welcher ein Leiden erfährt, muß davon für ſich hinreichend vergütende Vortheile zu hoffen haben. Denn man kann von Gott,

ohne ihn einer Härte zu beſchuldigen, nicht annehmen, daß er irgend einen Menſchen ohne Erſatz zum Beſten Anderer leiden laſſe. — Wider dieſe Schlüſſe läßt ſich nichts einwenden, ſo lange man nicht alle Mitwirkung Gottes ableugnen und ein blindes Ungefähr in den menſchlichen Schickſalen annehmen will. Mögten wir nur den ungegründeten Zweifeln, die die Sinnlichkeit ſo oft dawider erregt, dadurch entgegen arbeiten, daß wir den Glauben an Gottes Vorſehung immer mehr in uns zu befeſtigen und zu beleben ſuchten!

Aber es ſcheint doch auch dem wißbegierigen Menſchen zu ſchwer zu ſeyn, ohne nähere Kenntniß des Zuſammenhangs ſeiner Schickſale ſein Herz völlig zu beruhigen. Er mögte gern wiſſen, wie und wozu ihm ſeine widrigen Verhängniſſe, zumal wenn ſie beſonders hart ſind, nützlich ſeyn können. Auch hier iſt, ſo weit es nöthig war, für ſeine Zufriedenheit geſorgt. Jedem Nachdenkenden müſſen mannigfaltige und ſehr wichtige Vortheile einleuchten, die aus Leiden entſpringen, und ohne ſie ganz unerreichbar ſind. Je mehr wir die wahren Erfoderniſſe unſrer Glückſeligkeit und die Art, wie wir zum Glücklichſeyn fähig gemacht werden müſſen, überdenken; je mehr wir unſer Seelenwohl als das Vorzüglichſte betrachten, und das itzige Leben in ſeiner genauen Verbindung mit dem künftigen erwägen, deſto mehr geht uns ein Licht auf über die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Leiden. Da erblicken wir in ihnen bald nöthige Stützen ſelbſt für das irdiſche Wohlergehen, oder Mittel, das Gefühl und den Genuß derſelben zu verſtärken, bald Warnungs- und Verwahrungsmittel gegen größere Uebel, beſonders gegen Laſter, bald Erweckungsmittel der Weisheit und Tugend, bald wirkſame Veranlaſſungen zu den edelſten Geſinnungen, zu inniger Werthſchätzung der Religion, zu treuerer Anhänglichkeit an Gott, zu ernſtlicherer Theilnehmung an der Hoffnung eines beſſern Lebens. Alles das und noch manche andere gute Folgen ſind Wirkungen der Widerwärtigkeiten, die ſich nicht leugnen laſſen; die Jedermann leicht entdecken und an ſich ſelbſt wahrnehmen kann. Und wollten wir wohl dieſe Vortheile, die ſo groß und ausgebreitet ſind, und ſich noch in die Ewigkeit erſtrecken, fah-

ren laſſen, um einiger beſchwerlicher Empfindungen, die doch nur kurze Zeit dauern, überhoben zu ſeyn? 2 Cor. 4, 17. Röm. 8, 18. Läßt ſich aber überhaupt die Nothwendigkeit und der überwiegende Nutzen der menſchlichen Leiden einſehen: ſo iſt auch kein Grund vorhanden, warum wir nicht auch bey den härteſten noch unerklärlichen Verhängniſſen glauben ſollten, daß ſie ebenfalls nöthig waren, und eben ſo auch ihre überflüſſig vergütenden Folgen haben werden.

Bey dieſer Ueberzeugung, die ſchon auf dem Glauben an Gottes Vorſehung ſo ſicher ruht, kömmt uns überdies noch die Erfahrung zu Hülfe, die nicht nur in gewöhnlichen Uebeln, ſondern auch in ſo manchen außerordentlichen Unglücksfällen alle jene vorhin genannten Vortheile darſtellt, und die Wahrheit anſchaulich macht, daß Prüfungen der Weg zu größerer Glückſeligkeit ſind. Aus dem größten Elende entſteht nicht ſelten ſogar für das äußere Wohlergehn des Menſchen der beträchtlichſte Gewinn. Wir wollen hier nicht Josephs, nicht Hiobs Exempel anführen, da uns unſer eignes Zeitalter genugſame Beyſpiele der Art aufſtellt. Haben wir es noch nicht erlebt, daß ein zuſammengehäuftes Unglück, was mit der Güte Gottes zu ſtreiten ſchien, durch eine ſonderbare Wendung dem, der es erfuhr, zum deſto größern Glücke behülflich werden mußte? Wurden nicht manche allgemein beklagte, verlaſſen ſcheinende Waiſen durch den frühen Verluſt ihrer Aeltern am Ende beſſere, beglücktere Menſchen, als ſie ſonſt vielleicht nie geworden wären? — So finden wir es oft, daß Gottes Gedanken zwar nicht unſre Gedanken, aber wider allen Anſchein am Ausgange beſſer, als unſre noch ſo gut geglaubten Entwürfe waren. — Die Vortheile harter Prüfungen für die Seele, für Weisheit und Tugend bleiben zwar mehr im Verborgenen: aber ſie ſind nichts deſto weniger gewiß und groß; und dem aufmerkſamen Beobachter wird Manches davon ſichtbar. Wenigſtens kann ſie Jeder an ſich ſelbſt wahrnehmen. — Und bliebe uns denn auch manches Verhängniß unerklärbar: ſo laßt uns auf ſeine weiſen Abſichten aus den vielen deutlichern Erfahrungen zuverſichtlich ſchließen. So verfahren wir ja mit gleicher Klugheit in der Beurtheilung der Werke Got-

tes

tes in der Natur. Wir kennen noch nicht den Nutzen aller Pflanzen und Geſchöpfe: aber da wir von ſo vielen einſehen, wie nützlich ſie ſind: ſo urtheilen wir ſehr vernünftig, daß auch die übrigen, ſogar die allergiftigſten nothig und gut ſeyn müſſen. Warum nicht auch ſo von unſern Schickſalen, die eben der Gott lenkt, der jene ſchuf? — Durch dies beſcheidene Zutrauen ehren wir den Regierer unſers Lebens; und es kömmt einſt ein Leben der Klarheit, wo wir in den härteſten Schickungen gerade die tiefſte Weisheit und die höchſte Güte entdecken werden.

Zweyter Theil.

Die Wahrheit, daß auch die traurigſten Vorfälle im menſchlichen Leben gut ſind, nothwendig gut ſeyn müſſen, iſt, gehörig angewandt, für unſre Ruhe und Zufriedenheit vorzüglich fruchtbar. Nicht, als ob wir durch dieſe Ueberzeugung gegen Leiden abgehärtet und durch keinen Unglücksfall mehr erſchüttert werden könnten. Uebel bleiben bey aller Kenntniß ihres Nutzens für unſre Empfindung Uebel. Der feſteſte Glaube an Gott kann das Gefühl des Kummers, der Wehmuth und den Wunſch, mit Unglück verſchont zu bleiben, oder davon entledigt zu werden, nicht hintertreiben. Matth. 26, 38. 39. Aber dennoch hat die Verſicherung von Gottes Weisheit und Güte und von den guten Folgen aller Leiden den größten Werth.

Dieſe Verſicherung erleichtert doch dem Herzen die Ertragung des größten Elends. Sie, ja ſie allein giebt der Seele die erforderliche Stärke und Standhaftigkeit; ſie unterhält die Hoffnung, die einzige Quelle alles Troſtes, und lindert wenigſtens die Schmerzengefühle, die ſie nicht wegſchaffen kann; ſie macht Muth, wo aller Anſchein zu einem glücklichen Ausgange verſchwindet, und läßt den Chriſten, wie hart auch ſein Verhängniß ſeyn und wie viel drohende Gefahren ſich um ihn vereinigen mögen, nie verzagen. — Zwar in angſtvollen Stunden und unter betäubendem Schmerze kann der Glaube, daß alle Fügungen Gottes gut ſind, ganz unwirkſam ſcheinen. Doch er wird, ſobald der Geiſt nur der Beſinnung fähig iſt, wieder zurückkehren und

ſeine wohlthätige Kraft deſto ſtärker äußern. — Nach geendigtem Leiden wird durch ihn die Freude verdoppelt. Selig iſt das Gefühl, nun die Segnungen wahrzunehmen, die man von Prüfungen hoffte. — Was für eine herrliche Ausſicht in das Leben der Vollendung, wo wir heller ſchauen, vollkommner empfinden werden, wie ausgebreitet die heilſamen Früchte der Uebel dieſes Lebens ſind!

Alle Schickungen Gottes ſind gut. Iſt das bey uns ein feſter Grundſatz geworden: ſo wird ſich hiernach auch unſer Verhalten im Leiden richten, weiſe und chriſtlich ſeyn. Dann enthalten wir uns im größten Elende — zwar nicht der natürlichen Aeußernng deſſen, was wir fühlen: denn die iſt uns nicht nur erlaubt, ſondern im Gebete ſelbſt Pflicht, aber — jeder unzufriedenen Klage über unſer Schickſal. Gelaſſen geben wir Gott auch mit blutendem Herzen jedes Opfer, was er fodert, (Hiob 1, 21.) und ehren durch fromme Geduld ſeine Vorſehung. — Bemühen werden wir uns, durch vernünftige, rechtmäßige Mittel, Unfällen zu entgehen und von dem Ungemach, was uns drückt, frey zu werden: aber auch, wo wir unſer Geſchick nicht ändern können, uns willig der Führung des Allweiſen und Allgütigen überlaſſen, voll des Vertrauens, daß ſich ſeine Liebe einſt gewiß an uns verherrlichen wird.

Am Sonntage Rogate.

Text. Joh. 16, 23 — 30.

Einleitung.

So vernunftmäßig und wohlthätig die Gebetspflicht iſt, und ſo vortrefflich uns auch das Chriſtenthum darüber belehrt: ſo iſt ſie doch noch ſelbſt unter Chriſten manchen ſchädlichen Misdeutungen unterworfen. Inſonderheit herrſchen noch ſehr häufige irrige Vorſtellungen über die Bitten an Gott und ihre Erhörung. Man glaubt in dieſem Punkt theils mehr, als eine erleuchtete Vernunft geſtattet; und theils auch weniger, als das Chriſtenthum fodert.

Einige Vernünftler erklären, den ausdrücklichen Vorſchriften der Religion zuwider, alles Bitten im Gebet für überflüſſig und unnütz; und manche übel unterrichtete Chriſten meſſen demſelben eine faſt uneingeſchränkte Kraft und Wirkung bey, als ob jeder Wunſch dadurch erreichbar wäre. Zu dieſem letztern Irrthum hat vornehmlich die unrechte Anwendung der Verheißung viel beygetragen, die Jeſus in unſerm Texte ſeinen Jüngern giebt: „So „ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, „ſo wird er's euch geben. Bittet, ſo werdet ihr nehmen, daß „eure Freude vollkommen ſey." In dieſen Worten will man eine allgemeine und unbedingte Zuſage finden, da ſich doch des Erlöſers Verſprechen nur auf die Bitten erſtreckt, die ſeine Apoſtel in den Angelegenheiten ſeiner Religion thun würden; und da wir aus Paulus Beyſpiel wiſſen, daß ſelbſt die Apoſtel in andern Dingen vergebens bitten konnten. 2 Cor. 12, 8. 9.

Es muß uns ſehr daran gelegen ſeyn, von einer ſo wichtigen Pflicht, als das Gebet iſt, allen Mißverſtand zu entfernen und ſie nach ihrem wahren Werth zu kennen. Denn ſo erſt ſind wir fähig, würdig und mit Segen zu beten.

Vortrag.

Ueber die Erhörung des Gebets.

I. Irrige Vorſtellungen hierüber und deren Widerlegung.

II. Richtige Begriffe, die man ſich davon zu machen hat.

Erſter Theil.

Erhörung findet eigentlich nur bey der Art des Gebets Statt, worin man Gott Bitten und Wünſche vorträgt, wiewohl dies Wort auch von Lob- und Dankgebeten gebraucht werden kann, wenn man damit nämlich bloß das Wohlgefallen Gottes an einem Gebete ausdrückt. Hier betrachten wir es in jenem eigentlichern Sinne, als Gewährung deſſen, warum wir bitten. Und das eben iſt es, was ſich Chriſten noch ſo oft unrichtig erklären.

Der Hauptirrthum beſteht nämlich darin, daß man das Gebet als eine wirkende Urſache, oder als ein Mittel anſieht, Gott zu etwas zu bewegen, was er außerdem nicht gethan, nicht geſchenkt haben würde. Und zwar ſchränkt

man dieſe Meynung nicht bloß auf dasjenige ein, was die Seele und ihre Wohlfahrt betrifft, (denn da kann man freylich das Gebet mit Recht eine wirkende Urſache nennen. Ein Gebet um Tugend wirkt ſchon ſeiner Natur nach Tugendſinn), ſondern man glaubt auch von äußern irdiſchen Gütern, ſie würden durch Bitten gleichſam erworben und zuwege gebracht. Den Segen in Nahrungsgeſchäften, die Geneſung von Krankheiten, die Erhaltung des Lebens derjenigen, welche man zu verlieren fürchtete, die Erledigung von drückenden Uebeln, dies und überhaupt alles Glück ſchreibt man vielfältig dem öftern Beten und Flehen zu, ſo daß dies die Kraft gehabt und ganz allein vermocht habe, jene Gaben von Gott auszuwirken. Viele gehen gar ſo weit, daß ſie behaupten, man könne alles von Gott erhalten, wenn man nur lange und dringend genug anhalte. Wer nur Glauben genug habe, der könne keine Fehlbitte thun.

Aber man ſollte doch endlich einmal einſehen, daß dieſe Art, das Gebet und ſeinen Nutzen zu erklären, irrig und mit einer reinen Erkenntniß von Gott durchaus unverträglich iſt. Das Wort Erhörung darf hier nicht nach dem Buchſtaben oder in dem Sinne genommen werden, wie es etwa ein Menſch vom andern zu gebrauchen pflegt. Dem Vater muß das Kind, dem Fürſten muß der Unterthan erſt ſagen, was und warum er es gern hätte. Bey beyden muß oft erſt durch gute Worte oder Gründe der geneigte Wille erregt werden. Beyde laſſen ſich auch wohl durch unabläſſiges Flehen endlich erweichen, wider ihren Willen zu Gefallen zu ſeyn. Sollen wir inzwiſchen eben ſo von dem Unendlichen urtheilen? Bedarf der Allwiſſende, daß wir ihm erſt unſre Bedürfniſſe, die er beſſer kennt, als wir, (Matth. 6, 32.) hinterbringen? Das muß doch jeder Vernünftige unnöthig finden; obgleich hieraus keinesweges folgt, daß das Gebet überflüſſig ſey, indem es uns aus ganz andern weiſen Abſichten befohlen iſt. Oder bedarf der Allweiſe, daß ihm gezeigt werde, was uns gut iſt? Iſt es noch nöthig, die Güte des Vaters, die eher für uns ſorgte, als wir geboren wurden, die in tauſend Fällen unſern Wünſchen zuvorkömmt, die nichts, als unſer Beſtes will, noch erſt durch bewegli-

ches Bitten und rührende Worte auf uns zu lenken? Läßt es ſich glauben, daß wir den Unveränderlichen je durch Anhalten ermüden und vermögen werden, von ſeinen ewigen, weiſen, nothwendigen Rathſchlüſſen abzugehen? Man höre doch auf, ſich Gott als einen ſchwachen Menſchen, den etwas gereuen könne, deſſen Wille lenkbar ſey, oder der ſeiner Ehre wegen gebeten ſeyn wolle, zu denken, und das Gebet als an Seiten Gottes nothwendig zu betrachten. Glaubte die Vorwelt ſo etwas: ſo hat Gott jene Zeiten der Unwiſſenheit überſehen. Für uns beſſer unterrichtete Chriſten hingegen ſind ſolche Vorſtellungen unanſtändig. — Was ſind denn auch unſre Anliegen, daß wir Urſache hätten, ihre Gewährung mit ſo vielem Selbſtvertrauen zu fodern? Wünſchen wir nicht gar ſehr oft etwas, das Gottes Abſichten, unſerm und Andrer Beſten entgegen iſt? Trifft nicht auch uns ſo mancheſmal das Urtheil, was Jeſus einſt über das ſonderbare Verlangen einer Mutter fällete: ihr wiſſet nicht, was ihr bittet? (Matth. 20, 22.) Welche Unweisheit und Unbeſcheidenheit alſo, zu glauben, der Menſch dürfe nur ſteifſinnig auf ſeinem Begehr beſtehen, um die Erfüllung endlich gleichſam zu erzwingen! So lehrte, ſo betete Jeſus nicht.

Und dieſe verkehrten Begriffe vom Gebet werden ja auch alle Tage durch die Erfahrung widerlegt. Bitten ſollen nöthig ſeyn, um Gott zum Geben zu bewegen? Aber wie Vielen giebt er ohne Bitten? Luc. 6, 35. Sie ſollen ein unfehlbares Mittel ſeyn, das, was man wünſcht, von ihm zu erlangen? Aber wie manche heiße, flehentliche Gebete bleiben unerhört? — Es iſt in die Augen fallend, daß Beten und Nichtbeten in den äußern Glücksumſtänden keinen merklichen Unterſchied macht. Es giebt ſowohl unter denen, die dieſe (dennoch ſehr nöthige, edle und höchſt wohlthätige) Pflicht unterlaſſen, als, die ſie auf die beſte Art erfüllen, Geſunde und Kranke, Reiche und Arme, Beglückte und Unglückliche. Der Acker des Gottesvergeſſenen trägt eben ſo reichlich, als neben ihm der des Gottesfürchtigen. Matth. 5, 45. Der frömmſte Beter und der ſträfliche Verächter des Gebets, beyde arbeiten bald mit Vortheil, bald um-

umſonſt; erfahren Gewinn und Verluſt; ſehen ihre Kranken geneſen und ſterben; erleben angenehme und traurige Vorfälle. Und konnte, durfte es nach Gottes Weisheit anders ſeyn? Muß die Gottesfurcht im Aeußern ihre Belohnung finden? Da verlöre ſie ihren vorzüglichen Werth, und würde gar leicht in Eigennutz ausarten. Sie hat in ſich ſelbſt beſſere Vergeltungen. Wäre das Gebet ein Mittel, alles, was man will, zu erhalten oder zu verhüten: ſo würde bald alles irdiſche Glück im Ueberfluſſe da ſeyn. Alle Leiden würden dann bald aufhören, aber auch mit dieſen die nöthigſten Prüfungen und Uebungsmittel im Guten wegfallen. Ja dann müßte der weiſe Plan der göttlichen Regierung unzähligemal nach dem Willen der Menſchen abgeändert werden. Der Menſch würde ſo zu ſagen allmächtig durch ſein Bitten. Er, und nicht Gott, beſtimmte ſein Schickſal, und wahrlich mehr zu ſeinem Unglücke, als zu ſeinem Beſten.

Aber nicht nur falſch iſt dieſe Vorſtellungsart von der Gebetskraft; ſie iſt auch äußerſt ſchädlich. Sie befördert den geiſtlichen Stolz und erſtickt die Demuth des Chriſten gegen ſeinen Schöpfer. Sie iſt ein Hinderniß der frommen Gottergebenheit, die ſich des Höchſten Wege gern gefallen läßt. Sie erzeugt und unterſtützt den Müſſigang: denn der wird gewiß weniger thätig in ſeinen Geſchäften ſeyn, weniger mit Schweiß und Mühe arbeiten wollen, der alles allein durchs Gebet zu bewirken meynt. Vornehmlich aber iſt dies der Weg zur öftern ſündlichen Unzufriedenheit mit Gott und endlich wohl gar zum Unglauben. Muß der nicht misvergnügt und kalt gegen Gott werden, der mehr und kühner hofft, als er hoffen ſollte, wenn ſeine Erwartungen nun ſo manchesmal nicht zutreffen? Wird er nicht ſehr leicht auf den Gedanken gerathen, Gott ſey hart und ungütig? Wird nicht bald von ihm der falſche Schluß gemacht werden: ich bleibe ſo oft unerhört, was hilfts mir alſo, daß ich bete? Wie leicht iſt da nun noch hinzugedacht: was hilft mir Gottesfurcht und Chriſtenthum? Gewiß auf die Weiſe ſind ſchon Tauſende in der Religion lau und wohl gar ihre Feinde geworden; und könnte man in aller Herzen ſehen: ſo würde man bey vielen ſonſt guten Chriſten unglückliche Zweifel

fel an Gottes Güte entdecken, die lediglich auf die vorbeſchriebene Art entſtanden ſind. Dieſe böſen Folgen machen es nothwendig, die Irrthümer mit aller Freymüthigkeit zu rügen, die man bisher noch in der ſo wichtigen Lehre vom Gebet gehegt hat.

Zweyter Theil.

Wir dürfen uns alſo bey dem Worte Erhörung keine von Gott in dieſem Augenblick erſt gefaßte und durch das Gebet bewirkte Entſchließung, das Gebetene zu gewähren, denken. Scheint das freylich der urſprüngliche und auch wohl der natürlichſte Begriff dieſes Worts zu ſeyn: ſo müſſen wir doch auch nicht vergeſſen, daß es zu einer Zeit aufkam, wo man, in dieſem Punkt beſonders, von Gott noch ſehr menſchlich dachte, und daß es überhaupt ſchwer iſt, in Worten, die von menſchlichen Handlungen gebraucht werden, das Verfahren des Ewigen und Unendlichen genau auszudrücken. Indeß mag dies Wort immer beybehalten werden, ſo fern es bloß die Schenkung desjenigen bezeichnet, wonach in uns ein lebhafter Wunſch entſtand, den wir Gott bittend vortrugen. Nur ſey uns dabey ſtets die richtige, gottanſtändige Vorſtellung gegenwärtig, daß in des Allweiſen und Allgütigen Willen keine Veränderung vorgeht und vorgehen kann; daß er ſchon von Ewigkeit her beſchloſſen hatte, jenes zu thun, was wir nachmals wünſchten, nicht, weil wir wünſchten oder baten, ſondern weil unſre Bitte mit ſeinem ewigen Plan übereinſtimmend und das Gebetene nach ſeinen höhern Einſichten gut und nützlich war. Wie können Chriſten auch wohl anders denken, wenn ſie eine der Lehre Jeſu gemäße, reine Gotteserkenntniß beſitzen, und wenn ſie ſich erinnern, daß ihnen die Vorſchrift gegeben ward, mit der willigſten Entſchloſſenheit ihre Wünſche aufzuopfern, oder mit der herzlichen Aeußerung alle ihre Bitten zu begleiten: Vater, dein Wille geſchehe!

Verſtändige Chriſten werden hieraus nicht den falſchen Schluß machen: alſo ſey das Gebet, als Bitte betrachtet, überflüſſig und unnütz. Es bleibt dennoch die wohlthätigſte und ſegensreichſte Pflicht.

Denn

Denn einmal, ſo iſt daſſelbe, wenn auch nicht als wirkende Urſache an Seiten des göttlichen Willens, doch als Bedingung anzuſehen, ohne welche manches Gut vermöge einer ſehr natürlichen Verbindung nicht zu erlangen ſeyn würde. Dies gilt nicht bloß von allem dem, was die Seele beſſert und beglückt, (denn davon haben wir bereits vorhin erinnert, daß es eine unmittelbare natürliche Folge ernſtlicher Bitten ſey), ſondern es iſt auch eben ſo wahr von manchen äußern Gütern. Du bitteſt z. B. um Segen zu deinen Berufsgeſchäften. Das Gebet macht dein Herz froh und ſtärkt dein Vertrauen auf Gott. Dies frohe Vertrauen ermuntert und belebt deinen Fleiß. Dein vermehrter Fleiß bringt größern Segen. Hätteſt du den leztern ohne Beten in dem Maaße zu hoffen gehabt? — Und in wie vielen Fällen kann wohl nicht, ſo daß wir es einſehen oder auch uns unbewußt, durch einen natürlichen Zuſammenhang der Dinge die Bitte mit der Erlangung des Gebetenen in genauer Verbindung ſtehen? Ueberdies, wenn das Gebet uns weiſer, beſſer und fähiger macht, dies und jenes Gut nach dem Plane des Ewigen zu gebrauchen; wenn es uns Willen und Kraft geben kann, die und jene göttliche Abſicht als geſchickte Werkzeuge auszuführen: iſt es dann wohl nicht vernunftmäßig, anzunehmen, daß der Allwiſſende, der dies Gebet und ſeine (ſittlichen) Wirkungen vorausſah, auch die Umſtände darnach ſo geordnet habe, daß ſie für den Betenden die Segnungen, deren ſein Gott ihn würdig, und die er für ihn oder für die Welt in ſeiner Hand nützlich fand, hervorbringen mußten. Du beteteſt um ein Amt, wozu du dir Geſchicklichkeit erworben hatteſt, und faßteſt den feſten Vorſatz in deiner Andacht, es treu und gewiſſenhaft zu verwalten. Ausgewirkt von Gott haſt du es damit eigentlich nicht: aber er, der dein Gebet und deinen Vorſatz und deine Treue vorausſah, hatte längſt vorher alles dazu angelegt, daß dir dein Geſuch und Bemühen glücken mußte. — Man wird hier hoffentlich nicht den Einwurf machen, daß auf die Weiſe ja alle rechtſchaffene Beter ihre Wünſche erfüllt ſehen, und die, welche nicht beten, nichts erlangen müßten. Um ſo zu urtheilen, müßten wir nicht wiſſen, daß Gott in jedem Falle

tauſend andre uns verborgene Gründe haben kann, warum auch die redlichſten, uns noch ſo gut ſcheinenden Wünſche unerfüllt bleiben, und Unwürdigen etwas zufallen muß, was ſie weder erbeten noch recht gebrauchen. Genug, das Gebet **kann** eine ſolche Bedingung unſers Glücks ſeyn. Uns kömmt es nicht zu, zu entſcheiden, wo und wiefern, ſondern dies dem höchſten Weltregierer zu überlaſſen, und — weil es unſre natürlichſte Pflicht iſt — mit Demuth, Zutrauen und Ergebung in ſeinen Willen zu beten.

Ferner aber hat dieſe edle Pflicht ja auch noch einen anderweitigen Nutzen, der allemal Statt haben kann, und daher auch als der wichtigſte zu betrachten iſt. Ich meyne ihren Einfluß auf das Herz, beſonders auf unſre Zufriedenheit, Ruhe und Freude, auf unſre kindliche Zuverſicht zu Gott, und alle pflichtmäßigen Geſinnungen gegen ihn. Der Allwiſſende hat alles einmal geordnet, wie es kommen ſoll. Sein Wille iſt eben ſo unwandelbar, als gut und heilig. Aber welche Freude, wenn unſre Bitten mit dieſem ſeinem Willen nun zuſammentreffen! Wie viel werther iſt uns ein Geſchenk von ihm, um welches wir gebeten hatten! Lebhafter fühlen wir alsdann ſeinen Nutzen; froher wird die Seele in dem Bewußtſeyn, daß ihre Wünſche weiſe und gottgefällig waren. Es iſt viel Weisheit und tiefe Menſchenkenntniß in den Worten: Bittet — daß eure Freude (nachmals) vollkommen ſey! — Und da wir Menſchen uns ſo vieler Dinge, die wir gern hätten, begeben müſſen: ſo iſt doch auch das Gebet, in der Art nämlich, wie es Jeſus Lehre und Beyſpiel vorſchreibt, das herrlichſte Beruhigungsmittel. Sein Anliegen vertraulich vor Gott bringen, und ſich dabey von ſeiner Allwiſſenheit, Weisheit, Macht und Güte lebhaft verſichern; mit Selbſtüberwindung und Entſchloſſenheit zu Gott ſagen: „doch Vater dein Wille geſchehe!“ dies macht nicht nur freudiger, wenn unſre Wünſche erfüllt werden, ſondern auch getroſt und gelaſſen, wenn ſie nicht Erhörung finden.

Am Himmelfahrtstage.

Text. Marc. 16, 14—20.

Einleitung.

Dies iſt die letzte Unterredung, die Jeſus nach ſeiner Auferſtehung mit ſeinen Jüngern hatte, an deren Ende er ihnen feyerlich ſeinen Segen ertheilte, und ſich ſichtbar zum Himmel erhob. Sehnſuchtvoll verweilte ihr Blick in der Gegend, wo er ihren Augen verſchwunden war: aber dieſe Trennung kränkte ſie nicht. Sie freuten ſich ſeiner Verherrlichung; waren gewiß, daß er, obgleich unſichtbar, mit ihnen ſey und wirke, und tröſteten ſich der Hoffnung, einſt zu ihm zu kommen und mit ihm ewig zu leben.

Uns iſt dieſer Tag billig ein frohes Gedächtnißfeſt der Wohlthat, daß Jeſus uns die gewiſſeſten und freudigſten Ausſichten in die Ewigkeit eröffnet hat. Er, unſer Glaubensſtifter hat alles geleiſtet, was unſre Beruhigung in dieſem Stück erfodern kann. Wir hoffen mit völliger Sicherheit; und wir wiſſen auch der Hauptſache nach, was wir zu hoffen haben. — So wahr dies inzwiſchen iſt: ſo ſind doch ſchon manche Chriſten auf den Gedanken gerathen: ob uns nicht noch eine etwas vollſtändigere Kenntniß von den Freuden des Himmels hätte mitgetheilt werden können; und ob nicht theils unſre Ruhe dadurch gewonnen haben, und theils auch unſer Verlangen nach jenem beſſern Leben mehr erweckt worden ſeyn möchte? Dieſe Frage, die viel ſcheinbares hat und unbeantwortet leicht zu Zweifeln führen könnte, verdient eine nähere Unterſuchung, wozu uns der gegenwärtige Feyertag die beſte Gelegenheit darbeut.

Vortrag.

Ueber die unvollkommne Kenntniß, die wir von der Beſchaffenheit des künftigen Lebens haben.

I. Was wir davon wiſſen und nicht wiſſen.

II. Urſachen, die Gottes Weisheit hatte, uns nicht mehr davon zu offenbaren.

Erſter Theil.

Es wäre von uns Chriſten Undank, zu ſagen, daß uns Gott über die Natur und Beſchaffenheit jenes Lebens in gänzlicher Unwiſſenheit gelaſſen habe. Die Lehre Jeſu iſt auch in dieſem Betracht für uns eine fruchtbare Erkenntnißquelle, wenn wir ſie nur gehörig benutzen. Sie hat nicht nur die fabelhaften Vorſtellungen von dem künftigen Zuſtande, die unter den Heyden gangbar waren, weggeſchafft, ſondern auch richtigere und beſſere an deren Stelle geſetzt. Ueberdies hat ſie die Vernunft aufgeweckt, durch Nachdenken manches, was uns nicht ausdrücklich bekant gemacht ward, zu ergänzen.

So wiſſen wir zuvörderſt, daß das künftige Leben in Vergleichung mit dem gegenwärtigen ein weit vollkommnerer Zuſtand ſeyn wird, der glücklichſte in aller Art, deſſen wir Menſchen nur fähig ſind. Das von Heyden geglaubte Paradies war, wie ſchön es auch die Einbildungskraft ausſchmücken mochte, doch immer höchſt mangelhaft. Es enthielt nichts, als ſinnliche Vergnügen, die von dieſer Erde geborgt waren, und die doch für einen von dieſem Körper getrennten Geiſt ungenießbar ſind. Die abgeſchiedenen Seelen ſelbſt dachten ſie ſich als Schatten; eine Vorſtellung, die in der That nicht viel Reizendes hat, und wobey der Gedanke ſehr natürlich war: die Seele ſey nun weniger vollkommen, als vorhin der ganze Menſch. — Wie ſo ganz anders redet die Bibel! Sie erklärt die Trennung der Seele vom Körper für eine Erlöſung von einer Bürde, und das nachherige Leben derſelben für einen Stand der Vollkommenheit. Sie ſpricht vom Himmel als von dem Wohnort alles Guten und aller Freuden, ſolcher Freuden, die die Welt nicht zu geben vermag. Hätten wir auch nur dieſe allgemeinen Verſicherungen: ſo müßten dadurch ſchon mehr wahre frohe Erwartungen erregt werden.

Aber wir wiſſen noch mehr. Auch von den einzelnen Theilen, woraus unſre dortige Glückſeligkeit beſtehen wird, iſt uns ſchon vieles entdeckt worden. Mehrere deutliche Schriftſtellen ſagen uns, daß alle Mängel, denen dies Leben un-

unterworfen iſt, alle Uebel, die unſer Glück hienieden ſtören und einſchränken, in jenem Leben gänzlich weggeſchafft ſeyn werden. Dort iſt alſo kein Tod mehr, kein körperliches Leiden, kein äußeres Elend, keine Art von Furcht und Sorgen. Dort iſt nicht mehr die Fehlerhaftigkeit, womit unſer Geiſt hier in der Welt behaftet iſt, keine Unwiſſenheit, kein Irrthum, keine verführeriſche Sinnlichkeit, keine Leidenſchaft, die unſre Ruhe ſtört, keine Sünde. Statt dieſer Uebel warten auf uns die herrlichſten Vorzüge. Einen Körper ſollen wir haben, der den itzigen an Kraft und Schönheit weit übertrifft; der der Seele näher verwandt und von unendlicher Dauer iſt. 1 Cor. 15, 42-44. Das Erkenntnißvermögen der Seele ſoll ohne Grenzen erweitert werden. 1 Cor. 13, 10. 12. Mit gottähnlichen Geſinnungen und dem ſeligſten Freudengefühl, was hieraus entſpringen muß, ſollen wir in der allergenauſten Verbindung mit Gott leben, ſeine Herrlichkeit ſchauen und empfinden. 1 Joh. 3, 2. Wir werden dort laſtfreye, erfreuliche Geſchäfte haben. Matth. 25, 21. Unſer Aufenthalt wird reizender ſeyn, ſchäßbarere Güter und Freuden haben, als dieſe Welt, wird uns mit unzähligen Schaaren Verherrlichter zu einem ewigen, frohen Umgange vereinigen, und uns auch die wieder zuführen, welche uns hier der Tod entriß. — Dies alles ſind Erwartungen, worüber uns das Chriſtenthum nicht mehr in Zweifel läßt.

Indeß iſt hierbey nun noch manches in Dunkelheit, wovon wir uns vergeblich eine nähere Kenntniß wünſchen. Von der Vollkommenheit des vollendeten Geiſtes können wir uns zwar noch am erſten einen deutlichen Begriff machen, wiewol wir ihren Umfang mit unſern Gedanken nicht erreichen: aber weit unbekanter iſt uns die Natur des künftigen Körpers. Welche Beſtandtheile, was für Sinne und Glieder er haben, wie er auf die Seele und wie die Seele durch ihn wirken wird, was überhaupt nach der Schrift ein verklärter Körper iſt, kann niemand von uns ſagen. Eben ſo wenig kennen wir auch die eigentliche Beſchaffenheit unſers künftigen Wohnorts und der Güter, die wir dort beſitzen werden. Wir vermuthen ſehr vernünftig, daß die Seeligen nicht auf einen begrenzten Ort eingeſchränkt ſeyn, ſondern die Fähigkeit und

Frey-

Freyheit haben werden, Gottes Herrlichkeit in allen Gegenden ſeines unermeßlichen Reichs zu ſchauen, wie uns das auch ſelbſt eine Aeußerung Jeſu (Joh. 14, 2.) hoffen läßt. Allein alle übrigen Theile der Schöpfung Gottes außer unſrer Erde ſind uns doch ſelbſt mit allem, was ſie in ſich faſſen, noch unbekant. — Daß wir in jenem Leben geſchäftig ſeyn werden, leidet keinen Zweifel, denn Thätigkeit iſt für die Seele ein weſentliches Bedürfniß; und wozu hätte der künftige Körper ſo große Kräfte, als ihm verheißen ſind, wenn ſie nicht angewandt werden ſollten? Doch, worin dieſe Verrichtungen beſtehen mögen, errathen wir ſo wenig, als wir die ganze Einrichtung des Himmels kennen. — Eine der erfreulichſten Hoffnungen iſt der Umgang mit den verherrlichten Unſern und überhaupt mit den Seeligen. Wer ſagt uns inzwiſchen, da die Natur des verklärten Körpers ein Geheimniß bleibt, auf was Art wir uns dort einander mittheilen werden? — Vermuthen läßt ſich über dies alles zwar wohl manches mit Vernunft und Wahrſcheinlichkeit: aber alle, auch die vernünftigſten Vermuthungen können irrig ſeyn, und ſind es in vielen Stücken gewiß. Sie befriedigen auch nicht völlig, da ihnen ſichere Beweiſe fehlen. Unſer Wiſſen iſt hier, wie überhaupt, — nur Stückwerk.

Zweyter Theil.

Warum aber ließ Gott nun dieſe unſre Erkenntniß von einer Sache, die uns doch über alles wichtig iſt, ſo mangelhaft ſeyn? Zur Beantwortung dieſer Frage könnte es freylich ſchon hinreichen, daß man Chriſten erinnerte, es mit Dank zu erkennen, daß ihnen doch das Hauptſächlichſte geoffenbaret worden iſt, wobey ſich jeder beſcheidene Verehrer Gottes völlig beruhigen kann. Indeß laſſen ſich bey einigem Nachdenken auch Urſachen angeben, die die höchſte Weisheit hatte, unſre Wißbegierde nicht ganz zu befriedigen.

Erſtlich war es doch ohne das größte Wunder nicht möglich, uns mehr wiſſen zu laſſen. Die Güter, die Freuden und die Geſchäfte jenes Lebens ſind gewiß von einer ſolchen Art, wovon hier auf Erden nichts Aehnliches iſt. Die Natur unſers künftigen Körpers iſt der des gegenwärtigen

völlig ungleich. Wie hätten uns dieſe nie geſehenen Dinge ſollen begreiflich gemacht werden? Welche Sprache hätte dafür Wörter gehabt? Welcher Verſtand hätte das gefaßt, was ſo ganz außer dem Kreiſe der itzigen Erfahrungen liegt? Wir finden es unmöglich, Kindern von manchen Dingen, die ſie noch nicht geſehen haben, deutliche Begriffe beyzubringen; und wirklich hat es noch größere Schwierigkeiten, daß wir Sterbliche den Zuſtand der Unſterblichen faſſen ſollten. Wir denken uns doch alles noch zu ſinnlich und körperlich, noch dem, was wir ſehen und kennen, zu ähnlich. Auf dieſe Unmöglichkeit, die Sache einzuſehen, deutet der Erlöſer hin in der Unterredung mit Nikodemus. (Joh. 3, 12.) Wie würdet ihr glauben, wenn ich euch von himmliſchen Dingen ſagen würde? Auf welche Art ſollte denn auch eine nähere Offenbarung veranſtaltet werden, da unſre Sprache hierzu nicht hinreichend iſt? In der Bibel konnte uns alſo nicht mehr Licht gegeben werden. Verherrlichte, die aus dem Himmel zurückkehrten, (wenn ſo etwas zu fodern nicht ſchon an ſich zu kühn wäre,) würden, wenn ſie auch als Geiſter ſich uns mittheilen könnten, doch über dieſen Punkt von uns Schwachen eben ſo wenig verſtanden werden, als Jemand, der Kindern ein über ihre Begriffe gehendes herrliches Kunſtwerk beſchreibt. Wollten wir verlangen, ſelbſt Blicke in den Himmel zu thun: ſo laßt uns bedenken, was das geſagt heißt. Was wäre das anders, als Erde und Himmel mit einander vermengen, zwey Stände, die Gottes Weisheit ganz von einander abgeſondert hat; im Prüfungsleben ſchon Theilnehmer am Leben der Vergeltung ſeyn wollen. Doch, was bedarf es einer weitern Widerlegung desjenigen, was offenbar nach der von Gott mit Weisheit gemachten unverletzlichen Ordnung der Dinge unmöglich iſt.

Würden wir ferner aber auch wohl — die Möglichkeit einmal angenommen — bey einer nähern Entdeckung des Zuſtands in jenem Leben gewinnen? Für unſre Wißbegierde wohl: aber für unſre Ruhe und Hoffnung ſchwerlich. Hier wären vielmehr ſchädliche Folgen zu fürchten. Es iſt nicht unmöglich, daß uns bey unſrer itzigen ſinnlichen Natur manches von jenen Freuden nicht einmal ſo herrlich ſchiene, als

es

es doch wirklich iſt, und als es uns, wenn wir einſt umgeſchaffen ſeyn werden, vorkommen wird. Das Kind liebt ſeine Spielſachen mehr, als die weit edlern Freuden des Mannes. 1 Cor. 13, 11. — Wie leicht könnte alſo der Himmel für manchen ſchwachen, ſinnlichen Menſchen ſeinen Reiz verlieren, da er ihm nach ſeinen — ſey es immerhin — kindiſchen Vorſtellungen wünſchenswerth iſt? — Genug, wenn wir einmal, durch den Tod dazu geſchickt gemacht, die höhern Freuden gehörig ſchätzen werden. Bey der Freude kömmt es nicht bloß auf den innern Werth der Sache, ſondern auf die Gefühle und Stimmung desjenigen an, der ſich freuen ſoll — Vielleicht aber ſind jene Güter und Freuden ſo beſchaffen, daß ſie uns auch ſelbſt itzt bey aller Sinnlichkeit lebhaft reizen müßten, wenn wir ſie genauer kennten. Allein dann möchte unſre Sehnſucht nach ihnen ſo groß werden, daß uns das itzige Leben zuwider und wir abgeneigt und unfähig würden, unſre Beſtimmung hienieden zu erfüllen. Wäre es doch aus einem ähnlichen Grunde nicht einmal gut, wenn der Menſch ſeine künftigen angenehmen Veränderungen in dieſer Welt vorher wüßte. Es würde oft der Erziehung ſchaden, wenn der Knabe und Jüngling vorausſähe, was für ein Glück ſeiner wartet. Mit höchſter Weisheit wählte Gott alſo den heilſamen Mittelweg. Er gab uns ſo viel zu wiſſen, als zu unſrer Ruhe und zur Erweckung des Eifers, mit dem wir nach dem Himmel ſtreben ſollen, nöthig war: aber er ſchränkte dieſe Kenntniß ein, damit wir nicht des Prüfungslebens überdrüſſig und ungeduldig würden. So ſchicken wir uns für Welt und Himmel.

So hat auch dieſe Dunkelheit noch anderweitigen Nuzzen. Sie giebt Gelegenheit, das edelſte Vertrauen auf Gott und ſeine Verheißungen zu beweiſen. Und ſo bereitet ſie uns auch zu einer deſto größern Freude vor, wenn wir nun erfahren werden, wie ſehr das alle Erwartungen übertrifft, was Gott denen, die ihn lieben, bereitet hat; was kein Auge ſah, kein Ohr hörte und keines Sterblichen Herz je empfand.

Am Sonntage Exaudi.

Text. Joh. 15, 26—16, 4.

Einleitung.

Nahe vor ſeinem Leiden fand der Erlöſer es nöthig, ſeinen Jüngern über die Abſicht ihrer Erwählung und über die Geſchäfte, die ſie künftig haben würden, einen nähern Aufſchluß zu geben. Er berührte dabey ſehr weiſe auch die Verfolgungen, die ihrer warteten. Dadurch wurden nicht nur ihre bisherigen Erwartungen eines weltlichen Meſſiasreichs widerlegt, ſondern ſie ſelbſt auch gewiſſermaßen vorbereitet, ihren göttlichen Freund mit wenigerm Anſtoß leiden zu ſehen. Um aber bey ihnen nicht einen unbilligen Welthaß zu veranlaſſen, ſetzt er zugleich die Urſache hinzu, warum man ſie ſo verfolgen würde, nämlich aus Unwiſſenheit und verkehrtem Religionseifer. „Wer euch tödtet, wird meynen, er thue Gott einen Dienſt daran. Solches werden ſie euch darum thun, weil ſie weder mich, noch meinen Vater kennen.“ Wenn die Apoſtel dies bedachten, ſo mußten ſie ſchon mit mehr Ruhe und Geduld für die gute Sache des Chriſtenthums leiden und ihre Widerſacher eher bedauern, als haſſen.

So billig, aber auch eben ſo richtig, beurtheilte Jeſus ein Betragen, was auf den erſten Blick abſichtliche Bosheit zu ſeyn ſchien; wie er denn auch bey ſeinen eignen Verfolgern, ſogar unter Spott und Martern, den Grund ihrer Unmenſchlichkeit gegen ihn lediglich in einer unſeligen Verblendung fand. Luc. 23, 34. Dies ſchöne Beyſpiel verdient um ſo mehr von allen Chriſten betrachtet zu werden, da es eine Pflicht lehrt, die ſelten erkannt und noch ſeltener befolgt wird.

Vortrag.

Die Pflicht der Billigkeit im Urtheil über das Verhalten unſrer Beleidiger und Feinde.

I. Was ſie vorſchreibt.

II. Auf was für Gründen ſie beruht.

Erſter Theil.

Wir ſind gewohnt, von demjenigen zu ſagen, er beweiſe in ſeinen Urtheilen Billigkeit, der gern ſo wenig als möglich

von

von Andern Böſes denkt und ſpricht, in allen zweifelhaften Fällen die beſſere Meynung der ſchlimmern vorzieht, keinen auf bloßen Schein hin verurtheilt, und Fehlenden alles, was ihre Schuld vermindern kann, zu gute kommen läßt. Dieſe eines Chriſten ſo würdige Denkungsart ſollen wir auch gegen unſre Feinde beweiſen, und hier giebt ſie uns folgende beſondre Vorſchriften.

Einmal: Billigdenkende müſſen ſich mit möglichſter Vorſicht hüten, ſcheinbare Beleidigungen für wirkliche zu halten, und wirkliche zu vergrößern. Dies ſind beydes ſehr gewöhnliche Fehler, deren häufige Begehung ſich auch leicht erklären läßt. Die unſchuldigſten Handlungen bekommen leicht das Anſehen von Beleidigungen, ſobald ſie gegen die Regeln verſtoßen, die, wie wir glauben, gegen uns hätten beobachtet werden ſollen, und das ſind oft ſehr weit getriebene, eigenſinnige Foderungen, die Andre nicht immer erfüllen, vielleicht nicht einmal wiſſen können. In dieſem Falle nun verführt uns bald die Unbedachtſamkeit, noch öfter aber die empfindliche Eigenliebe zu der Meynung, uns ſey zu nahe getreten, wo doch die, denen wir dies Schuld geben, und auch wohl alle Unpartheyiſche anders denken. Aus gleichen Urſachen machen wir aus wirklich begangenen kleinen Fehlern große, aus Verſehen Verbrechen. — Da dies nicht etwa nur bösherzigen Menſchen eigen iſt, ſondern auch vielfältig von Beſſergeſinnten geſchieht, und man faſt bey Allen hierin eine große Schwäche bemerkt: ſo ſollte auch ein Jeder dagegen mehr auf ſeiner Hut ſeyn. Können wir überhaupt ſo leicht im Urtheil über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit fremder Handlungen irren, ſo können wir es da am erſten, wo ſie uns angehen. Hier ſind wir Richter in unſrer eignen Sache, alſo nie ohne Partheylichkeit. Jede Beſchuldigung des Nächſten ſollte uns daher ſchon voraus verdächtig vorkommen, und nie eher, als nach wiederholter genauer Prüfung ſowohl der Sache, als unſers eignen Herzens gewagt werden. Da, wo nur noch einiger Zweifel iſt, wäre ſie unbilliger, liebloſer Argwohn. Die Liebe hoffet alles, und in Ungewißheit immer das beſte.

Insbeſondere iſt es zweytens eine Regel der Billigkeit, bey ausgemachten Beleidigungen dem, der ſie begangen hat, nie ohne hinreichenden Grund boshafte Abſichten beyzumeſſen. Es kömmt bey erlittenem Unrecht nicht ſowohl auf die Größe des dadurch verurſachten Schadens, als vielmehr auf den Willen oder die Geſinnungsart des Thäters an. Dies letztere beſtimmt den Grad der Schuld und gemeiniglich auch den Grad des Widerwillens gegen ihn. Daher iſt nichts bedenklicher, als die Behauptung: der Beleidiger habe die überlegte Abſicht gehabt, uns zu kränken. Iſt es verantwortlich, das auf bloße Vermuthungen zu glauben; aus Leichtſinn, Mistrauen, Stolz auf angemaßte Scharfſichtigkeit oder aus gereizter Empfindlichkeit dem Nächſten ein ſchlechtes Herz beyzulegen? O, daß man doch mehr bedenken möchte, was das auf ſich hat! Luc. 6, 37. Und wo iſt der Beweis wohl ſchwerer als hier? Es kann eine Kränkung völlig das Anſehen der überdachten Bosheit haben, und doch nur eine Folge von Misverſtand und Uebereilung ſeyn. Es kann ſcheinen, daß Jemand kaltblütig gehandelt habe, und er handelte doch wohl nur aus unbemerkter Leidenſchaft. Es können manche uns verborgene Umſtände den Menſchen bewegen, und ſeiner Meynung nach nöthigen, auf eine uns nachtheilige Art zu verfahren, wo es völlig läßt, er könne keinen andern Grund gehabt haben, als uns wehe zu thun. Wer kann in die Seele ſeines Beleidigers ſchauen, und alles, was da vorgeht, entdecken? Wer kennt ſeine Gemüthsſtimmung, ſeine ganze Lage genau genug? Es geſchieht wirklich nur ſehr ſelten, daß Jemand beleidigt, bloß um zu beleidigen. Dazu ſind nur die allerverdorbenſten Gemüther fähig, deren es wenige giebt. Und, genau betrachtet, iſt auch ſelbſt der boshafteſte Feind mehr ein Verblendeter, von Irrthum und Leidenſchaft Verführter, als ein abſichtlicher, frey handelnder Böſewicht. Das Urtheil des Erlöſers über ſeine Feinde: ſie wiſſen nicht, was ſie thun, macht ſeiner Menſchenkenntniß eben ſo viel Ehre, als ſeinem Herzen. Möchten wir doch eben ſo billig, und wo des Fehlenden Abſichten noch unentſchieden ſind, behutſam urtheilen!

Die

Die Billigkeit erfodert drittens, daß wir auch erwägen, in wiefern wir unſrer Seits zu der uns zugefügten Beleidigung Anlaß gegeben haben. Selten iſt die Schuld ganz allein auf der Seite unſers Gegners. In unſerm Verhalten gegen ihn war gemeiniglich vorher etwas, wodurch er gereizt ward, wenn auch nicht mit unſerm Willen, doch wohl durch unſre Unaufmerkſamkeit und Uebereilung. Wir fehlten gegen ihn vielleicht nicht unmittelbar vorher, aber wohl ſchon vor längerer Zeit, und bereiteten uns damit die itzige üble Begegnung. Er glaubt aufs wenigſte im Irrthum, ihm ſey zu nahe geſchehen. Und bey länger dauernden Zwiſtigkeiten iſt es ſchwerlich jemals der Fall, daß nicht beyde Partheyen einander Anlaß zu Klagen und Gegenbeleidigungen gegeben haben ſollten. Dies iſt ſchon eine durchgehends angenommene Regel, von der es nicht viele Ausnahmen giebt. — Würden wir aber nicht von denen, die uns kränken und verfolgen, viel gelinder urtheilen, wenn wir unpartheyiſch unſern eignen Theil von Schuld vor Augen hätten?

Endlich heißt uns dieſe Pflicht auch das Gute an unſern Feinden erkennen und billigen. Einem aufgebrachten Gemüthe wird das zwar äußerſt ſchwer. Der Beleidigte, wenigſtens ſo lange ſeine gekränkte Eigenliebe auf ihn wirkt, iſt immer geneigt, an ſeinem Widerſacher alles ſchlecht zu finden, Laſter zu ſehen, wo keine ſind, ſeine unſchuldigſten Handlungen von einer ſträflichen Seite zu betrachten, ſeine Tugenden verdächtig zu machen, und ſeine Fehler zu vergrößern. Er glaubt ihm keine Schonung ſchuldig zu ſeyn. Aber wie kann das auch nur mit Gerechtigkeit, und wie viel weniger noch mit Herzensgüte und chriſtlicher Liebe beſtehen! 1 Cor. 13, 6. Es iſt ſelbſt wider die Klugheit, und derjenige ſchadet gewiß ſeiner eignen Sache, der im Tadel über ſeinen Feind zu weit geht. Er verliert alles Vertrauen. Wer aber ſich zu mäßigen weiß, ſeinem Gegner Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihn nur tadelt, wo er tadelnswürdig iſt, und ihm eben ſo willig, wo er es verdient, Lob ertheilt; wer edelmüthig des Feindes Vergehungen verſchweigt, und ſeine Fehler, wo er kann, entſchuldigt, der handelt als billigdenkender Chriſt, und erwirbt ſich ſowohl

den Beyfall der Redlichen, als Gottes und ſeines Gewiſſens.

Zweyter Theil.

Alle dieſe Foderungen ſind offenbar gerecht und nothwendig. Das ergiebt ſich ſchon aus ihnen ſelbſt. Doch da ſie dem menſchlichen Herzen ſchwer eingehen: ſo mögen folgende Gründe ihren Werth noch mehr ins Licht ſetzen.

Ein Jeder muß es fühlen, daß ihr ganzer Inhalt aus dem, was ihn Vernunft und Selbſtliebe heißen, oder aus dem herrlichen Gebote Jeſu fließt: Was ihr wollt, das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen. Niemand iſt dafür geſichert, daß er nicht mehrmal mit Menſchen in Zwiſt und Feindſchaft gerathen werde, ſey es nun mit oder ohne ſein Verſchulden. Aber wird es ihm dann gleichgültig ſeyn, wie ihn ſein Gegner behandelt? Geſetzt, er habe ſich an Jemand durch Uebereilung vergangen, oder ihm unwiſſend Kummer gemacht, würde er es gern ſehen, daß dieſer ihm ohne weitere Unterſuchung Bosheit zur Laſt legte, Verſehen zum Verbrechen machte, ihn überall verkleinerte und anſchwärzte? Möchte er dann wohl nicht ſich laut über Unbilligkeit beſchweren? Würde er nicht vielmehr verlangen, daß man doch erſt ſeine Entſchuldigungen hören ſolle? Wäre ihm der Mann nicht hochachtungswerth, der mit gütigem Herzen vorausſetzte, er habe nur unwiſſend gefehlt, der, wenn er auch in einem Stücke als ein Beleidigter mit ihm unzufrieden wäre, doch im übrigen ſich gegen ihn gerecht und gut betrüge? — Wer kann doch aber nun ohne Vorwurf des Gewiſſens und ohne ſich zu erniedrigen, Andern verſagen, was er für ſich ſelbſt verlangt?

Und was für beträchtliche Vortheile laſſen ſich nicht von einer ſolchen billigen Beurtheilung des Nächſten für die Eintracht, für die Zufriedenheit und das ganze Glück des Lebens erwarten? — Einmal iſt ſie gewiß ein Hauptmittel, bittere Feindſchaften zu verhüten. Es kann nicht fehlen, daß im menſchlichen Umgange nicht oftmals Irrungen entſtehen ſollten. Aber wenn man dann nur über ſein Herz und deſſen Empfindlichkeit Herr iſt, und der Vernunft Raum läßt;

wenn man Jeden nimmt, wie er iſt und ſeyn kann, bey jedem Vergehen auf die Umſtände ſieht, ſich vor übereilten unfreundlichen Auslegungen hütet, vielmehr ſo lange die Sache auf das gelindeſte erklärt, bis man des Gegentheils völlig verſichert iſt: ach, dann wird eine der gefährlichſten Quellen des Haſſes verſtopft werden! Leicht iſt es dann, entſtandene Misverſtändniſſe zu heben, Trennungen zu verhüten und den Frieden zu erhalten. Eph. 4, 2. 3. — Entſtünden dann aber auch ohne unſer Verſchulden aus anfänglichen Irrungen an Seiten unſers Widerſachers Groll und Feindſeligkeit: ſo iſt wiederum kein beſſeres Mittel, dieſe zu tilgen, als Billigkeit. Durch Beweiſung gleicher Härte und Gehäſſigkeit entfernen wir ſein Herz immer weiter von uns, und geben ihm ein ſcheinbares Recht, uns zu haſſen. Aber ſollte es ihn nicht beſchämen, nicht oftmals den bitterſten Haß dämpfen, wenn er erführe, daß wir von ihm billig und gut dächten und redeten? Und wäre er denn für Empfindungen der Schaam und Reue verdorben; wäre alle bewieſene Großmuth und Billigkeit umſonſt: ſo ſind wir ja doch dafür genug durch unſer Herz belohnt.

Am Bußtage.

Text. Daniel 9, 18.

Einleitung.

Dies ſind Worte aus dem Gebet, womit ein Prophet Iſraels um Abwendung des Unglücks flehete, was über ſein Vaterland ergangen war. Er bittet, daß Gott ſich ſeines gefangenen Volks wieder annehmen und die verwüſtete Stadt und das Land deſſelben wieder anbauen laſſe. Mit tiefer Demuth erkennt er ſeine und ſeiner Mitbürger Vergehungen, und hofft alles lediglich von der göttlichen Barmherzigkeit.

Und mit dieſem Gefühl des demüthigen Vertrauens werfen auch wir uns heute billig vor Gott nieder. Zwar nöthigen uns hierzu keine Landplagen, die uns bedrückten, auch kein Anſchein

harter Uebel, die wir in der Nähe zu beſorgen hätten. Wir haben unſre bisherigen Tage in Ruhe und Frieden durchlebt; wiſſen ſeit langer Zeit nichts von beträchtlichen allgemeinen Unglücksfällen, und ſind vor vielen Ländern von Gott auf eine vorzügliche Weiſe geſegnet, beglückt und geſchützt worden. Aber ſollten wir das nun wohl unſrer beſondern Würdigkeit zuſchreiben? Sind wir uns keiner herrſchenden Untugenden bewußt, die unter uns eben ſowohl, als in andern Ländern, ihrer Natur nach, manches Elend im Allgemeinen und im Einzelnen verurſacht haben müßten, wenn nicht Gottes weiſe Güte ihren Folgen ein Ziel geſetzt hätte? Haben wir alſo nicht alle Urſache, mit demüthiger Rückſicht auf uns des Höchſten Barmherzigkeit zu verehren, die ohne, daß wir es verdienten, unſer Wohl und Glück geſichert hat? — Gewiß eine würdige, fruchtbare Betrachtung am heutigen Tage! —

Vortrag.

Die Güte Gottes in der Verhütung der unglücklichen Folgen der Sünde.

I. In wiefern es ſich annehmen läßt, daß Gott dieſe Folgen der Sünde verhütet.

II. Nützlicher Gebrauch von dieſer Betrachtung.

Erſter Theil.

Die Wahrheit, daß Gott die unglücklichen Folgen der Sünde verhütet, gilt freylich nicht ohne große Einſchränkung. Sünden ſind und bleiben ihrer Natur nach ſchädlich. Sie ſetzen das Wohl der Seele, wie das äußere Glück des Menſchen in Gefahr. Und in Anſehung des Erſtern ſind ihre böſen Wirkungen ganz unvermeidlich. Alle Untugenden verderben das Herz, beladen das Gewiſſen mit Schuld, die bey richtig urtheilender Vernunft in bittern Vorwürfen empfunden wird, und ſchaden noch ſelbſt in der Ewigkeit, wo der Zuſtand des Menſchen, nach dem ſeine Vergehungen zahlreicher und größer waren, auch minder glücklich ſeyn wird. Denn Gott wird geben einem Jeglichen nach ſeinen Werken. Zwar hat ſeine Barmherzigkeit auch hier für die Rettung des Sünders geſorgt: aber dieſe Fürſorge konnte ſich

nicht weiter erſtrecken, als in ſo weit wahre Beſſerung die Herſtellung der Ruhe und Glückſeligkeit möglich macht.

Allein, was die äußern Strafen der Sünde, oder ihre böſen Folgen für das irdiſche Wohl betrifft: ſo läßt ſich bey denen eher eine Abwendung denken, und es iſt auch erweislich, daß ſie in vielen Fällen wirklich Statt findet. Die Erfahrung zeigt täglich, daß einerley Vergehungen nicht immer einerley Schaden bringen. Ja, dieſe ſtrafenden Folgen richten ſich nicht einmal nach der mehrern oder mindern Verſchuldung. Größere Verſündigungen gehen oftmals hin, ohne daß daraus beſondere Uebel für den, der ſie begieng, entſtehen, und kleinere machen eben ſo oft unglücklich. Der treibt lange Zeit ohne merklichen Schaden ein Laſter, jener ſtürzt ſich durch die erſte Begehung deſſelben ins Elend. So iſts mit einzelnen Menſchen, ſo mit ganzen Völkern. Hier herrſchen gewiſſe Untugenden, zwar wohl nicht ohne Nachtheil, indeß doch ſo, daß die gemeine Wohlfahrt damit noch einigermaßen beſteht; dort ſetzen eben dieſelben ein ganzes Land in kurzer Zeit in Noth und Jammer. So lehrt uns die Geſchichte aller Zeiten.

Bey dieſen Erfahrungen läßt ſich nun wohl mit Vernunft kein blinder Zufall annehmen; und eben ſo wenig läßt ſich glauben, daß Gott jedesmal den Lauf der Natur abändere, ſo oft eine Sünde die Folgen nicht hat, die wir der Regel nach erwarten. Der Allweiſe braucht keine außerordentliche Mittel, um in einigen Fällen die ſtrafenden Wirkungen in aller Strenge eintreten zu laſſen, und in andern ſie zu hemmen. Es iſt vielmehr gewiß, daß bey allen Sünden in den Nebenumſtänden ſolche Urſachen enthalten ſind, die das Unglück entweder herbeyführen, oder entfernen. Oft ſehen wir dieſe Urſachen ganz deutlich, und wir würden ſie allemal berechnen können, wenn wir in jedem Falle alle Umſtände wüßten. — Aber dennoch iſt die Zulaſſung und Verhütung, das größere und geringere Maaß der Strafen ganz eigentlich Gottes Werk. War er es doch, der vor Anfang der Zeit jedes Menſchen Lage und Umſtände beſtimmte; der jede gute und böſe That vorherſah, auf deſſen Macht und Willen es ankam, ſchon bey der Einrichtung der Welt den

Lauf

Lauf der Dinge ſo zu ordnen, daß jenes ſündliche Volk in Unglück ſinken, dies dagegen gerettet, dort ein fehlender Menſch verſchont bleiben, hier ein anderer hart gezüchtigt werden mußte. Ihm, dem Allweiſen ſtanden unzählige Wege zu Gebote, beydes zu veranſtalten. Seiner Langmuth und Güte hat es jeder Sünder alſo allein zu danken, wenn er nicht empfing, was ſeine Thaten werth waren.

Hier dringt ſich uns nun die Frage auf: nach welcher Regel läßt Gott aber bald Strafen erfolgen, bald Nachſicht angedeihen? Fern ſey es von uns, ihn, der gegen alle gerecht iſt, und ſich aller ſeiner Werke erbarmt, der Partheylichkeit zu beſchuldigen. Menſchen handeln wohl nach Vorliebe oder Haß oder Eigenſinn in ihren Strafen und Begünſtigungen: aber nicht ſo der Unendliche. Er hat allemal die gerechteſten Gründe, wo er ſtraft und wo er ſchont. Umſonſt würden wir es freylich verſuchen, dieſe ſeine Abſichten insgeſamt und in jedem beſondern Falle anzugeben. Vornehmlich müſſen wir da, wo ſeine Regierung Menſchen, die ſich vergehen, oder auch ganze Völker ſo äußerſt unglücklich werden läßt, mit ehrerbietiger Beſcheidenheit unſer Urtheil zurückhalten und es ihm zutrauen, daß ſeine Güte ſich hierüber einſt völlig rechtfertigen werde. Doch da, wo ſeine langmüthige Liebe Fehltritte überſieht, läßt ſich wenigſtens manches von ſeinen Abſichten überhaupt entdecken. Der Hauptzweck, den Gott bey ſeinen Strafen hat, iſt die Beſſerung des, der ſich vergeht. Aber da dieſe bey dem Einen leichter, bey dem Andern ſchwerer erreicht wird: ſo bedurfte es auch nicht einer gleichen Strenge. Ein weiſer Vater und Erzieher unterſcheidet ſorgfältig die Gemüthsart der Kinder, behandelt das, was einen biegſamen Sinn hat, anders, als das halsſtarrige; gebraucht dort gelindere, hier härtere Mittel; überſieht jenem ein Vergehen, was es bereits von ſelbſt bereuet, und ahndet ein ähnliches an dieſem mit ſcharfer Züchtigung. Sollten wir nicht glauben dürfen, daß der Allweiſe bey der Erziehung ſeiner Kinder, die er auf das vollkommenſte kennen muß, auf ihre verſchiedene Sinnesart Rückſicht nehme, und nach dieſer auch bey der Anordnung ihrer Schickſale die mehrern und mindern Strafen, die ihre Fehler bringen ſollen,

len, abgemeſſen habe? Aus einzelnen Beyſpielen können wir dies zwar nicht zeigen, weil wir den ſittlichen Zuſtand und die Erforderniſſe der Beſſerung bey keinem einzigen Menſchen, ſogar bey uns ſelbſt nicht einmal, genug kennen: aber Gottes höchſte Vollkommenheit läßt uns nicht anders denken, als daß er Strenge und Gelindigkeit beyde gebraucht, wo ſeine wohlthätigen Abſichten durch dieſe oder jene am ſicherſten befördert werden. Schon die Naturregel, (die freylich nach andern Gründen, die Gott hat, Ausnahme leidet,) ſcheint dies anzudeuten, nach welcher gewöhnlich die erſten und geringern Sünden leichtere, wiederholte, ſchwerere und lange geübte hingegen, härtere Uebel nach ſich ziehen.

Gottes Langmuth ſchont aber auch oft der verdorbenſten Menſchen. Er läßt es geſchehen, daß manche Bosheit ſtraflos bleibt. — Auch das kann mit ſeiner Gerechtigkeit beſtehen, und nach ſeiner Güte erfoderlich ſeyn, wenn er, der Allwiſſende nämlich ſieht, daß die zugelaſſene Strafe mehr Schaden ſtiften würde, als die Duldung eines böſen Menſchen. Wie oft würden nicht durch die Beſtrafung eines Verbrechers viele Gute und Rechtſchaffene mit unglücklich werden, was ohne das gröſte Wunder nicht zu verhüten wäre? 1 Moſ. 18, 25. 26. Und wie nöthig iſt überhaupt die Duldung der Laſterhaften zur Verherrlichung der Langmuth Gottes, zu unſerer Belehrung und Nachahmung dieſer göttlichen Geſinnung? Ja wer von uns hat in die verborgenen Rathſchlüſſe Gottes geſehen, um zu wiſſen, ob er nicht bey der Schonung gröſſerer Sünder noch manche beſondere Urſachen haben könne? Er ſtraft, er duldet, beydes nach der höchſten Weisheit. Dies werden wir erſt dann vollkommen einſehen, wo alles offenbar werden wird.

Zweyter Theil.

Die Betrachtung: daß Gott ſo manche ſchädliche Folgen der Sünde abwendet, iſt ſehr nützlich zu unſrer Demüthigung und Beſſerung.

Es ſey uns nicht genug, dieſe Wahrheit überhaupt zu wiſſen, oder nur um uns her zu ſchauen und in der Lebensgeſchichte anderer Menſchen Beweiſe dafür aufzuſuchen. Nein!

es

es iſt beſſer und der Abſicht des heutigen Tages gemäßer, daß wir nachforſchen, ob und in wiefern Gottes ſchonende Geduld ſich auch an uns verherrlicht hat. Hiervon laßt uns die Proben, die wir im Allgemeinen haben, und auch die, welche jedem ſeine beſondere Lebensgeſchichte darbeut, mit allem Ernſt aufſuchen. Vergleichen wir nur im Ganzen den Zuſtand der Sitten unter uns mit den Uebeln, die für Glück und Wohlſtand daraus entſtanden ſind: ſo ſind dieſe offenbar in vielem Betracht noch nicht ſo groß, als ſie ſeyn könnten. Den herrſchenden Untugenden nach könnte längſt mehr Mangel und anderes Elend ſich verbreitet haben, wenn nicht Gottes Fürſorge — ich ſage nicht auf außerordentlichen, ſondern — auf natürlichen Wegen, (die aber ſeine Weisheit doch auch anordnete,) uns manche ungehoffte Hülfsquellen, Segnungen und Sicherungsmittel zugewieſen hätte. Wahrlich wir dürfen es nicht als unſer Verdienſt anſehen, daß unſre Tage bis hieher noch ſo erwünſcht und in Wohlergehen verfloſſen; daß des Uebels unter uns vergleichungsweiſe gegen andere Zeiten und Weltgegenden nur wenig war. Es iſt nicht zu demüthig, wenn wir ſagen: Gottes Güte iſt es, daß wir nicht gar aus ſind. — Und wie? wenn jeder von uns ſein Leben beſonders durchgeht? Wer wird da nicht geſtehen müſſen: Gott hat meiner oft geſchont! Wie Manchem werden hiervon rührende Beweiſe ins Andenken kommen? Wie ſo manche Thorheit der Jugendjahre, wie viele Vergehungen ſelbſt im erwachſenen Alter, wie viel unüberlegte, gefahrvolle Unternehmungen, wie viele geheime Sünden aller Art, wovon jeder ſeinen Theil begieng, mußten dem äußern Glücke, der Geſundheit, der Ehre, dem Vermögen, der Zufriedenheit des Lebens bald gar nicht, bald nur ſo weit ſchaden, als es zur Beſſerung und zur Verhütung größeres Unglücks nöthig war! Nur Einzelne ſanken bey eben denſelben Sünden tiefer ins Elend, den Uebrigen zur Warnung. Der größere Theil entgieng dem Verderben.

Welche Anwendung wir von dieſen Bemerkungen über unſre Erfahrungen zu machen haben, das müſſen uns unſre Herzen ſagen. — Von Dank gerührt wollen wir die Vatergüte anbeten, die uns ſchonend trug, und ihrer nie vergeſſen.

Aber hüten wollen wir uns auch vor dem Misbrauch der Langmuth Gottes, auf ſie zu rechnen, um ſorgloſer zu ſündigen. Jener Zuruf des Apoſtels dringe uns heute tief ins Herz: Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Wir können ja auch nicht beſtimmen, wie weit es Gott dienlich finden möchte, ſeine Nachſicht ſich erſtrecken zu laſſen. Verlängerte Sünden möchten härtere Mittel erfordern. Zudem wären ſie der ſträflichſte Undank, eine ſtete Vermehrung unſrer Schuld und Rechenſchaft, ein unfehlbares Verderbniß für die Seele, wenn ſie auch äußerlich wenig ſchaden ſollten, ein fortdauerndes Hinderniß der Gewiſſensruhe und wahren Glückſeligkeit. Das Gefühl der Barmherzigkeit Gottes erwecke uns zur Reue und zu dem frommen Entſchluß, durch ein gebeſſertes Leben der bisher bewieſenen Nachſicht und künftig ſeiner Vaterliebe werth zu werden.

Am erſten Pfingſttage.

Text. Joh. 14, 23—31.

Einleitung.

Der heutige Feyertag erinnert uns an die außerordentliche Erleuchtung der Apoſtel Jeſu und an ihre geſegneten Folgen für die Ausbreitung des Chriſtenthums. Es ward ſehr bald nach des Erlöſers Abſchied von der Erde erfüllt, was er ſeinen Jüngern verſchiedentlich (ſo wie auch in den vorgeleſenen Worten) verheiſſen hatte: Gott würde ihnen ſeinen Geiſt ſenden, der ihnen alle zu ihrem großen Beruf erforderlichen Einſichten und Kenntniſſe mittheilen würde. Der heilige Lukas erzählt uns nämlich in der Geſchichte der Apoſtel eine höchſt merkwürdige Begebenheit, die dieſen Männern widerfuhr, und aus der wir bey allem, was ſie unerklärliches hat, doch ſo viel einſehen, daß mit ihnen in ihren Geiſteskräften und Gemüthern eine beſondre Veränderung vorgieng. Sie, die bisher noch große Lücken in ihrer Erkenntniß gehabt, und in eingezogener Stille gelebt hatten, traten nun mit einem Male als Verkündiger der Lehre Jeſu hervor, und redeten mit einer Weisheit und mit einem freudigen Muth, wodurch ſie

allgemeines Erſtaunen erregten, und ſchon am erſten Tage ihres Berufs Tauſende gewannen.

So begann das Chriſtenthum. Und ſo merkwürdig dieſer ſein Anfang iſt, ſo iſt es auch nicht minder die fernere Geſchichte ſeiner Begründung und weitern Verbreitung, ſeiner Erhaltung unter den größten Gefahren, ſeiner Läuterung, wenn es in gewiſſen Zeiten durch menſchliche Thorheit oder Bosheit verunſtaltet worden war, kurz, aller der Schickſale, die es bis itzt in der Welt erfahren hat. Es iſt eine lehrreiche, erfreuliche und dieſes Tages würdige Beſchäftigung, hierüber nachzudenken.

Vortrag.

Ueber das Eigenthümliche und Merkwürdige in der Geſchichte des Chriſtenthums.

I. Darſtellung deſſelben.

II. Betrachtungen, worauf es uns führen muß.

Erſter Theil.

Es iſt nicht die Abſicht dieſer Rede, unerweisliche Wunderwerke zu erzählen, die durch alle Zeiten zum Beſten der chriſtlichen Religion geſchehen wären. Die höchſte Weisheit bedient ſich, auch zu ihren größten Abſichten, der von ihr ſelbſt angeordneten natürlichen Mittel; und ſo ſehr wir Urſache haben, viele Thaten Jeſu und ſeiner Apoſtel als Beweiſe einer beſondern Kraft und Mitwirkung Gottes anzuſehen, die die Vorſehung zur erſten Grundlegung des Chriſtenglaubens nöthig fand: ſo läßt ſich doch die nachherige weitere Ausbreitung dieſer unſrer göttlichen Religion ſehr wohl erklären, ohne daß man ſie überhaupt, oder einzelnen Umſtänden nach für ein eigentliches Wunder zu halten braucht. Ja, dies iſt, recht betrachtet, einer ihrer größten Vorzüge. Wir reden hier bloß von natürlichen, leicht begreiflichen Begebenheiten und deren Erfolgen, die aber der chriſtlichen Geſchichte allein eigen und eben deswegen merkwürdig ſind. Und dieſes Eigenthümlichen iſt freylich ſo viel, daß wir es nur im Allgemeinen werden berühren können. Zur bequemen Ueberſicht werden nun folgende Sätze dienlich ſeyn.

Erſtlich: das Chriſtenthum hatte und bedurfte zu ſeiner Ausbreitung weniger, als irgend eine andere Religion, äuſſerer Hülfsmittel. Wir kennen Religionen, die ſich eben ſo ſchnell in der Welt, wie die chriſtliche, verbreitet haben. Allein, wir wiſſen auch, daß es allemal und ganz allein durch unlautere Wege geſchehen iſt. Ihren Urhebern gelang es leicht, ſich unter der Begünſtigung unwiſſender, abergläubiger und roher Zeiten einen großen Anhang zu verſchaffen, und durch Geſchenke, Verſprechungen und täuſchende Hoffnungen von weltlicher Macht oder Reichthümern einen Haufen verdorbener Menſchen anzulocken, der ihnen ihre ehrgeizigen, betrüglichen Entwürfe ausführen half. Da wurde ein Theil des Volks durch vorgebliche Wunder geblendet, und wenn man ſich ſtark genug glaubte, anſtatt der Liſt Gewalt gebraucht, und die falſche Lehre mit dem Schwerdt in der Hand eingeführt. So entſtand, wie jeder weiß, zu einer Zeit, wo das Chriſtenthum unglücklicherweiſe in tiefen Verfall gerathen war, jener betrügliche Glaube, deſſen Bekenner einen großen Theil des Erdbodens bewohnen, und unverſöhnliche Feinde des Chriſtennamens ſind. So wurden in ſpätern Zeiten ſelbſt unter den entzweyten Chriſten (ein trauriges, aber wahres Geſtändniß!) manche von Menſchen erfundene Meynungen und ſchädliche Irrthümer mit Liſt oder Zwang eingeführt, und auch wohl beydes, Wahrheit und Irrthum, den noch nicht bekehrten Völkern mit Gewalt aufgedrungen. Erzwungene Völkerbekehrungen wurden, ganz dem Sinne Chriſti und ſeiner Lehre zuwider, für Pflicht gehalten, und aus falſchem Religionseifer oder unter dem Vorwande frommer Abſichten die größten Grauſamkeiten von denen bewieſen, die ſehr unverdient Chriſten hießen. Aber gewiß bey der Einführung des noch unverfälſchten Chriſtenthums zu der Apoſtel Zeiten, und kurz nach ihnen bemerken wir einen ganz andern Gang. Zwar war auch in den damaligen Zeitumſtänden manches, wodurch Jeſus Lehre begünſtigt ward; doch nur ſo etwas, wodurch ſie keinesweges verdächtig werden kann, und was nothwendig da ſeyn mußte, wenn die Wahrheit Eingang finden und feſten Fuß faſſen ſollte. Man kann die erſten Verkündiger der chriſtlichen Religion nicht eines

unerlaubten Mittels beſchuldigen, deſſen ſie ſich bedient hätten. Die von ihnen erzählten Thaten waren zwar außerordentlich, aber auch von der Beſchaffenheit, daß ſich kein Betrug dabey veranſtalten ließ. Ueberdies waren die Apoſtel und ihre nächſten Nachfolger Männer ohne alle Anſprüche auf äußere Vorzüge, größtentheils aus der geringſten Klaſſe des Volks, mit der Welt und den Wiſſenſchaften unbekant, von Reichthümern gänzlich entblößt, von keiner Macht unterſtüzt. Die Lehre, welche ſie predigten, war mit keinen zeitlichen Vortheilen, wohl aber mit Verluſt und Gefahren verknüpft. Die erſten Chriſten waren nicht in einem Lande beyſammen, wo ſie ſich gemeinſchaftlich hätten ſchüzen können. Sie hatten weder eine eigne Regierung, noch ein weltliches Oberhaupt, noch Kriegsheere, ſondern lebten zerſtreut unter allen Völkern, blieben in allen ihren weltlichen Verbindungen, und verhielten ſich bloß leidend. Es vergiengen Jahrhunderte, ehe ein Regent ſich ihrer annahm. — Bey ſo bewandten Umſtänden muß man doch wohl dem Chriſtenthum ſeine Ausbreitung als ein alleiniges Verdienſt laſſen; und das erweckt ſchon eine ſehr günſtige Meynung für ſeinen innern Werth. —

Betrachten wir aber ferner auch das, was es in ſich ſelbſt empfehlendes hatte: ſo unterſcheidet es ſich hier wieder auf eine merkliche Art. Es iſt ſehr begreiflich, daß eine Religion leicht Anhänger bekömmt, wenn ſie die Sinnlichkeit mit in ihren Vortheil zieht; wenn ſie etwa prachtvolle Tempel errichtet, wo Auge und Ohr ergözt werden; oder wenn ſie ein künftiges Paradies voll Wolluſt verſpricht; oder wenn ſie gar den Lüſten der Menſchen nachgebend ſchmeichelt, und ihnen jede Befriedigung geſtattet. Aber mehr zu bewundern iſt es, wenn eine Lehre, die von dem allen gar nichts, vielmehr das Gegentheil enthält, Aufnahme und Beyfall findet. Und das iſt hier der Fall. Die chriſtliche Religion (ich meyne die urſprüngliche in ihrer Lauterkeit) weiß nichts von gottesdienſtlichem Gepränge. Sie gebeut einfaltvolle, prachtloſe Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit. Gleichwohl zerſtörte ſie die geſchmückteſten Gözentempel, und zog Menſchen an ſich, die an alle ſinnliche Religionshandlungen und ſogar an Ueppigkeit bey denſelben gewöhnt waren.

Sie

Sie verſprach ein ewiges Leben, das aber hauptſächlich in geiſtigen Freuden beſtehen würde. Sie war ſo wenig nachgiebig gegen Lüſte, daß ſie vielmehr die ſtrengſte Verleugnung derſelben zu einer ihrer erſten Foderungen machte. Die Apoſtel ſagen den Chriſten beſtändig: ſie müßten nicht mehr als ehmalige Heiden leben. Röm. 13, 12. 13. Eph. 4, 17. 22. Was würde bey dieſer Einfachheit und ſtrengen Sittenlehre dem Chriſtenthum ſo zahlreiche, freywillige Verehrer verſchafft haben, wenn es nicht die Stärke der Wahrheit, welcher die geſunde Vernunft nachgeben mußte; wenn es nicht das Gefühl ſeiner Vortrefflichkeit und Wohlthätigkeit gethan hätte?

Noch ein eigenthümlicher Vorzug, den unſre göttliche Religion durch ihre Geſchichte erhält, iſt die Art, wie ſie ſo manche Verfolgungen und Gefahren überwunden hat. Bey ihrer Entſtehung war alle Macht der Erde wider ſie. Sie hatte Regenten, Prieſter und ſogenannte Weltweiſe zu Feinden. Ihre Bekenner wurden verfolgt und hingerichtet. Aber je größer die Bemühung war, ſie zu unterdrücken, deſto mehr verbreitete ſie ſich. — Dies würde an ſich freylich nicht viel für ihren Werth beweiſen, da es bekant iſt, daß auch falſche Religionen und Aberglaube durch Härte mehr fortgepflanzt, als vertilgt werden, und daß auch Schwärmer für ihre Meynungen ihr Leben gelaſſen haben. Allein wer darf das Chriſtenthum Schwärmerey und Aberglauben nennen? Wie zeichnet ſich das Betragen derer, die ſich mit Unverſtand und Ungeſtüm für thörichte Meynungen aufopfern, von dem vernunftmäßigen, ruhigen, edeln Verhalten der beſſern chriſtlichen Märtyrer aus? — Noch in größerer Gefahr war das Chriſtenthum, als es in der Folge von ſeinen eignen unwürdigen Bekennern durch falſche Lehren verdunkelt und verunſtaltet ward. Und dennoch hat es ſich nicht nur ſtets erhalten, ſondern ſich auch ſeiner urſprünglichen Lauterkeit wieder genähert. Dies iſt der beſte Beweis ſeiner Unvertilgbarkeit (Matth. 16, 18.) ſeiner Würde und Gotteskraft.

Zweyter Theil.

Die chriſtliche Religion hat alſo vor allen übrigen eben ſo viel vorzügliches in ihrer Geſchichte, als in ihren Lehren. Sie hat aus beyden Gründen das gröſste Recht auf unſre Hochachtung und auf unſern Glauben. Zwar entſcheidet ſchon ihr Inhalt hinreichend für ihre Göttlichkeit. Welcher vernünftige, uneingenommene Menſch, wenn er auch mit der Art ihrer Einführung in die Welt gar nicht bekant wäre, wird ſie nicht dennoch wahr und vortrefflich finden, wenn er nur ihre Lehren in der unverfälſchten Reinigkeit betrachtet, in welcher Jeſus und ſeine Apoſtel ſie vortrugen? Gewiſs, ſie könnte nicht ſo viele Verächter und Feinde, ſie müſste alle, die des unbefangenen Nachdenkens fähig ſind, und ein der Wahrheit offenes Herz beſitzen, zu Freunden haben, wenn ſie nur nicht ſo oft durch einen unwürdigen Zuſatz menſchlicher Meynungen entſtellt und verdunkelt, und wenn nicht Sectenglaube und Chriſtenthum gewöhnlich mit einander verwechſelt würden. — Indeſs bleibt doch das Nachforſchen über ihre Geſchichte ungemein lehrreich und nützlich. Da ſehen wir neben einander die Macht der Wahrheit und die Schwäche des Irrthums, den Sieg des vernünftigen Glaubens über den auf alle weltliche Macht geſtützten Aberglauben, die Menſchenvernunft, wie ſie unter elenden Götzenreligionen erkrankt und faſt erſtickt war, und wie ſie unter dem Einfluſſe des Chriſtenthums ſich wieder emporhebt und geneſet. Wir ſehen im fernern Verlauf dieſer Geſchichte, wie ſehr das Menſchengeſchlecht ſogleich in aller Abſicht verliert und weniger glücklich wird, ſo bald das Chriſtenthum durch eingeführte Irrthümer ſeines wohlthätigen Lichts beraubt, durch Zwiſtigkeiten entweiht, und zu herrſchſüchtigen Abſichten gemisbraucht wird: aber auch, wie mit jeder neuen Läuterung ſeiner Lehren der Welt ein neuer Glanz aufgeht, und mit demſelben ſich vernünftige Denk- und Gewiſſensfreyheit, reinere Gotteserkenntniſs, Weisheit des Lebens, gebeſſerte Sitten, friedlicherer Sinn, wahre Seelenruhe und ſelige Hoffnungen, ja ſelbſt für das äuſſere Wohl der Welt die ſchätzbarſten Segnungen verbreiten. Mit einem Worte, in der Geſchichte der Chriſten ſehen wir das Chriſtenthum auf eine Art wirkſam, wie es nur die

Wahr-

Wahrheit ſeyn kann. Ihre richtige Kenntniß giebt dem Glauben mehr Leben und Gewißheit.

Aber eben dieſe Betrachtung der bisherigen Schickſale des Chriſtenthums läßt uns auch im Allgemeinen auf ſeine noch künftigen ſchließen. Eine Religion, die ſich durch ſo viele, große Hinderniſſe hindurchgearbeitet, ſich unter allen Gefahren behauptet hat, und unter allen an ihr verſuchten Verderbniſſen bewährt geblieben iſt, wird ſicherlich auch unter jeder ihr etwa noch drohenden Gefahr beſtehen. Sie kann hin und wieder in Abnahme kommen, kann aufs neue verfälſcht werden: aber untergehen wird ſie deswegen nicht. Nein, ſie wird nach ſolchen Prüfungen ihr Haupt nur ſo viel mehr empor heben und mächtiger wirken, ſo wie das Geſundheitsgefühl nach einer Krankheit, wodurch der Körper von einem ſchleichenden Uebel und böſen Säften gereinigt worden iſt. Alles Gute in der Welt muß ja zuweilen in Gefahren gerathen, damit ſein Werth deſto beſſer erkant werde. — Hoffen dürfen wir auch, daß ſich ihr ſeliges Reich immer mehr in dem noch unerleuchteten Theile der Welt erweitern werde. Mögen darüber auch noch viele Jahrhunderte vergehen. Auch wir ſaßen lange Zeit in Finſterniß. Die Wege der Vorſehung ſind langſam, aber ſicher. Sie wird einſt alles zur Verherrlichung Jeſu und ſeiner Lehre ausführen.

Am zweyten Pfingſttage.

Text. Joh. 3, 16—21.

Einleitung.

Es iſt das größte Verdienſt der chriſtlichen Religion um die Welt, daß ſie eine reine Erkenntniß von Gott und insbeſondere von den Eigenſchaften, die ſeine höchſte Vollkommenheit ausmachen, eingeführt und verbreitet hat. Auf dieſe Erkenntniß gründet ſich nicht allein alle vernünftige wahre Gottesverehrung, ſondern auch unſre ganze Beruhigung, Hoffnung und Tugend. Alle Glaubenswahrheiten und Verheißungen des Chriſtenthums, alle ſei-

ſeine herrlichen Tugendvorſchriften erhalten ihre Gewißheit und Wirkſamkeit bloß durch die uns mitgetheilten Begriffe von Gottes höchſter Vollkommenheit. — Vornehmlich können wir Chriſten es unſerm großen Glaubensſtifter nie genug danken, daß er die unendliche Güte Gottes in ein ſo helles, erfreuliches Licht geſetzt hat. In den ſtärkſten Ausdrücken beſchreibt er uns den wohlwollenden Sinn des Schöpfers gegen alle ſeine lebenden Geſchöpfe, ſeine unabläſſige Fürſorge für ihre Erhaltung und die ihnen angemeſſene Glückſeligkeit. In den rührendſten Vorſtellungen läßt er uns ſeinen Vaterſinn gegen uns Menſchen erkennen. Und nicht nur in wörtlichen Verſicherungen, ſondern auch in thätigen Beweiſen macht uns Jeſus Gottes Liebe gegen uns anſchaulich, eine Liebe, deren Größe unſer Verſtand nicht faßt; die wir nur bewundern können. „Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebohrnen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht „verloren werden, ſondern das ewige Leben haben.“ Dies iſt die Lehre, die uns vorzüglich in Gott den Allgütigen, den Vater, den Erbarmer der Menſchen verehren, und ihm Dank, Liebe und Vertrauen widmen heißt.

Vortrag.

Ueber den Werth der erhabnen Vorſtellungen, welche uns die Lehre Jeſu von der Liebe Gottes gegen die Menſchen macht.

I. Dieſe Vorſtellungen an ſich.

II. Ihr vorzüglicher Werth, oder ihre Wirkungen auf unſer Herz und Leben.

Erſter Theil.

Die Lehre Jeſu beſchäftigt ſich nicht mit Erläuterungen über die innere Natur des göttlichen Weſens; und ſo ſagt ſie uns auch nicht, was bey demſelben lieben heißt. Beydes würde für uns, die wir uns nichts ohne Einmiſchung unſrer Sinnlichkeit denken können, vergebens geweſen ſeyn. Sie ſieht es unſrer Schwachheit nach, daß wir Gott eben ſolche Gefühle beylegen, als wir bey unſrer Menſchenliebe haben, ob es gleich außer Zweifel iſt, daß der höchſte, vollkommenſte Geiſt nicht ſo, wie wir, empfindet. Sie bedient ſich ſelbſt ſolcher Redensarten und Gleichniſſe, die von menſchlichen

chen Gefühlen des Wohlwollens hergenommen ſind. Sie redet von Mitleiden, von Barmherzigkeit, von verſchonender Geduld, von Treue. Sie mißt Gott die Empfindungen eines herablaſſenden gütigen Regenten, eines auf die Bitten ſeiner Kinder aufmerkſamen Vaters, eines Vaters, der gerührt dem reuigen Sohn verzeiht, und andere Aeußerungen von Zärtlichkeit und Zuneigung bey, wie ſie unter uns bekant ſind. Und dieſe Belehrungsart war auch die weiſeſte, weil ſie allein für uns faßlich und für das Herz eindringend war. Verſtändige Chriſten werden über dieſe menſchlichen Ausdrücke nicht vergeſſen, daß Gott ein Geiſt, frey von allen Leidenſchaften und unendlich über uns erhaben iſt. Sie werden in allen jenen Vorſtellungen nur die Wahrheit, aber auf das lebhafteſte dargeſtellt, finden: Gott iſt geneigt, die Menſchen wahrhaftig zu beglücken. — Schon dieſe Wahrheit an ſich gereicht zu ſeiner höchſten Ehre: aber noch mehr, wenn wir erwägen, in welcher Ausdehnung ſie in der Bibel gelehrt und auf was für Beweiſe ſie geſtützt wird.

Nach der Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel iſt Gottes Menſchenliebe im vollkommenſten Sinne allgemein. Sie erſtreckt ſich auf jeden Menſchen, ohne Rückſicht auf Volk, Stand und äußere Unterſcheidungen, ohne Rückſicht auf Religion, ſelbſt ohne Rückſicht auf gutes und böſes Verhalten. Auch der Ungläubige, der Gottesverächter, der Laſterhafte iſt von ihr nicht ausgeſchloſſen. Die Völker des Heydenthums dachten ſich ihre Götter überhaupt nicht als gütige, ſondern als harte, zum Zorn geneigte Weſen; und wenn ſie ihnen ja noch einige Güte beymaßen: ſo erſtreckte ſich dieſe doch ihrer Einbildung nach, nur auf den kleinen oder größern Bezirk, wo ſie verehrt wurden. Selbſt im Judenthum, wo man den einigen wahren Gott kante, herrſchte doch das ſtolze, blinde Vorurtheil: nur der Iſraelit, nur Judäa habe an der göttlichen Liebe und Fürſorge Antheil; die übrigen Völkerſchaften haſſe der Höchſte. Unſrer beſſern Erkenntniß zufolge iſt Gott die Liebe, der Gott und Vater aller. Bey ihm findet keine Partheylichkeit Statt, ſondern in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm. Bey ihm iſt kein Anſehen der Perſon. Auch ge-

gen die Böſen iſt er gütig. Alle Rachſucht iſt von ihm entfernt. Er erbarmt ſich vielmehr des Sünders, will, daß Allen geholfen werde. Wie viel vernunftmäßiger iſt dieſer unſer Glaube; wie viel würdiger der Ehre des höchſten Weſens!

Gottes Liebe iſt ewig und unveränderlich. So wie ſein Weſen und ſeine Geſinnungen überhaupt kein Wechſel treffen kann, ſo iſt dies auch in Anſehung ſeiner Güte unmöglich. Er liebte uns, ehe der Welt Grund gelegt ward, und wird uns ohne Aufhören lieben. Keine Zeit ſchwächt, ſo wie bey Menſchen, ſein Wohlwollen. Seine Zuneigung wird nicht durch die Menge derer, denen er ſie ſchenkt, vermindert. Er richtet ſeine Vateraufmerkſamkeit und Fürſorge auf jeden Einzelnen, wie auf die ganze Welt. Seine Wohlmeynung iſt nie ſtärker, nie ſchwächer. Selbſt, wenn wir uns durch Vergehungen ſeiner Liebe unwerth machen: ſo wird ſie uns dennoch von ihm nicht entzogen. Er läßt uns die ſtrafenden Folgen erfahren, die wir uns bereiten, weil der ewig nothwendige Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht nicht aufgehoben werden kann: aber er hat und behält daſſelbe Verlangen, uns zu beglücken.

Gottes Liebe iſt unaufhörlich wirkſam für das Wohl aller Menſchen. Sie äußert ſich durch die mannigfaltigſten, größten Wohlthaten. Uns Chriſten ſind die Augen geöffnet, dieſe wohlthuende Güte in der Natur und deren Einrichtung zu ſehen. Uns iſt ſie an uns ſelbſt ſichtbar, fühlbar gemacht worden. Apoſtelgeſch. 17, 27. 28. Wir empfinden ſie in der täglichen Befriedigung unſrer Bedürfniſſe, in tauſend allgemeinen und beſondern Segnungen und Freuden. Wir ſchauen ſie in der Verſorgung der geringſten Geſchöpfe. — Ein noch lauterer Zeuge von ihr iſt unſer Geiſt, den Gott vernünftig und unſterblich ſchuf. — Uns Chriſten iſt Gottes Liebe in allen Veränderungen des Lebens gewiß. Eben der Vater, der uns Freuden erleben läßt, verhängt auch unſre Leiden, beyde in gleich guter Abſicht. Wir wiſſen, daß uns alles zum Beſten dienen muß. Sogar die Uebel, welche wir uns ſelbſt bereiten, die von ihm angeordneten Strafen der Sünde ſind als Beſſerungsmittel Wohltha-

thaten. — Schon hier ſcheint es, als ob die Vorſtellung von der Liebe Gottes an ihrer äußerſten Grenze ſey. Aber ſie ſteigt noch höher, wenn wir das gröſte Werk, wodurch ſie ſich verherrlicht hat, die Herſtellung unſrer verlornen Glückſeligkeit durch Jeſum in Erwägung ziehen. Um unſer unglückliches Geſchlecht, das in die tiefſte Unwiſſenheit und in das traurigſte Sittenverderben verſunken war, zu retten, ſandte Gott — ſo lehrt die Schrift — ſeinen Sohn in die Welt, ſchenkte ihr durch ihn die wünſchenswürdigſte Religion und den Sündern durch ſeine Aufopferung die Gewißheit von ihrer Begnadigung und Seligkeit. Sey dies Werk Gottes immerhin unſrer Vernunft von gewiſſen Seiten unbegreiflich: ſo muß ſie es doch als des höchſten Erbarmers würdig erklären. Genug, was unſer beſchränkter Geiſt hienieden nicht ganz zu denken vermag, das empfinden unſre Herzen in den ſeligen Folgen dieſes erhabenen Rathſchluſſes — die Wahrheit: daß Gott die Liebe iſt.

Zweyter Theil.

Keine Religion des Erdbodens hat jemals ſo von Gottes Geſinnungen gegen die Menſchen gelehrt: aber keine konnte eben deswegen ſo wirkſam für die Gottesverehrung, für die Ruhe und den Troſt des Lebens und für die Tugend werden, als die Chriſtliche.

Unſre beſſere Gottesverehrung iſt die nächſte glückliche Wirkung dieſer vorzüglichen Erkenntniß. Mit Bedauern denken wir billig an die finſtern Zeiten der Vorwelt, wo man Götzen glaubte, die ſich aus Ohnmacht oder Gleichgültigkeit nicht um Menſchenwohl bekümmerten, oder leidenſchaftliche Gottheiten, die, bey jeder Gelegenheit von Zorn entbrannt, Rache übten. Konnten Menſchen wohl an jene ohne Verachtung, oder an dieſe ohne Zittern gedenken? Konnten ihre Gottesdienſte etwas anders ſeyn, als nichts bedeutende, wo nicht gar laſterhafte Gebräuche, oder ängſtliche Bemühungen, den vermeynten Blutdurſt der höhern Weſen zu ſtillen? Mußten nicht daher ſelbſt jene Abſcheulichkeiten von Menſchenopfern entſtehen, die man den Götzen von ihren geglaubten Feinden brachte? — O Chriſten, laßt es uns doch mit tief-

tiefgerührter Seele erkennen, daß wir in unſerm Gott die höchſte Liebe verehren! Unſer Andenken an ihn kann nicht anders als von dem Gefühl kindlicher Ehrfurcht, kindlicher Dankbarkeit, kindliches Vertrauens begleitet ſeyn. Wir dienen ihm nicht bloß in geweihten Tempeln, als ob er nur da gegenwärtig ſey, und auf uns merke. Mit einem Herzen voll Andacht errichten wir ihm überall ein Heiligthum. Er ſchauet aller Orten mit ſegnendem Wohlgefallen auf uns herab, wenn wir uns nur beſtreben, durch ein frommes Herz und Leben ſeiner Gnade werth zu ſeyn. Es bedarf keiner ängſtlichen Söhnopfer, um etwa einen Zorn zu ſtillen, oder eine Rache zu beſänftigen, deren unſer Gott — das vollkommenſte Weſen — die Liebe — nicht fähig ſeyn kann. Hat er doch jedem reuigen, gebeſſerten Sünder Vergebung und Gnade verheißen, und dieſe theure Zuſage durch Jeſus Tod beſiegelt. Nicht vor Gott, aber vor der Sünde und ihren unvermeidlichen Folgen, haben wir Urſache zu zittern. — Vor ihm, dem Allwiſſenden und Allgütigen dürfen wir alle unſre Anliegen vertraulich ausſchütten. Alle unſre Andachtshandlungen ſind ſeiner Ehre gemäß und für uns erfreulich und ſegensreich.

So Gott kennen, das muß ferner auf unſere Lebensruhe den glücklichſten Einfluß haben. Unſre Schickſale ſind nun nicht einem blinden Zufalle überlaſſen; ſie ſtehen in der Hand des treuſten Vaters und Führers. Liebe iſt nun alles, was uns begegnet, Freude und Leiden. Von dem letztern glauben wir es getroſt auch da, wo unſre Einſichten nicht zureichen, es deutlich zu erkennen. Und ſo gehen wir der dunkeln Zukunft ohne Furcht entgegen. — Ruhiger kann nun auch unſer Gewiſſen ſeyn, ſelbſt bey dem Andenken an begangene Sünden. Ach, wenn dieſe gleich nicht ſtraflos ſind und ſeyn können; wenn wir uns ihrer auch als wahrhaftig Gebeſſerte noch mit Schaam und Reue erinnern: ſo darf uns doch der Gedanke an eine künftige ſtrenge Verantwortung nicht mehr quälen, da unſer Richter die Liebe iſt. — Freudig gewiß hoffen wir nun ein ewiges Leben. Wie könnte der Allgütige uns bloß für dieſe vergängliche Welt beſtimmt haben? Nein, ſo viele Beweiſe ſeiner Vaterhuld laſ-

ſen uns ein Glück ohne Ende erwarten. Sind wir ſeine Kinder, ſo ſind wir auch Erben ſeines Himmels.

Und wie wirkſam wird die große Lehre, von Gottes Liebe gegen uns, für die Tugend! Sie erregt gerade diejenigen Geſinnungen, auf welche ſich aller wahre Tugendſinn gründen muß, herzliche Gegenliebe und Dankbarkeit. Sie läßt uns in allen göttlichen Verboten und Vorſchriften die treuſte Sorge für unſer wahres Beſte finden. Alle Geſetze Gottes ſind nicht ſeinetwegen da, ſondern Wirkungen ſeiner Liebe zu uns, der ſichere einzige Weg zu unſrer Wohlfahrt. So betrachtet, müſſen ſie uns über alles wichtig werden. Können wir noch ſündigen wollen, wenn das nichts anders heißt, als uns wider den beſſern gütigen Willen unſers Vaters unglücklich machen? Nein wahrlich es bedarf keiner weitern beſondern Abſchreckung, als dieſer lebhaften Ueberzeugung! Kann die Tugend einen ſtärkern Reiz haben, als den, daß ſie uns ſo vollkommen, wie Gott es will, glücklich macht? Sünde iſt alſo unſer Unglück und zugleich Undank; Tugend und Beſſerung unſre Beglückung und der beſte Beweis unſrer Dankbarkeit. Was vermag den Menſchen zu beſſern und zur Tugend zu leiten, wenn es das Chriſtenthum mit dieſem ſtarken Antriebe nicht kann? O möchten wir uns nur der Liebe Gottes gegen uns lebhaft bewußt ſeyn, und uns gedrungen fühlen, ſie mit kindlicher Liebe zu erwiedern!

Am Trinitatisfeſte.

Text. Joh. 3, 1—15.

Einleitung.

Wir ſehen hier einen Mann, der für Jeſum und ſeine Lehre di größte Hochachtung hegt; dem es weder an Glauben, noch an Rechtſchaffenheit des Herzens fehlt, und dem Jeſus gleichwohl noch erſt gewiſſe Bedingungen vorlegt, ehe er ihn für einen Genoſſen des Reichs Gottes, oder ſeiner beſſern Religion gelten laſſen will. Er müſſe nämlich nicht nur ein ganz anderer Menſch

werden; ſeine ganze Jüdiſche Denkart ablegen: ſondern ſich auch öffentlich unter ſeine Jünger aufnehmen laſſen, und durch die Taufe zu ſeiner Lehre bekennen. „Wer nicht von neuem; wer „nicht aus dem Waſſer und Geiſt gebohren wird, kann das Reich „Gottes nicht ſehen.“ Dieſe Foderung war für Nicodemus eine ſo viel nöthigere Probe ſeiner Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit, da er durch ſeinen ſchüchternen nächtlichen Beſuch die Abſicht verrieth, bloß heimlich ein Anhänger Jeſu zu ſeyn. Ihm gleichen auch noch in unſern Zeiten Mehrere, die den Werth der Religion kennen und empfinden, aber, durch Menſchenfurcht oder Menſchengefälligkeit und ängſtliche Beſorgtheit für ihre Ehre und Ruhe verleitet, es, zumal in gewiſſen Lagen, für dienlich achten, ihre Ueberzeugungen gefliſſentlich vor der Welt zu verbergen. Zu ihrer Entſchuldigung pflegen dieſe Furchtſamen ſich vorzuſagen: das Chriſtenthum ſey ja eine Sache des Herzens, die ſich ohne Schein vor der Welt betreiben laſſe. Man habe es dabey mit Gott allein zu thun, der auch ins Verborgene ſehe. Es könne nicht verlangt werden, daß man ſich der Religion wegen Ungelegenheiten und Spott zuziehe. Es ſey ihr ſelbſt in vielen Fällen zuträglicher, von ihr zu ſchweigen als zu reden. Dieſe halbwahren, ſo oft unrecht angebrachten Behauptungen machen es nothwendig, daß man gründlicher unterſuche, ob und in wiefern der Chriſt verbunden ſey, ſich auch der Welt als Chriſt zu zeigen.

Vortrag.

Die pflichtmäßige öffentliche Bezeugung unſrer Hochachtung gegen die Religion.

I. Gründe, die dieſe Pflicht nöthig machen, und alle Einwendungen dagegen widerlegen.

II. Anweiſung, wo und wie man ſeine Hochachtung gegen die Religion öffentlich bezeugen muß.

Erſter Theil.

Chriſten ſollen ihre Achtung für die Religion öffentlich bezeugen. Es darf ihnen nicht genug ſeyn, ſie nur insgeheim zu ſchätzen und zu lieben; und noch weniger kann es ihnen frey ſtehen, bey wirklicher Liebe äußerlich einen gewiſſen Schein von Gleichgültigkeit gegen ſie anzunehmen, oder gar ſich ſo zu betragen, als ob ſie ihnen verächtlich ſey. Sie ſollen vielmehr der Welt durch Worte und Handlungen zu ver-

verſtehen geben, daß ſie das Chriſtenthum für göttliche Wahrheit halten; daß es ihr größtes Gut, der Hauptgrund ihrer Ruhe, ihres Troſtes, ihrer Hoffnung und Tugend iſt. Sie dürfen, ſo viel in ihren Kräften ſteht, nicht geſtatten, daß es von jemand entehrt und verächtlich behandelt werde. Und ſo wie ſie hierzu gegen die Religion überhaupt verbunden ſind: ſo liegt ihnen auch gegen jede einzelne Lehre und Vorſchrift derſelben ein Gleiches ob.

Dieſe Foderung gründet ſich nun ſchon auf die Aufrichtigkeit, die Jeder, zumal in einer ſo wichtigen Sache zu beweiſen ſchuldig iſt. Es verträgt ſich nie mit der Redlichkeit des Herzens, anders zu denken und anders zu ſcheinen; das, was man innerlich tadelt, äußerlich zu billigen, und was man für gut hält, dem Scheine nach zu tadeln oder gering zu ſchätzen. So handeln Verſtellung und Falſchheit; Laſter, die ſich mit nichts und in keinem Falle entſchuldigen laſſen; die aber um ſo viel ſtrafbarer ſind, je mehr auf das ankömmt, was man ableugnet, oder in ein falſches Licht ſetzt, und je ſchlechter die Künſte ſind, die die Verſtellung anwendet. Iſt nun aber die Religion des Menſchen größte Angelegenheit: ſo iſt es auch die verabſcheuenswürdigſte Gleißnerey, bey beſſern Ueberzeugungen ſo zu thun, als ob man nichts aus ihr mache. Wer kann ſo fühllos ſeyn, daß ihn ſein Herz nicht ſchon bey dieſem Gedanken ſtrafte? Und wer müßte es nicht haſſenswürdig finden, wenn jemand wider ſein inneres Gefühl von den heiligſten Wahrheiten wegwerfend ſpricht, Spöttern zu Gefallen mitſpottet, ihre ſeichten Einfälle beyfällig belacht, elende Einwürfe für unwiderleglich erklärt, oder auf Befragen das, was er glaubt, nicht zu glauben vorgiebt, und ſo aus niedriger Schmeicheley, aus ſchändlichem Eigennutz, oder kleinlicher Furcht vor dem Spott unwürdiger Menſchen ſich das Anſehen eines Ungläubigen und Verächters des Chriſtenthums zu geben ſucht? Der wirkliche Religionsfeind iſt nicht ſo ſtrafbar, als dieſer falſche Verräther. — Aber auch das heißt ſchon wider die Aufrichtigkeit in der Religion verſtoßen, wenn man nur zur Unzeit mit ſeinen Ueberzeugungen zurückhält. Iſt Schweigen (wie wir nachher ſehen werden) oftmals Pflicht und Klugheit: ſo

kann es aber oft auch Verſündigung an der Wahrheit werden, da nämlich, wo man zu ihrem Vortheil zu reden hoffen kann, und wo man durch Schweigen, Spott und Angriffe auf das Chriſtenthum zu billigen ſcheinen würde. Es iſt der Wahrheitsliebe eigen, daß ſie kein Unrecht geſtattet, wo ſie es verhüten kann. Wie ſollte ſie ruhig die Religion entehren laſſen! Der aufrichtige Chriſt muß und wird ſich alſo überall ſo zeigen, wie er iſt; wird ungeſucht äußern, was er glaubt, freymüthig ſeine Ueberzeugungen eingeſtehen; ſie nicht mit leidenſchaftlicher Hitze, aber mit Muth und Ernſt vertheidigen, und der Lehre Jeſu ſo öffentlich als insgeheim die Ehre widerfahren laſſen, die ihr gebührt.

Es iſt aber ferner auch unmöglich, daß man wahre Liebe und Achtung für die Religion haben könne, ohne es öffentlich zu zeigen. Ueberhaupt entdeckt es ſich bald an einem Menſchen, was ihm werth und was ihm gleichgültig iſt; vornehmlich was er für ſein höchſtes Gut hält. Er wird davon gleichſam unwillkührlich reden: denn wes das Herz voll iſt, des geht der Mund über. Er wird ſeine Geſinnungen bald abſichtlich, bald zufällig durch ſein ganzes Betragen zu erkennen geben. Am ſicherſten aber wird dies in Abſicht der Religion geſchehen, da ſie eine Sache iſt, die ſich nicht müſſig lieben, oder im Verborgenen treiben läßt. Matth. 5, 14. 15. Außerdem würde es ja auch ein kaltes, wenigſtens ein getheiltes Herz verrathen, wenn Jemand der Welt zu Gefallen oder aus gewiſſen Beſorgniſſen ſeine Religionsgeſinnungen, ſo weit es thunlich iſt, verbergen wollte. Verheimlichung und Furcht ſind niemals wahrer Liebe eigen. Wer kann einer Wiſſenſchaft ergeben ſeyn, und bey aller Gelegenheit gegen ſie gleichgültig thun? Wer kann, ohne ſich des wirklichen Kaltſinns und Undanks gegen einen Freund ſchuldig zu machen, von dieſem ſchweigen, wo er zu ſeiner Ehre reden ſollte; es geſchehen laſſen, daß er ungleich beurtheilt wird, oder wohl gar mit in ein ſolches Urtheil einſtimmen? Und wer kann alſo auch ohne Undank gegen das Chriſtenthum und ſeinen wohlthätigen Stifter den Schein der Gleichgültigkeit gegen daſſelbe annehmen; es Spöttern preis geben und ſelbſt entehren helfen? — Hier muß ein Jeder leicht

leicht fühlen, wie wenig die Entſchuldigung ſagt; es könne nicht verlangt werden, daß man ſich der Religion wegen in Ungelegenheit ſetze? Und warum nicht, wenn es Aufrichtigkeit und Dankbarkeit gegen dieſelbe in gewiſſen Umſtänden nöthig machten? Iſt ſie ſo eine unbedeutende Sache, die keines Opfers werth wäre; oder vergütet ſie uns nicht jedes Opfer, das wir ihr bringen mögen? Was ſind es denn auch für ſonderliche Uebel, die wir von ihrem Bekenntniß zu fürchten hätten? Die erſten Bekenner des Chriſtenthums ließen Glück und Leben dafür. Wir erfahren höchſtens den leicht erträglichen Spott ſolcher Menſchen, deren Spott mehr Ehre bringt, als ihr Lob und Beyfall. Ja, unſer guter Name, unſre Achtung, unſer ganzes Glück iſt im Allgemeinen weit mehr geſichert, wenn wir zeigen, daß wir Chriſten, als wenn wir zeigen, daß wir es nicht ſind.

Auf die öffentliche Bezeugung unſerer Hochachtung für die Religion kömmt auch zur Beförderung und Erhaltung ihres Werths und Anſehens zu viel an, als daß ſie uns nachgelaſſen werden könnte. Beyſpiele wirken in dieſer Rückſicht wenigſtens eben ſo viel und noch kräftiger, als Anpreiſung auf öffentlichen Lehrſtühlen. Freylich um ſo mehr, je größer das Anſehen derer iſt, die ſie geben. Aber Jeder, wer es auch ſey, hat doch einigen Einfluß auf Andere. Jeder ſchadet alſo und nützt der Religion, oder vielmehr der Welt, nachdem er ſich jener geneigt oder abgeneigt beweiſet. Geäußerter Kaltſinn und Verſtellung machen das Chriſtenthum verächtlich; treues Bekenntniß und muthige Vertheidigung hingegen vermehren die Zahl ſeiner Freunde und Verehrer. Wer kann ſich alſo, wenn ihm ſein Chriſtenglaube und deſſen Aufrechterhaltung wichtig iſt, einer Pflicht entziehen, die Jeſus ſo ausdrücklich befahl: Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure guten Werke ſehen.

Zweyter Theil.

Das beſte und ſicherſte Bekenntniß von unſrer Hochachtung gegen die Religion iſt freylich die treue Anwendung ihrer Lehren und Vorſchriften auf das Leben. Matth. 7, 16. Allein da man öfter, wiewohl irrig, behauptet, daß ein zufriedenes,

tugendhaftes Leben auch ohne Chriſtenthum möglich ſey: ſo iſt auch nöthig, zur Widerlegung dieſes Irrthums ausdrücklich zu bezeugen, daß es nur die Religion iſt, die uns wahrhaftig zufrieden, fromm und gut und glücklich macht. Dies wird noch nöthiger, da ſich Scheintugend und wahre Tugend nicht immer ſicher unterſcheiden läßt. Was unſer Herz empfindet; was unſer Thun und Laſſen beweiſet, das muß auch unſer Mund übereinſtimmend erklären. Hierzu giebt uns nun das geſellige Leben oder der Umgang manche Veranlaſſung.

Der Chriſt hat öfter Gelegenheit, von der Religion und dem, was ſie angeht, zu reden. Unweiſe würde es ſeyn, überall Religionsgeſpräche anzufangen. Dies iſt mehr übelverſtandene, als wahre Frömmigkeit, wo nicht oftmals gar Heucheley, und hat den größten Schaden. Der weiſe Chriſt unterſcheidet Ort, Zeit, Perſonen und Umſtände. Aber wo er es nöthig und wohl angebracht findet, da rede er ohne Zurückhaltung und Furcht, mit ſichtbarer Ehrfurcht und herzlichem Gefühl von dem, was ihm heilig iſt und ſeyn muß. — Im Umgange mit ſo verſchieden geſinnten Menſchen kann es auch nicht fehlen, daß man nicht auch nachtheilige Urtheile über die Religion hören ſollte. Noch immer wird ſie durch ausgeſtreute Schriften und durch Reden angefochten. Jene in ihrer Blöße darzuſtellen, iſt die Sache derer, die ſich dazu fähig fühlen. Und wohl dem Mann, der ſich das Verdienſt erwirbt, das Gift feindſeliger und ſpottender Schriften durch ein wirkſames Gegengift zu entkräften! Beleidigenden Reden können indeß Mehrere Einhalt thun. Jedem Einſichtsvollen wird es immer leicht ſeyn, bey einer feſten Ueberzeugung die gute Sache gegen falſche Angriffe und Spott zu vertheidigen. Doch, wer ſich dazu nicht Kenntniſſe genug, oder nicht genug Fertigkeit im Reden zutrauen kann, oder wen das überwiegende Anſehen des Gegners zurückhalten muß, der hüte ſich wenigſtens, mit einzuſtimmen, oder Beyfall, oder auch nur Gleichgültigkeit zu verrathen. Er ſchweige; doch nicht mit gefälliger Mine, die einer Bejahung ähnlich ſieht, und den Feind kühner macht. Nein, er ſchweige mit ſichtbarem Ernſt und Misfallen; und meide, wenn er

kann,

kann, künftig des Spötters Umgang, oder bedinge es ſich aus, nicht ferner mehr Spott über die Religion zu hören.

Achtung und Liebe für das Chriſtenthum beweiſet ſich außer dem thätigen Leben auch noch durch ungezwungene ungeheuchelte Theilnehmung an den Andachtspflichten. Gleich entfernt muß der Chriſt hier von zwey Fehlern ſeyn. Einmal von der Scheinheiligkeit, die mit Gebet, Gottesdienſt und feyerlichen Religionshandlungen ſtolz thut: aber auch eben ſo ſehr von der ſträflichen Schwachheit, die ſich der Andacht unedel ſchämt. — Man erfülle doch dieſe Pflichten nach dem Eingeben des Herzens, ſo wie es Zeit und Umſtände geſtatten, ohne dabey das Urtheil der Welt in Betracht zu ziehen. — Je weniger man dabey Ehre vor Menſchen ſucht, deſto mehr wird man die Religion ehren.

Am erſten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 16, 19—31.

Einleitung.

Unſer Text enthält eine Beſchreibung zweyer Menſchen, die uns die große Ungleichheit der Glücksgüter und Schickſale in der Welt lebhaft empfinden läßt. Wir ſehen hier einen Reichen im Beſitz alles Ueberfluſſes, im Genuſſe mannigfaltiger, abwechſelnder Vergnügungen; und vor ſeiner Thür einen Armen in tiefem Elende. Der Erſtere hat keine andere Sorge, als wie er ſich ergetzen will: dem Letztern fehlen alle Nothwendigkeiten des Lebens. Er iſt ſelbſt in der Krankheit ohne alle Pflege, von aller Hülfe verlaſſen. — Dieſer auffallende Unterſchied verführt uns leicht, Jenen ohne alle weitere Rückſicht glücklich zu preiſen, und Dieſen Zuſtand als völlig troſtlos anzuſehen. Gleichwohl erhellet nicht nur aus der ganzen Erzählung ziemlich deutlich, daß Lazarus Gemüthsverfaſſung mitten in ſeinem Elende glücklicher, als die jenes Reichen in ſeinen Vergnügungen war: ſondern der Ausgang ihres Lebens zeigt auch, wie ſehr wir Urſache gehabt hätten, uns ſelbſt mit Uebernehmung aller Leiden lieber in die Stelle des Armen, als in den Platz und die Denkart des Reichen zu wünſchen.

So laſſen wir uns oftmals durch glänzenden Außenſchein und durch den finſtern Anblick äußerer Uebel, inſonderheit aber durch das größere und geringere Maaß des zeitlichen Vermögens verleiten, die menſchliche Glückſeligkeit einſeitig und irrig zu beurtheilen. Reichthum und Armuth beſtimmen zwar allerdings einen — und freylich nicht geringen — Theil unſers Wohlergehns, oder unſrer Leiden: aber auf ihnen beruht doch nicht alles. Reichthum macht nicht nothwendig glücklich; Armuth nicht nothwendig unglücklich. — Es liegt viel daran, dies zu wiſſen und den eigentlichen Werth der zeitlichen Güter zu kennen.

Vortrag.

Ueber die Vorzüge des Reichen vor dem Armen.

I. Gewöhnliche irrige Berechnung derſelben.

II. Ihre richtigere Schätzung.

Erſter Theil.

Reichthümer werden von denen, die ſie nicht beſitzen, von Seiten ihres Werths und ihres Einfluſſes auf die menſchliche Glückſeligkeit insgemein höher angeſchlagen, als ſie es verdienen. Dies rührt theils daher, weil man die Glückſeligkeit ſehr häufig nur in äußern Dingen ſucht und glaubt, der Gemüthszuſtand müſſe ſich nach dieſen nothwendig richten; und theils auch daher, weil Unerfahrne die Mängel und Unannehmlichkeiten zu wenig kennen, von welchen gröſſere Beſitzungen gewöhnlich begleitet werden.

Es iſt eine alltägliche Meynung: der Reiche ſey ſchon an und für ſich ein glücklicher Menſch. Er habe alles, was zu einem zufriedenen Leben gehöre. Er wiſſe nichts von Lebenslaſt, Ungemach und Sorgen. Er könne nach Gefallen jeden ſeiner Wünſche befriedigen. Er ſey überall geehrt und geachtet. Es ſtehe in ſeiner Gewalt, ſo viel Vergnügungen zu genießen, als er nur wolle. Er habe (ſo hört man wirklich reden) ſeinen Himmel ſchon auf der Erde. — Wie viel Unwahres und Schwankendes in dieſem Urtheil iſt, das ſollte man nun ſchon einſehen, wenn man nur ein wenig mehr auf Erfahrung Rückſicht nehmen wollte. Wie ſo manchem Rei-

Reichen fehlt ein großer Theil der Glückſeligkeit, die als ſein unfehlbares Loos angeſehen wird! Wie oft iſt das Schickſal Derjenigen, die von einem gewiſſen blendenden Scheine umgeben ſind, wenn man es mehr in der Nähe und ſeinen einzelnen Umſtänden nach betrachtet, wenig beneidenswerth; weniger, als der beklagte Zuſtand manches Armen! Und was läßt ſich auch leichter deutlich beweiſen, als daß Reichthum allein bey weitem noch nicht zulangt, den Menſchen abſeiten ſeines Geiſts und Herzens zu beglücken; daß er noch nicht einmal das ganze äußere Wohl beſtimmt; ja daß er ſogar in gewiſſem Betracht leicht ein Hinderniß wahrer Glückſeligkeit werden kann, wenn die von Schein und Sinnlichkeit geblendete Welt nur geneigt wäre, dieſer Wahrheit Gehör zu geben?

Setzen wir das Hauptglück des Lebens in den Beſitz eines zufriedenen Herzens: ſo iſt dies nicht nur keine nothwendige Wirkung des Reichthums, ſondern es iſt auch ſelbſt ſchwer, es damit zu vereinigen. Das ſehen wir an vielen Begüterten, und die Urſache iſt leicht begreiflich. Der Ueberfluß entfernt zwar Nahrungsſorgen, (obgleich auch die nicht allemal bey Thörichtdenkenden,) aber er führt dagegen auch insgemein andre Beunruhigungen wiederum herbey, die nicht minder beſchwerlich ſind. Da ſind Sorgen, die die Verwaltung des größern Vermögens in nicht geringem Maaße verurſacht; Sorgen und Furcht vor Verluſt und Schaden; bittere Gefühle über gekränktes Eigenthum; läſtiger Ueberlauf von Menſchen, die in verſchiedener Art auf des Reichen Gut Anſchläge gemacht haben; und, was nur zu häufig iſt, leidenſchaftliche Liebe zum Gelde, die allein ſchon alle Ruhe des Herzens ſtört. Wenige Begüterte ſind ſo weiſe und ſo weit Herr über ſich, daß nicht mit dem zunehmenden Vermögen eine in gleichem Grade verſtärkte Anhänglichkeit an daſſelbe bey ihnen unvermerkt einſchliche. Keiner, der dieſe Gefahr noch nicht ſelbſt erfahren hat, kennt ihre Größe; Keiner kann für ſein Herz Bürge ſeyn, ſo kühn ſich auch Mancher in Dürftigkeit oder im Mittelſtande vermißt: er würde ſich von Geiz und Habſucht nicht bethören laſſen. Mit dieſen Geſinnungen aber iſt vollends keine Zufriedenheit vereinbar. Da

wird das Gemüth unaufhörlich von heißen Wünſchen und fehlgeſchlagenen Hoffnungen, von Angſt vor Unſicherheit und allen bloß möglichen Unglücksfällen, auch wohl von bittern Todesgedanken gepeinigt. Der Menſch wird mitten im äuſſern Glücke ſeines Lebens nicht froh. Pred. Sal. 5, 9. Der Reichthum kann alſo der Gemüthsruhe leicht eben ſo hinderlich werden in ſeiner Art, und wird es wirklich verhältnißmäßig eben ſo oft, als die Armuth. In beyden Ständen giebt es Zufriedene und Unzufriedene. Folglich kömmt nicht ſo viel auf Güter für die Zufriedenheit an, als man gemeiniglich glaubt; und der Vorzug des Reichen iſt in dieſem Betracht geringer, als man ihn anzuſchlagen pflegt.

Mit dem Beſitze eines großen Vermögens iſt ferner eben ſo wenig ein vollkommnes äußeres Glück verbunden, als mit der Dürftigkeit ein gänzlicher Mangel alles irrdiſchen Guten. Sonderbar iſt die blinde Verehrung des Geldes, daß man meynt, wo es in größerm Maaße iſt, da müßten auch alle übrige Umſtände gleich erwünſcht ſeyn, da doch Jeder weiß, daß ſich die ſchätzbarſten Güter des Lebens damit keinesweges erkaufen laſſen, und daß mit großen Reichthümern manche ſehr große Leiden verknüpft ſeyn können. Auf Geſundheit, erquickenden Schlaf, frohen Genuß der Nahrungsmittel, auf die Freuden der Freundſchaft und des häuslichen Lebens hat das mehrere und wenigere Vermögen keinen Einfluß. Der Vortheil iſt hier eben ſo oft, vielleicht noch öfter auf Seiten des Unbegüterten, als des Reichen. Krankheiten, Widerwärtigkeiten von der Welt, häusliche und Familienleiden ſind nicht weniger des Letztern als des Erſtern Loos. Wider ſie gewährt der Reichthum weder Schutz noch Troſt. Irrig iſt alſo die Behauptung: Begüterte wüßten nichts von Lebenslaſt und Ungemach. Viele empfinden davon in der That weit mehr, als manche Arme. Und warum will man es doch Jenen ſo hoch anrechnen, und die Welt deswegen für ihren Himmel erklären, daß ſie alle mögliche Bequemlichkeiten genießen könnten? Das ſind ja doch Dinge, die nur Der mit Hochachtung anſieht, dem ſie fehlen, die aber Dem, der ſie hat, gar bald unmerklich und gleichgültig werden. Hat denn nicht auch der Güterloſe ſeine

Ver-

Vergnügungen, und ſchmeckt er ſie nicht mehr, ob ſie gleich weniger koſtbar ſind? Kein veränderlicher Menſch — und das ſind wir alle bey unſerer Sinnlichkeit — findet ſein Paradies auf dieſer Erde.

Nehmen wir hierzu nun noch die Gefahren, die der Reichthum für das Herz und die Tugend hat: ſo iſt er vollends nicht ſo ohne alle Bedingung wünſchenswerth. Zwar hat auch die Dürftigkeit ihre großen Verſuchungen; und es iſt nicht leicht zu entſcheiden, an welcher Seite die größten ſind. Aber dann folgt doch ſo viel aus jeder Vergleichung, daß es in beyden Ständen ſchwer iſt, das Gewiſſen unbefleckt und die Seele unverdorben zu erhalten. Spr. Sal. 30, 8. 9. Verſündigt ſich der Arme leicht durch Klagen und Mistrauen gegen Gott, durch Neid gegen Beglücktere, durch ſtrafbare Mittel, ſeine ſchlechten Umſtände zu verbeſſern: ſo vergeht ſich der Reiche eben ſo leicht durch Fühlloſigkeit und Undank gegen die Güte der Vorſehung, durch Stolz und Härte gegen ſeine Mitmenſchen, und durch mannigfaltigen Misbrauch ſeines Vermögens. Beyder Tugend iſt einer größern Prüfung ausgeſetzt, als die Tugend Des, der im Mittelſtande lebt, und der ſich deswegen vor beyden glücklich zu ſchätzen hat.

Zweyter Theil.

Wir wollen indeß nicht leugnen, daß nicht Begüterte gewiſſe ſchätzbare Vorzüge haben ſollten. Doch kömmt es in Anſehung dieſer vornehmlich erſt auf die Geſinnungsart und Beſchaffenheit des Herzens an. Iſt der Reiche ein verſtändiger Mann, der zeitliche Güter nicht über und nicht unter ihren Werth, ſondern für das ſchätzt, was ſie ſind; hat er Geſetztheit des Gemüths genug, ſich nicht durch ſie zu jenen vorhin erwähnten Fehlern hinreißen zu laſſen, und chriſtliche Weisheit genug, ſie zweckmäßig zu gebrauchen: ſo wird auch der Reichthum in ſeiner Hand ein Mittel zum frohern Leben, zur Bewirkung vieles Guten in der Welt und zur Vollbringung der edelſten Tugendwerke.

Es iſt doch immer ein Glück, ſich in einer Lage zu befinden, wo man der beſchwerlichen Uebel, die die Armuth mit

ſich bringt, überhoben iſt, und wo man, wenn man nur ſelber ernſtlich will, leichter zufrieden ſeyn kann. Jeder, dem die Vorſehung mehr, als des Lebens Nothdurft verlieh, ſollte es oft und mit dankbarem Herzen erkennen, wie viel er im Aeußerlichen vor denen voraus hat, die kaum das Allernöthigſte haben. Er denke, (nicht mit ſtolzer Verachtung, ſondern mit menſchlichem Gefühl) an Diejenigen, welche mit ſaurer Arbeit ſich und die Ihrigen nur kümmerlich ernähren können; an die von ſchwerer Schuldenlaſt Gedrückten, an die Hülfsbedürftigen, Arbeitloſen, Gebrechlichen, Kranken und Bejahrten, die lediglich von der ungewiſſen Barmherzigkeit anderer leben müſſen, denen Bequemlichkeit und Pflege verſagt, die ſo gewöhnlich ein Gegenſtand der Verachtung und bey der dürftigſten Verſorgung noch ſo oft unbilligen Kränkungen ausgeſetzt ſind. Er ſtelle ſich deren Zuſtand lebhaft vor, und vergleiche damit ſeine beſſern Umſtände. Er erwäge oft, wie leicht er, wenn Gott es gewollt hätte, in ihrer Stelle ſeyn könnte. Gewiß, der muß ein ſehr verwöhntes, verdorbenes Herz haben, der bey dieſen Gedanken nicht gegen Gott dankbar und zufrieden wird!

Größere Glücksgüter ſetzen ihren Beſitzer aber auch in den Stand, mehr Gutes in der Welt zu ſtiften, und insbeſondere die edelſten Werke der Menſchenliebe und Wohlthätigkeit zu verrichten. Bey ihm kömmt dies bloß auf den Willen an, da der Unbegüterte es oft bloß bey frommen Wünſchen bewenden laſſen muß. Nicht nur kann der Reiche beſſer für die Seinen ſorgen; auf die Erziehung ſeiner Kinder mehr verwenden, und leichter den Grund zu ihrem künftigen Glücke legen; ſeinen Angehörigen das Leben erleichtern, und ſeinen Freunden mehr und wichtigere Dienſte leiſten: ſondern ſein Vermögen macht ihn auch, wenn er es ſeyn will, überhaupt zu einem brauchbarern Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft. Wie kann er ſich durch ſo manche gute, gemeinnützige Anſtalten um Welt und Vaterland verdient machen! Wie viel inſonderheit zur Abhelfung und Verminderung des menſchliſchen Elends beytragen! Wie durch ſo manche Art von Unterſtützung hülfloſer Armen, bedrängter Familien, verlaſſener Witwen und Waiſen ſich die ſeligſten Freuden verſchaf-

ſchaffen, die ihn noch in die Ewigkeit begleiten werden! — Dies iſt bey weitem die vorzüglichſte Seite, die der Reichthum hat. Möchte ſie nur von allen ſeinen Beſitzern dafür erkant und der Sittenlehre des Chriſtenthums gemäß benutzt werden. 1 Tim. 1, 17 — 19.

Aus dieſer Betrachtung fließt nun die Wahrheit: der Reichthum hat vor der Armuth gewiſſe Vorzüge, die aber nicht ſowohl im Beſitze des Geldes, als vielmehr in einem weiſen Gebrauche deſſelben zu ſuchen ſind. Er macht nicht Jeden glücklich, ſondern nur Den, der dabey ein rechtſchaffenes Herz beſitzt, und ihn wohl anwendet. Nicht Ueberfluß an ſich, ſondern das iſt in allen Umſtänden des Lebens ein großer Gewinn, wer gottſelig iſt, und läßt ſich begnügen.

Am zweyten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 14, 16 — 24.

Einleitung.

Der eigentliche Zweck dieſer Gleichnißrede war eben der, den Jeſus bey mehrern ähnlichen hatte, es nämlich den Juden recht anſchaulich zu machen, wie ſehr ſie ſich durch Verwerfung ſeiner Lehre an ſich ſelbſt verſündigten. Sie glichen vollkommen jenen unwürdigen Gäſten, die die Einladung zu einem frohen Mahle erſt annahmen, nachher aber, als ſie gerufen wurden, unter nichtigen, obgleich ſcheinbaren, Vorwänden ſich weigerten, zu erſcheinen. Lange hatte dies Volk einen ihm verheißenen Erlöſer erwartet. Als er erſchien, und das nicht war, was man irrig geglaubt hatte, verachteten ihn ſeine verblendeten Zeitgenoſſen, und beraubten ſich der Glückſeligkeit, die ihnen ſeine göttliche Lehre darbot.

Im ſtrengſten Sinne iſt freylich dieſe Erzählung nach ihrer Hauptabſicht auf uns Chriſten nicht anwendbar. Der größere Theil von uns iſt weit entfernt, ſich von Jeſus Lehre ausdrücklich loszuſagen; bekennt ſich vielmehr dem Namen nach zum Glauben an ſie, und würde ſich das Vorrecht, Chriſten zu heißen, nicht nehmen laſſen. Gleichwohl giebt es unter den Bekennern des Chriſtenthums ſehr häufig eine Geſinnungsart gegen die Religion, die

 mit

mit dem Betragen jener Eingeladenen viel ähnliches hat. Man läßt es bey dem bloßen Bekenntniß bewenden, ohne die Lehren und Vorſchriften der Religion ſo, wie es ſeyn ſollte, für Herz und Leben zu benutzen. Man nimmt alſo die Auffoderung zum Chriſtenthum an, ohne ſie jedoch zu befolgen. Man iſt höchſtens nur da ein thätiger Chriſt, wo es mit andern Wünſchen und Neigungen nicht ſtreitet. Dieſe wirkliche Gleichgültigkeit gegen die Religion verdient um ſo mehr ins Licht geſetzt zu werden, da ſie noch dazu ſehr ſelten von Seiten ihrer Sträflichkeit und ihres Schadens erkannt wird.

Vortrag.

Einige der gewöhnlichſten Urſachen, warum das Chriſtenthum nicht ſeinem Werthe gemäß geſchätzt und auf das Leben angewandt wird.

I. Das Vorurtheil: die Hauptſache beſtehe in müſſigem Glauben und äußerm Bekenntniß.

II. Die zu große Werthſchätzung der Güter und Freuden dieſes Lebens, mit welchen das Chriſtenthum als unverträglich angeſehen wird.

III. Die Abgeneigtheit, ſich zu der Selbſtverleugnung zu entſchließen, welche die chriſtliche Sittenlehre mit Recht fodert.

Erſter Theil.

Nichts hat von je her mehr zur Unthätigkeit in der Religion und zur Erniedrigung ihres Werths beygetragen, als der Misverſtand des Worts Glaube. Nur zu oft hat man es hier in eben dem allzu eingeſchränkten und buchſtäblichen Sinne genommen, wie man es im gemeinen Leben bey Geſchichtserzählungen und gleichgültigen Dingen zu nehmen pflegt, als ein bloßes Fürwahrhalten, wobey nun weiter nichts erfoderlich ſey; ja gar als ein Fürwahrhalten ohne eigne nähere Prüfung und Gründe auf das Wort und Anſehen anderer Menſchen. Auf dieſe falſche Erklärung wandte man denn die großen Verheißungen an, die in der Bibel dem Glauben im beſſern Verſtande gegeben werden, als

z. B.

z. B. Wer glaubt wird ſelig werden; und ſo entſtand das ſchädliche Vorurtheil: um ein Chriſt zu ſeyn, und die Seligkeit zu erlangen, komme es einzig und allein, oder doch vornehmlich nur darauf an, daß man die Lehren des Chriſtenthums als wahr gelten laſſe, und ſie eifrig mit dem Munde bekenne. — Es iſt leicht zu errathen, wie ſehr hierunter das thätige Chriſtenthum leiden mußte. Denn da das Thun das Schwerere iſt: ſo mußte es auch Vielen willkommen ſeyn, ſich deſſelben überheben zu können, und auf einem leichtern, bequemern Wege zum Himmel zu gehen. Da wurden denn Tugend, Pflicht und Rechtſchaffenheit des Lebens als Nebenſache angeſehen; alle Sünden und Laſter ſchienen nun mit der Religion vereinbar und der Seligkeit nicht hinderlich. Der eingebildete Glaube vergütete alles, zumal wenn er mit vielen äußern Andachtswerken verbunden war. Eine traurige Verirrung der Vernunft, und eine unwürdige Herabſetzung der Lehre Jeſu, die vormals in finſterern Zeiten allgemein war, wovon indeß auch unſer itziges Zeitalter noch nicht ganz frey iſt.

Aber längſt hätte man doch den offenbaren Ungrund dieſes groben Irrthums einſehen ſollen. Und man würde ihn eingeſehen haben, wenn man ſich mehr an die Bibel gehalten, und ſich bemüht hätte, ſie richtig zu erklären. Die Schrift fodert allerdings Glauben. Sie macht ihn den Chriſten zu ihrer erſten, nothwendigſten Bedingung, um durch die Lehre Jeſu glücklich und ſelig zu werden. Wie könnte ſie auch anders? Eine Religion, die die meinige werden, die mich beglücken ſoll, muß ich doch wohl nothwendig erſt als wahr erkennen und annehmen. Aber nie verſteht die Bibel unter dem gefoderten Glauben jenes blinde, leere Fürwahrhalten. Dies kann bey Erzählungen genug ſeyn, worauf nichts ankömmt: unmöglich aber bey einer Religion, die höchſt wichtige Lehren, Verheißungen und Vorſchriften enthält; die den Menſchen beruhigen, beſſern, fromm und gut und einer ewigen Glückſeligkeit fähig machen ſoll. Hier iſt gegründete Ueberzeugung, eigne richtige Kenntniß und Gefühl der Wahrheit, thätige Befolgung und Anwendung nothwendig. Alles dies faßt auch die Schrift unzertrennlich zu-

ſam-

ſammen, wie es denn von dem Glauben in der Religion durchaus unzertrennlich iſt. Das ſehen wir ſchon daraus, daß mit dieſem Worte ſehr oft das geſammte Chriſtenthum bezeichnet wird, oder der ganze Inbegriff der Wahrheiten, die Jeſus gelehrt hat, wohin alſo auch die Pflichten gehören, die uns nicht zum bloßen Wiſſen vorgeſchrieben ſeyn können. Ueberdies ſagen es ja Jeſus und ſeine Apoſtel bey aller Gelegenheit deutlich genug, daß nicht Wiſſen und Fürwahrhalten, nicht Bekennen, ſondern daß die Ueberzeugung, welche in thätige Ausübung übergeht, der Weg zur Seligkeit ſey. Matth. 7, 21. Gal. 5, 6. Das iſt alſo der gröbſte Selbſtbetrug, wenn man der Religion damit genugzuthun meynt, daß man ſie für wahr hält, und ſich zu ihr bekennt. So muß ſie ja ihres Hauptzwecks, das Herz wahrhaftig zu beruhigen und zu beſſern, gänzlich verfehlen. Und ein Glaube, der nicht auf das Leben wirkt, iſt auch nur vorgeblich. Wahre Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Lehre Jeſu kann nicht ohne thätiges Chriſtenthum, ſo wie dieſes nicht ohne jene, Statt finden.

Zweyter Theil.

Daß die Religion bey Vielen den Werth nicht hat, den ſie haben ſollte, dies hat ferner ſeinen Grund in der zu großen Liebe zu den Gütern und Freuden dieſes Lebens. Der größere Theil der Menſchen wird noch immer durch die Sinnlichkeit verleitet, das Sichtbare dem Unſichtbaren, das Gegenwärtige dem Zukünftigen, die Mittel des äußern Glücks dem Wohl der unſterblichen Seele vorzuziehen. Wäre die Religion eine Anweiſung zum Gütererwerb, zur Erlangung eines großen Namens vor der Welt, zum Wohlleben, oder ein Verwahrungsmittel wider alle Leiden und Unannehmlichkeiten: ſo würde es ihr an warmen Freunden nicht fehlen. So aber iſt ſie nur eine Anleitung zur Vervollkommnung des Geiſtes, zur Verbeſſerung der Geſinnungen und zur Vorbereitung auf eine entfernt geglaubte Ewigkeit. Ihre Güter, die ſie verſpricht, ſind nicht für ſinnliche Wünſche, nein, nur für ein Herz anziehend, was ſich über dieſe erhebt und in die Zukunft blickt; frohes Bewußtſeyn der Gnade Gottes,

Freu-

Freuden der Andacht und der Tugend, beruhigende, freudige Hoffnung eines künftigen ſeligen Lebens. Immer wird dieſer edlere Theil der menſchlichen Glückſeligkeit in den Augen Derer, die ſich gewöhnt haben, das Irrdiſche im ſteten Verkehr und Umgange mit ihm über ſeinen Werth zu lieben, als das Geringere, als Nebenſache erſcheinen; und ſo wird die Laulichkeit ganz begreiflich, mit der die Religion von Vielen behandelt wird. — Hierzu kömmt nun noch das Vorurtheil: das Chriſtenthum ſey mit dem Glücke dieſes Lebens unverträglich; es ſpreche irdiſchen Gütern ihren Werth ab, und heiße ſie verachten; es fodere, daß ſeine Bekenner allen Freuden entſagen, ein finſteres, trauriges Leben führen ſollen. Wie kann es bey einer ſolchen Meynung geliebt werden!

Allein ließen ſich denn dieſe Hinderniſſe wohl nicht heben? Was den zuletzt angeführten Irrthum betrifft: ſo iſt doch nun ſchon lange daran gearbeitet worden, durch vernünftige Vorſtellungen die Chriſten eines beſſern zu belehren. Längſt hat man ihnen gezeigt, daß die Foderungen der Lehre Jeſu, alles zu verlaſſen und die Ankündigungen der Trübſalen um des Chriſtenthums willen nur auf jene Zeiten ſeiner erſten Bekenner, nicht aber auf die unſern Anwendung leiden. Es iſt und wird ihnen noch immer geſagt, daß die chriſtliche Sittenlehre weder erlaubten Güterbeſitz tadelt, noch unſchuldige Freuden verdammt; daß ſie dieſe Dinge nur nicht höher, als ſie es verdienen, geachtet wiſſen will, und nur ihren Misbrauch verbeut, wie es die geſunde Vernunft ſchon thut. Und ſo wird ja die Religion eher ein Mittel, den frohen Genuß des Lebens zu befördern, als ihn zu hindern. — Sollten vernünftige Menſchen denn aber auch wohl aus ungemäßigter Liebe zu den Dingen, die zum äußern Glück gehören, die Erfoderniſſe ihrer innern und ewigen Glückſeligkeit vergeſſen oder geringſchätzen? Was iſt doch alles Aeußere, wenn es der Seele an ihrer Wohlfahrt gebricht? Was ſind Reichthümer, was alle Ergetzungen, was Ehre und Ruhm vor der Welt bey einem verdorbenen, tugendleeren Herzen, bey ungezähmten Begierden, bey böſen Geſinnungen? Was ſind ſie, wenn uns das Gewiſſen ſagt, daß wir in einem unſeligen Verhältniſſe mit Gott ſtehen? Was iſt

ihr kurzer, höchſt ungewiſſer Beſitz, wenn uns nicht eine gegründete, ſtets lebendige Erwartung eines beſſern Lebens wider ihren Verluſt beruhigt? Sey alſo das Chriſtenthum keine Vorſchrift zum Erwerb dieſer zeitlichen Vortheile: ſo iſt es doch unentbehrlich, wenn ſie uns zu gute kommen ſollen. Es erhöht unſer Wohl hienieden, und ſichert uns das, was unvergänglich iſt. „Die Gottſeligkeit hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens." Was bedarf es mehr, um die Religion nachdrücklich zu empfehlen, als richtigere Begriffe von ihr und ihren großen Vortheilen; richtigere Begriffe von der Welt und ihren Gütern?

Dritter Theil.

Das Chriſtenthum fodert eine ſtrenge Tugend. Seine Bekenner ſollen „verleugnen alles ungöttliche Weſen und alle weltliche Lüſte, dagegen aber züchtig, gerecht und gottſelig leben.„ Auch hierin liegt ein Hauptgrund, warum es nicht allgemein geliebt und befolgt wird. Man denke ſich hier die Menge Derer, die in dem Irrthum ſtehen: Tugend ſey Einſchränkung der Freyheit; die ſich weder überwinden können, noch wollen, lange in ſich genährten Begierden und böſen Gewohnheiten zu entſagen, und die in der Befriedigung ihrer ſträflichen Neigungen ihre Glückſeligkeit zu finden glauben. Scheint es nicht den Freunden der Wolluſt, der Unmäßigkeit, der Ungerechtigkeit ein zu hartes Opfer zu ſeyn, ihre ſüßen Vergnügungen und ſcheinbar großen Vortheile aufgeben zu müſſen? Können ſich Ausſchweifende ſo leicht entſchließen, ſittſam und mäßig; Ungerechte, ehrlich; Geizige, genügſam und freygebig; Neidiſche und Hartherzige, theilnehmende Menſchenfreunde; Feindſelige und Rachgierige, verſöhnlich und ſanftmüthig zu werden? Können dieſe Alle Freunde von der Religion ſeyn, ſo lange ſie es von Laſtern ſind? Laſterliebe iſt in jedem Falle mit dem Chriſtenthum unverträglich, nur äußert ſie ihre böſen Wirkungen auf verſchiedene Art. Bey Einigen erzeugt ſie Gleichgültigkeit; bey Andern wirklichen Haß gegen die Religion, die als Zwang und Stöhrerin der Freuden betrachtet wird; noch Andere verführt ſie, ihr Herz gleichſam zu theilen und ihre Lieblings-

ſünden beyzubehalten, wenn ſie ja noch die Nothwendigkeit fühlen, Chriſten zu ſeyn. Sie ſind es dann nur, wo es auf Glauben und äußere Gottesverehrung ankömmt, oder im Thun nur, wo es ihnen leicht wird und wo ihre Begierden ſchweigen.

Dieſem taurigen Uebel würde abgeholfen werden, wenn man nur allen unwiſſenden und durch ihr Herz betrogenen Menſchen die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der in der chriſtlichen Sittenlehre gefoderten Selbſtverleugnung fühlbar genug machen könnte. Und freylich iſt Jedem dieſe Einſicht nahe genug, wer ſie nur haben will. Sind böſe Triebe, ungemäßigte Leidenſchaften und ſträfliche Handlungen mit der wahren Glückſeligkeit des Menſchen, die Jeſus Lehre zur Abſicht hat, verträglich? Kann mit ihnen die ſo wünſchenswerthe Ruhe des Gemüths und Gewiſſens, der frohe Gedanke an Gott, an Tod und Ewigkeit beſtehen? Sind die dadurch erlangten kurzdauernden Freuden und elenden Vortheile nicht eine gewiſſe Quelle nachfolgender größerer Uebel? Iſt es alſo nicht Wohlthat, daß uns hier Selbſtbeherrſchung geboten ward? Iſt Tugend nicht — ſo ſchwer ſie auch werden mag — der einzige Weg zum Wohlergehen? — Und ſo kann ja die Religion in dieſer Foderung nie zu ſtrenge ſeyn? Es weniger ſeyn, als ſie es iſt, hieße alle Laſter geſtatten. Sie kann und darf keine Ausnahme zulaſſen. Ihre Strenge iſt nicht Zwang, ſondern Anweiſung, uns von dem Joch unſeliger Lüſte zu befreyen, nach Weisheit zu handeln und unſern Geiſt auf ewig zu beglücken. — Würde dieſe Wahrheit von Jedermann mit lebhafter Ueberzeugung erkannt: ſo hätte das Chriſtenthum mehr thätige Freunde und Verehrer.

Am dritten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 15, 1 — 10.

Einleitung.

Nicht liebenswürdiger erſcheint das Herz des Erlöſers, als wenn er ſich zu verachteten oder überall gehaßten Menſchen gütig herabläßt,

läßt, und ſich ihrer gegen ihre Verächter und Haſſer annimmt. So ſehen wir ihn nach der vorgeleſenen Erzählung in einer Geſellſchaft von Leuten, die in dem allgemeinen Rufe der Ungerechtigkeit ſtanden, und als geglaubte größere Sünder jedem ſtolzen Juden ein Abſcheu waren. Jeſus würdigte ſie ſeines Umgangs; erwarb ſich ihr Vertrauen und beſſerte ſie. Als ihm hierüber von den Phariſäern Vorwürfe gemacht wurden: ſo rechtfertigte er nicht nur ſein Betragen in einigen treffenden Gleichniſſen, ſondern verſicherte auch ſeine Gegner zu ihrer Beſchämung ausdrücklich, daß ein gebeſſerter Sünder auch im Himmel Freude erwecke, ſelbſt mehr, als viele ungefallene Tugendfreunde. — Man muß es fühlen, wie weiſe und göttlich er hier handelte; wie unendlich viel edler, als ſeine Tadler, denen es unter ihrer Würde zu ſeyn ſchien, ſich mit ſolchen Sündern nur in ein Geſpräch einzulaſſen; die durch jede Bemühung, ihnen nützlich zu werden, ihrer Heiligkeit etwas zu vergeben geglaubt haben würden. Sein Beyſpiel muß es jeden Gutdenkenden einſehen und empfinden laſſen, daß es wahrer Tugend eigen und höchſt anſtändig iſt, auch ſolchen Menſchen, die ſich durch gröbere Vergehungen verächtlich oder verhaßt gemacht haben, mit Güte zu begegnen, ihr Schickſal, ſo viel möglich, zu erleichtern, ihnen Muth und Trieb zur Beſſerung einzuflößen, und ſich um die Herſtellung ſo ihres äußern Glücks, als der Wohlfahrt ihrer Seele verdient zu machen. Und ſo ſehr uns dies edelmüthige Betragen Jeſu gefallen muß: ſo iſt es auch für uns Pflicht, uns ihm hierin ähnlich zu beweiſen.

Vortrag.

Chriſtliche Billigkeit und Güte gegen diejenigen, welche ſich vergangen haben.

I. Ihre Foderungen.

II. Ihre Pflichtmäßigkeit.

Erſter Theil.

Alle chriſtliche Pflichten haben ihre beſtimmten Grenzen; und ſo auch die Güte und Billigkeit gegen Menſchen, welche grober Vergehungen ſchuldig ſind. Das Chriſtenthum nimmt keinesweges Laſter in Schutz. Es will nicht, daß Verbrechen, die einmal bekant geworden ſind, ſtraflos bleiben; nicht, daß geſetzwidrige Handlungen geſtattet und ſchädliche Unordnungen überſehen werden. Es billigt jede Strenge, die

die zur Erhaltung der Sittlichkeit, der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und gemeinen Wohlfahrt nöthig iſt. Es unterſcheidet ſehr genau ſchuldige und unſchuldige, würdige und unwürdige Menſchen, und muthet uns nicht zu, dieſen auf gleiche Art, wie jenen, zu begegnen. Es verwehrt uns keinen gerechten Tadel über fremde und ſträfliche Handlungen; will vielmehr, daß wir Gutes gut und Böſes böſe heißen, jedes Betragen alſo nach Verdienſt würdigen ſollen. Es unterſagt uns endlich alle gefährliche, der Ehre oder Tugend nachtheilige Gemeinſchaft mit ungebeſſerten Laſterhaften. Allein in dieſem allen ſchreibt uns die chriſtliche Sittenlehre doch auch eine gewiſſe Mäßigung vor. Bey dem ernſtlichen Abſcheu an Laſterthaten ſollen doch Liebe und Wohlmeynung gegen die Perſon Derjenigen, welche ſie begehen, nicht aufhören. Der größte Verbrecher ſoll noch Theil an ihnen haben. Und dieſe Liebe ſoll ſich dadurch thätig gegen Gefallene erweiſen, daß man das Unglück, was ſie ſich bereitet haben, nicht ohne Noth vergrößere, ſondern vielmehr erleichtere, ſo weit es ohne Verletzung der Gerechtigkeit geſchehen kann, und daß man ſich überhaupt um die Rettung und Herſtellung ihrer Glückſeligkeit bemühe, ſo viel es den Umſtänden nach möglich iſt.

Güte und Billigkeit erfodern zuvörderſt die Vermeidung aller u n n ö t h i g e n Strenge. Regenten und Obrigkeiten, denen es zukömmt, zu ſtrafen, müſſen es nicht genug ſeyn laſſen, gerecht zu handeln, Schuld und Unſchuld immer richtig zu unterſcheiden, die Größe von jener ſicher zu beſtimmen, und Keinen zu einer Strafe zu verurtheilen, die er den Geſetzen nach nicht verdient hat. Sind ſie gütig und billigdenkend: ſo werden ſie auch den Schuldigen ungern, nur weil es die Noth erfodert, ſtrafen; wo keine nachtheilige Folgen zu fürchten ſind, lieber begnadigen, als mit Schärfe verfahren; Strafgeſetze, welche etwa in rauhen Zeiten und von harten, leidenſchaftlichen Geſetzgebern abgefaßt wurden, nach Möglichkeit mildern; den Straffälligen immer ſo wenig leiden laſſen, und ſeinen Zuſtand ſo erträglich machen, als es der Zweck der Beſtrafung, die Beſſerung des Schuldigen und die Abſchreckung Anderer geſtattet. In beſondern Fällen, wo die vorhandenen Geſetze nur eine zweifelhafte Anwendung leiden, oder

wo dem Verbrecher noch irgend ein Umſtand zur Entſchuldigung zu Statten kömmt, werden ſie allemal den gelindern Weg wählen, und eher zu nachſichtig, als zu hart verfahren. Was hier von öffentlichen Beſtrafungen geſagt wird, das gilt auch von der Beſtrafung in den engern Verbindungen des menſchlichen Lebens. Vorgeſetzte, Hausväter und Hausmütter, ſelbſt Aeltern und Erzieher müſſen die ihnen durch Natur oder durch Verträge verliehene Gewalt nie zu einer harten Begegnung gegen ihre Untergebenen misbrauchen. Nicht nur dürfen Verweiſe und Strafen in keinem Falle die Größe des Fehlers überſchreiten, ſondern es iſt auch Pflicht, erkante Fehler, wo ihre künftige Vermeidung ſich hoffen läßt, zu überſehen; nur mit Sanftmuth den Reuigen zu erinnern, und überall ſo lange den Weg der Güte zu verſuchen, als nicht Strenge unumgänglich nothwendig iſt. Auch im Urtheil über Fehlende und Gefallene ſoll ſich die chriſtliche Billigkeit eben ſowohl, als in ihrer Behandlung zeigen. Es iſt unverantwortliche Liebloſigkeit, die geheimen, vielleicht längſt bereuten Fehltritte eines Menſchen ohne Noth bekant machen, und dadurch ſeiner Ehre und ſeinem Glücke ſchaden, mag es aus feindſeligen Abſichten, oder auch nur aus Schwatzhaftigkeit und Unbedachtſamkeit geſchehen. Noch ſträflicher, fremde Vergehungen voreilig aus der übelſten Quelle herleiten, das, was ihnen ein gelinderes Anſehen geben mögte, verſchweigen, mit Wohlgefallen von ihnen reden, und ſich ihrer, oder der Uebel, die ſie nach ſich ziehen, freuen. Und der äußerſte Grad von Unmenſchlichkeit iſt wohl der, mit Vergnügen ein Zeuge harter Beſtrafungen, wohl gar mit Vergnügen ein Zeuge von der Hinrichtung eines Miſſethäters ſeyn. Von Chriſten, die es mehr als dem Namen nach ſind, läßt ſich alles dies nicht denken. Sie beobachten es als eine heilige Pflicht, was die Liebe gebeut, Fehler des Nächſten, deren Bekantmachung ihnen nicht ausdrücklich obliegt, edelmüthig zu verſchweigen, (1 Petr. 4, 8.) und ſelbſt der Sünden Menge zu bedecken. Sie entſchuldigen gern, was ohne Nachtheil der Wahrheit nur irgend entſchuldigt werden kann; glauben und hoffen in Ungewißheit immer das Beſte. 1 Cor. 13, 7. Ihr Herz iſt weit entfernt an Beſchuldigungen des Nächſten,

ſten, oder auch am Unfall des, der ſich vergieng, Gefallen zu finden. 1 Cor. 13, 5. 6. Sie verabſcheuen es als Grauſamkeit, des Unglücklichen ſelbſtverſchuldete Leiden mit ſchadenfrohem Gemüthe anzuſehen. Nein, auch des größten Uebelthäters Schmerz erregt ihr inniges Mitleiden. So denken, ſo empfinden, ſo handeln gütige, billige Menſchenfreunde.

Eine eben ſo wichtige Foderung der Güte gegen Fehlende und von Laſtern Verführte iſt ferner die Bemühung, ſie zu beſſern. Alle Chriſten müſſen ſich hierzu, ſo wie zur Liebe, verpflichtet erkennen; und ſie haben auch insgeſammt Gelegenheit, dieſe Pflicht auszuüben, wiewohl in verſchiedenem Maaße und durch verſchiedene Mittel. Obrigkeiten müſſen bey ihren Strafen die Beſſerung ihr vornehmſtes, und in ſofern man dahin auch die Abſchreckung Anderer rechnet, ihr einziges Ziel ſeyn laſſen. Für Religionslehrer und Erzieher iſt es ein Haupttheil ihres Berufs, durch Lehren, Ermahnen, Warnen an der Beſſerung der Erwachſenen und der Jugend zu arbeiten. Aber auch jeder, den kein beſonderer Beruf dazu verbindet, kann und wird ſich gern als Menſchenfreund dies wichtige Verdienſt erwerben, ſo wie er dazu in dem Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft und ſeines Umgangs Anlaß findet. Gal. 6, 1. Man bemühe ſich nur um richtige Menſchenkenntniß; lerne Gemüther unterſcheiden; hüte ſich vor leidenſchaftlicher Heftigkeit, erinnere zu rechter Zeit; beweiſe bey ſanften Ermahnungen zugleich Ernſt, und bey nöthiger Strenge zugleich Mäßigung und ſchonende Güte; man laſſe bey allen brüderlichen Beſtrafungen Liebe und Wohlmeynung durchſcheinen, und ſey dem Nächſten, wo man kann, auf eine thätige Art zur Vermeidung ſeiner Fehler behülflich. Nur ſelten wird man dann ſeine gute Abſicht ganz verfehlen, oft aber die Freude empfinden, Verirrte auf den rechten Weg zurückgebracht, und Menſchen, die in Gefahr waren, ſich in Laſter und Unglück zu ſtürzen, gerettet zu haben. Jac, 5, 20. —

Eben die Liebe, die dem Chriſten die Beſſerung des Nächſten zur Pflicht macht, heißt ihn nun auch, nach erfolgter Beſſerung ſeine ehmaligen Vergehungen edelmüthig überſehen und vergeſſen. Jede Erwähnung des Vergangenen,

die nicht etwa noch zur Warnung nöthig iſt, jede überflüſſige Beſchämung und Demüthigung verträgt ſich mit einem guten Herzen nicht. Liebreich gieng Jeſus mit gebeſſerten Sündern um, würdigte ſie ſeiner Geſellſchaft, vertheidigte und achtete ſie öffentlich. Sein Exempel lehrt uns, was auch wir thun ſollen.

Und auch ſelbſt gegen Diejenigen, welche keiner Aenderung mehr fähig ſcheinen, finden doch noch Liebe und Güte Statt. Wenigſtens in der Erweiſung der Pflichten, die man der Menſchheit überhaupt ſchuldig iſt. Der unwürdigſte Menſch, der Allerlaſterhafteſte, der größte Verbrecher, alle dieſe müſſen doch nicht hülflos gelaſſen werden, wenn ihre unglückliche Lage Hülfe fodert. Keiner, wer er auch ſey, muß durch Entziehung unſerer Hand umkommen, oder in Verzweifelung gerathen. Iſt es uns nicht möglich, die Rettung ſeiner Seele zu bewirken, (wozu uns die Liebe gleichwohl alles verſuchen heißt,) ſo müſſen wir doch wenigſtens ſein äußeres Elend nach Möglichkeit mindern und erträglicher machen. Die Liebe heißt uns an Jedermann Gutes thun.

Zweyter Theil.

Die beſondern Pflichten, die wir bisher angeführt haben, ſind ſchon an ſich ſo einleuchtend verbindlich für Chriſten, und es iſt faſt nichts weiter nöthig für ſie zu ſagen, als daß ſie unfehlbare Wirkungen der wahren Menſchenliebe, und als ſolche in der Lehre Jeſu verſchiedentlich geboten ſind. Indeß werden folgende Vorſtellungen noch beſonders dazu dienen, ihre Nothwendigkeit und ihren Werth recht fühlbar zu machen.

Alle menſchliche Vergehungen ſind Folgen einer gewiſſen Verblendung. Entweder iſt es wirkliche Unwiſſenheit, oder ein durch Leidenſchaften irre geleiteter Verſtand, oder eine unglückliche Gewöhnung, die ſie hervorbringt. Jeder Verbrecher iſt in einem wahren Sinne ein Verführter; verführt, wo nicht durch Menſchen, doch durch Fehlſchlüſſe ſeines Verſtandes, durch Sinnlichkeit und heftige Begierden. Daß er das iſt, was er iſt, dazu haben Urſachen mitgewirkt, die er nicht in ſeiner Macht hatte, natürliche Anlage, Vernachläſſigung und Fehler in der Erziehung, Umgang, böſe Bey-

ſpiele, Gelegenheiten, äußere Umſtände. — Kann ihn dies alles gleich nicht rechtfertigen: ſo ſollte es doch eher unſer Mitleiden, als unſern Haß erregen; und das um ſo mehr, je unglücklicher er ſich macht. So billig urtheilte der größte Menſchenkenner, Jeſus, von Frevlern der ärgſten Art.

So muß uns auch eine richtige Selbſtkenntniß ſehr zu mildern Geſinnungen gegen Fehlende und Gefallene ſtimmen. Wer ſelbſt ſich großer Fehler bewußt iſt, laſſe ſich von der Selbſtliebe ſagen, was er denen, die ihm ähnlich ſind, ſchuldig ſey. Er frage ſein Gewiſſen, ob ihm unerbittliche Härte gezieme. Luc. 23, 40. Wer von ſich beſſer zu urtheilen Urſache hat, überlege, ob er das Beſſerſeyn als ſein Verdienſt anzuſehen habe; und was aus ihm geworden ſeyn möchte, wenn er von Jugend auf in allen Lagen des, den er richtet, geweſen wäre. Jedweder Chriſt prüfe ſein Herz und Leben. Findet er, daß er bey Menſchen Nachſicht, bey Gott Barmherzigkeit bedarf: ſo mache er ſich ihrer durch Ausübung an Andern werth. Luc. 6, 36. 37.

Iſt es uns darum zu thun, Fehlende zu beſſern: ſo wird dieſer edle Zweck allemal eher durch ein Betragen voll Sanftmuth, (was freylich mit Ernſt verbunden ſeyn kann und muß,) als durch ungemäßigte Strenge erreicht. Eine harte, liebloſe Begegnung erbittert. Sie kann höchſtens nur Furcht einflößen, und böſe Thaten verhüten. Aber Güte gewinnt das Herz, erweckt Schaam, aufrichtige Reue und gute Entſchließungen. Dies würde weit öfter noch ihre glückliche Wirkung ſeyn, wenn ſie allemal mit erfoderlicher Klugheit und anhaltender Geduld, nach Jeſus Muſter, bewieſen würde. Nur bey denen kann ſie ganz fruchtlos ſeyn, die überhaupt keiner Aenderung mehr fähig ſind. Und auch da erwieſen macht ſie dem Herzen des Chriſten vor Gott und Menſchen Ehre.

Am Johannisfeſte.

Text. Luc. 1, 57—80.

Einleitung.

Keine Freude iſt dem menſchlichen Herzen natürlicher und anſtändiger, als die Freude über Kinder. Aeltern finden in dieſen ſchon von dem Augenblicke an, da ſie gebohren werden, ihr ſüßeſtes Vergnügen. Doch nicht der bloße Beſitz, nicht das Naturgefühl allein, nicht bloß das Angenehme, was ſchon der Umgang mit ihren Söhnen und Töchtern in der zarten Jugend hat, macht ſie ihnen theuer: ſondern vornehmlich die Hoffnungen, die ſie von ihnen hegen. Je wahrſcheinlicher und größer dieſe ſind, deſto gröſſer und gerechter iſt ihre Freude. — Die Aeltern, deren unſer Text gedenkt, hatten hierin freylich einen beſondern Vorzug. Zacharias, durch einen höhern Wink von Gott belehrt, kannte bereits in den erſten Tagen ſeines Neugebohrnen die ihm verliehenen großen Naturgaben, den wichtigen Beruf, zu welchem ihn die Vorſehung beſtimmt hatte, und das viele Gute, was er einſt für die Welt wirken würde. Dies erhob ſeine Seele zu der frohen Begeiſterung, mit der er Gott pries. So weit erſtreckt ſich unſre Kenntniß und Vorausſicht nicht. Wir können von unſern Unmündigen Anfangs noch gar nicht, und dann erſt nur in ſchwachen Vermuthungen errathen, was ſie ihren Anlagen nach ſind, und was ſie künftig ſeyn werden. Es vergehen Jahre, ehe wir von ihnen mit einiger Gewißheit urtheilen können. Sie müſſen erſt völlig erwachſen ſeyn, ehe wir ihre Beſtimmung ſicher wiſſen. Indeß läßt uns doch ſchon ihre frühe Jugend Merkmale deſſen ſehen, was ſie für das Künftige von ſich erwarten laſſen, ſo wie bereits an der Morgendämmerung die Witterung des Tages einigermaßen ſichtbar wird. Nur daß wir ſo dort, wie hier, als kluge, erfahrne Beobachter zu Werke gehen.

Vortrag.

Ueber die günſtigen Meynungen und Erwartungen der Aeltern von ihren Kindern.

I. Vorſichtigkeitsregeln, die dabey nöthig ſind.

II. Pflichten, die daraus erwachſen.

Erſter Theil.

So ſehr es Aeltern zu gönnen iſt, daß ſie von ihren Kindern vortheilhafte Meynungen und angenehme Hoffnungen unterhalten: ſo ſehr iſt ihnen doch auch dabey die größte Behutſamkeit zu empfehlen, wenn ſie ſich nicht getäuſcht ſehen wollen. Dieſe ihnen nöthige Behutſamkeit beſteht vornehmlich in der Beobachtung folgender Regeln:

Erſtlich: ſie müſſen von ihren Kindern nicht mehr glauben oder erwarten, als wovon ſie ſich deutliche und hinreichende Gründe angeben können. — Es iſt überhaupt ſchwerer, als man denkt, die Jugend nach ihren Fähigkeiten und Neigungen ſicher zu beurtheilen: aber am ſchwerſten für Väter und Mütter. Schon der beſtändige Umgang mit den Kindern, wodurch ſie ſich leicht gewöhnen, ihre unterſcheidenden Eigenſchaften zu überſehen, macht ihnen hier große Hinderniſſe: aber noch ungleich mehr ihr zärtliches Herz und ihre große Zuneigung. Dieſe erzeugt in ihnen den heißen Wunſch, an ihren Lieblingen recht viel Gutes zu finden; und was denn erſt Wunſch iſt, wird gar leicht Glaube, wobey ſie ſich gern mit dunkeln Vorſtellungen und unſichern Vermuthungen ſtatt ſicherer Gründe behelfen. Sehr erklärlich iſt es daher, wenn ſie bereits an noch Unmündigen Vorboten eines frühreifen Verſtandes und guten Kopfs, oder Merkmale von beſonderer Zartheit der Seele und natürlicher Herzensgüte wahrnehmen, die ein Unpartheyiſcher nicht entdecken kann. Oder wenn ſie jede Aeußerung des Kindes mit betrüglichem Scharfſinn zu ſeinem Vortheil erklären; ſogar ſeine Unarten zu entſchuldigen, und aus einer guten Quelle herzuleiten wiſſen. Oder wenn ſie zwar an andern Kindern alles Tadelnswürdige ſogleich mit ſcharfem Blick auffangen, dieſelben Fehler aber — vielleicht in noch größerm Maaße — an ihren eignen nicht bemerken. In Wahrheit, es bedarf nur wenig, um ein Vater- und Mutterherz zu befriedigen, da ihm des Kindes Mängel gewöhnlich verkleinert, ſeine guten Eigenſchaften hingegen in angenehmer Vergrößerung erſcheinen. — Und nach dieſen Vorausſetzungen richten ſich denn auch die Erwartungen für die Zukunft. Wer in ſeinen Kleinen ſo viele

Vollkommenheiten ſich entwickeln zu ſehen meynt, der ſieht gewiß auch ſchon voraus in ihnen die klügſten, die geſchickteſten, die beſten erwachſenen Menſchen. — Zuweilen freylich, aber bey weitem nicht ſo oft, bringt die Vater- und Mutterliebe auch wohl einen Fehler hervor, der von dem itztbeſchriebenen gerade das Gegentheil iſt. Aeltern nämlich von ängſtlicher Gemüthsart ſind aus allzu ſorgſamer Liebe von ihren Kindern leicht weniger zufrieden, als ſie es zu ſeyn Urſache haben; fodern von ihnen Naturanlagen, die nur Wenigen verliehen wurden, und Geſchicklichkeit oder Kenntniſſe, die ihre Jahre überſteigen; tadeln deswegen zu häufig und zum größten Schaden, und verſagen ſich die ſüßeſte Hoffnung, wozu ſie gleichwohl berechtigt wären. Ihre mit Schwermuth gemiſchte Liebe malt ihnen ohne Noth eine traurige Zukunft vor. — Beyde Abwege indeß, jener gewöhnliche und dieſer ſeltenere, beweiſen, wie große Schwierigkeiten es für Aeltern hat, den richtigen Mittelweg zu treffen, oder wie fehlbar ihr Urtheil iſt. Schon viel haben diejenigen gewonnen, die dies wiſſen und deswegen auf ihre Meynung ein vernünftiges Mistrauen ſetzen. Solche Väter und Mütter werden ſich ſorgfältiger vor allen voreiligen Lobpreiſungen und Tadel hüten. Sie werden länger und ſchärfer beobachten, ehe ſie urtheilen; werden ſich nicht auf ſich ſelbſt verlaſſen, ſondern das Gutachten verſtändiger Freunde, und beſonders der Lehrer ihrer Kinder, zu Rathe ziehen, und ſo mit Sicherheit erfahren, was an ihren Kindern Gutes und Mangelhaftes iſt; was ſich aus Gründen von ihnen hoffen läßt.

Aber wenn man auch ſeine Kinder noch ſo richtig kennt: ſo muß man dabey doch nicht vergeſſen, daß ſich von ihrer itzigen Beſchaffenheit auf ihre künftige keine völlig ſichere Schlüſſe machen laſſen. — Es iſt zwar Regel, daß man im Knaben ſchon den künftigen Mann erkennt: allein dieſe Regel leidet beträchtliche Ausnahmen. Kinder können ſich noch ſehr leicht, leichter als Erwachſene, zu ihrem Vortheil und Nachtheil ändern, am Geiſt, wie am Körper. Man erlebt hiervon manche angenehme und unangenehme Erfahrung. Bey Einigen, die anfänglich wenig verſprachen, entwickeln ſich gegen das Jünglingsalter ſchätzbare Fähigkeiten, die bis-

her

her in der Seele ſchlummerten, und nur geweckt zu werden brauchten; bey Andern hingegen verliert ſich ein großer Theil des guten Anſcheins, den ſie in frühen Jahren von ſich gaben, ſo, daß der Jüngling dem ehmaligen Kinde völlig unähnlich iſt. Und eben ſo groß, als dieſe Veränderung in den Kräften des Verſtandes iſt, iſt ſie es oftmals auch in Anſehung des Gemüths und Herzens. Das Kind hat noch keine feſte Geſinnungsart; kann ſie nicht haben. Seine Fehler ſind zum Glücke noch leichter vertilgbar: aber auch eben ſo ſeine guten Eigenſchaften noch wenig zuverläſſig. Seine Neigungen gleichen einem zarten Baume, der im Wachsthum noch nach dem Eindrucke von außenher jede Richtung annehmen kann. — Dieſe Veränderungen, ihre Bewirkung und Verhütung ſind eines Theils von Menſchen ganz unabhängig, in ſofern ſie nämlich aus Naturanlage, körperlicher Beſchaffenheit, erlittenen Krankheiten oder verbeſſerter Geſundheit und Zunahme der Kräfte und manchen andern unvorhergeſehenen Vorfällen herrühren. Weit mehr aber ſind ſie Folgen der guten oder ſchlechten Erziehungsart. Beydes, hauptſächlich das Letztere, müſſen vernünftige Aeltern ernſtlich bedenken, und ſich vor der Meynung hüten, die ſo leicht der Erziehungsſorgfalt ſchadet: ihre gutgearteten, hoffnungsvollen Kinder hätten nichts von Verſchlimmerung zu fürchten.

Insbeſondere aber iſt es eine nöthige Vorſichtigkeit für Aeltern, in Abſicht des äußern Glücks ihrer Kinder nichts mit Gewißheit vorauszubeſtimmen. Auch hierin verſieht es die Vater- und Mutterliebe ſehr oft zu ihrem und der Jugend größten Schaden. In dem Verlangen, die Seinen glücklich zu ſehen, und in dem Irrthum, daß Glückſeligkeit auf äußern Dingen beruhe, macht man ſo gern für ſie große Rechnungen auf angeſehene Ehrenſtellen, die ſie bekleiden, auf Güter, die ſie beſitzen, auf erwünſchte Verbindungen, in die ſie kommen werden. Dieſe Erwartungen werden denn auf geglaubte oder wirkliche Fähigkeiten, auf ungewiſſe gegenwärtige Umſtände, oft auch ſogar auf Aberglauben und thörichte Vorbedeutungen gegründet. Aber wie trüglich ſind dieſe Rechnungen! Selbſt Geſchick und Würdigkeit verbürgen dem Jünglinge kein zeitliches, und am wenigſten ein vor-

zügliches Wohlergehen, mit welchem auch wahre Glückſeligkeit des Geiſtes nicht nothwendig verbunden iſt. Und wie üble Folgen hat es für die Ruhe der Aeltern, wenn ihre lange genährten Hoffnungen fehlſchlagen; und für die Zufriedenheit der Kinder, wenn ſie das Glück nicht erlangen, was ihnen von Jenen vorhergeſagt, und wonach in ihnen heftigere Wünſche erregt wurden! — Immer mögen wir hoffen, daß den Unſern, wenn ſie wohl erzogen, tugendhaft und der Welt brauchbar ſind, das ihnen dienliche Glück beſchieden ſeyn werde; nur aber nichts feſtſetzen, was noch ungewiß iſt, unſre Hoffnungen mäßigen und ihre Erfüllung der Vorſehung überlaſſen.

Zweyter Theil.

Die Meynungen und Erwartungen der Aeltern von ihren Kindern, wenn ſie ſich auf richtige Kenntniß gründen, beſtimmen einen wichtigen Theil der Erziehung. Zwar muß dieſe überhaupt gleich vernünftig und ſorgfältig ſeyn, ſie mag nun mehr oder weniger Früchte verſprechen. Ein guter Acker reizt ſeinen verſtändigen Eigenthümer zur fleißigen Bearbeitung durch die Vorſtellung, wie ſehr es Schade ſeyn würde, ihn verwildern zu laſſen. Aber auch ein ſchlechterer erregt bey ihm den Wunſch und das Beſtreben, aus ihm wenigſtens zu machen, was möglich iſt. — Allein ſo wie hier in einzelnen Stücken die Art der Bebauung verſchieden ſeyn wird: ſo muß es auch bey der Jugend nach Maaßgabe ihrer Anlagen die Bildung des Geiſtes und Herzens ſeyn.

Nach der Kenntniß deſſen, was ein Kind iſt und von ſich hoffen läßt, muß ſich die Wahl ſeines künftigen Berufs und die Vorbereitung zu demſelben richten. Dieſe Wahl iſt zwar nicht ganz allein der Aeltern Sache; doch aber kömmt es ihnen zu, vorläufig zu beurtheilen, für welchen Stand das Kind ſich ſchicken möchte; ſeine Erziehung ſo früh als möglich darnach einzurichten, und ſeine Neigungen demnächſt mit vernünftigen Vorſtellungen zu leiten. Verführen alle Väter und Mütter in dieſer höchſt wichtigen Sache mit erfoderlicher Klugheit; ließen nicht ſo viele ſich durch Eigenſinn, Eitelkeit und blinde Liebe verleiten, ihre Söhne zu ſolchen Berufsarten,

ten, wozu ihnen die nöthigen Eigenſchaften des Geiſtes und des Körpers fehlen, zu beſtimmen, und für ihre Töchter ſich angeſehenere Verbindungen zu verſprechen, als ſie zu erwarten berechtigt ſind, wodurch denn natürlich die ganze Erziehung fehlerhaft werden muß; wäre es nicht ein ſo gewöhnlicher Fehler, in dieſem Betracht mehr, wie man ſollte, nach hohen Dingen zu trachten; ſuchte man die Jugend mehr auf dem Wege in die Welt einzuführen, den man nach gehöriger Prüfung ihrer Kräfte und nach reifer Ueberlegung deſſen, was ſonſt noch in Betracht kommen muß, für den beſten erkennt: ſo gäbe es ein gut Theil weniger unbrauchbare, unverſorgte, misvergnügte und unglückliche Menſchen. Dann ſtünden die Meiſten wenigſtens mit Ehre und Zufriedenheit auf ihrem rechten Poſten; in allen Ständen wäre mehr Ordnung und richtiges Verhältniß; in der ganzen menſchlichen Geſellſchaft wäre mehr allgemeine, mehr häusliche Glückſeligkeit. — So wählt ein erfahrner Landmann für jeden ſeiner Aecker die ſchickliche Fruchtart, und freuet ſich dann auch nachher einer geſegnetern Erndte. —

Eine richtige Beurtheilung der Kinder, ihrer Fähigkeiten und Gemüthsneigungen weiſet auch ſowohl das rechte Maaß und die beſte Art ihres Unterrichts, als die zweckmäßigſte Lenkung ihres Herzens an. Sie lehrt Aeltern und Erzieher beydes, Vernachläſſigung glücklicher Naturgaben und übertriebene Anſtrengung ſchwächerer Kräfte, unzeitige Härte und unzeitige Gelindigkeit meiden, und jedes Kind ſo behandeln, wie es ſeine eigenthümliche Beſchaffenheit erfodert.

Alle Erwartungen der Aeltern ſind freylich ungewiß, wie alle menſchliche Hoffnungen auf dieſer Erde. Doch dies Bewußtſeyn darf ſie nicht niederſchlagen, ſondern muß ihnen vielmehr Antrieb ſeyn, in der Erziehung Fleiß und Sorgfalt zu verdoppeln, durch genaue Aufſicht alles, was ihre Wünſche vereiteln möchte, zu entfernen, und bey der Unbekantheit mit dem künftigen Schickſal ihrer Kinder ſie vorzubereiten, daß ſie in jedem Stande, in jeder Lage tugendhaft, zufrieden, der Welt nützlich und glücklich leben können.

Am Feſte der Heimſuchung Mariä.

Text. Luc. 1, 39—56.

Einleitung.

Man klagt ſo oft über den Mangel und die Unbeſtändigkeit der Freundſchaft in der Welt, und dieſe Klage iſt freylich auch gegründet genug. Der Freunde, die das ſind, was ſie ſeyn ſollen, iſt immer nur eine kleine Anzahl. Vornehmlich ſind deren Wenige, die es auf die Dauer bleiben. Die meiſten Verbindungen, ſo zärtlich ſie auch Anfangs ſeyn mögen, werden durch Zeit, durch Orts- und Glücksveränderungen und andere zufällige Dinge wieder aufgehoben, oder durch geänderte Einſichten und Geſinnungen getrennt. Die wärmſte Zuneigung verwandelt ſich dann in Kaltſinn und Gleichgültigkeit, wo nicht gar in Widerwillen und Verachtung. — Als Urſache dieſer Unbeſtändigkeit entdeckt man leicht die fehlerhafte Gemüthsart des größten Theils der Menſchen, und die zu große Unbehutſamkeit, mit welcher Freundſchaften errichtet werden. Es mangelt zu ſehr — wie es doch unter Chriſten nicht ſollte — an dem Sinne, der zu einem dauerhaften, freundſchaftlichen Umgange erfoderlich iſt; und dennoch würden wir nicht ſo oft unangenehme Trennungen und Untreue erfahren, wenn wir vorſichtig genug wären, uns nur mit Solchen zu verbinden, die wir gehörig geprüft und ſicher unſers Vertrauens würdig gefunden hätten.

Unſer Text enthält ein ſchätzbares Beyſpiel ächter Liebe und Treue. Maria und ihre Freundin vereinigten in ſich alle die Eigenſchaften, von denen ſich allein eine aufrichtige, beſtändige Freundſchaft hoffen läßt. Ihr Beyſpiel diene uns zu einer nützlichen Belehrung.

Vortrag.

Erfoderniſſe zu einer dauerhaften Freundſchaftsverbindung.

I. Uebereinſtimmung in guten Geſinnungen und Grundſätzen; und auch, ſo viel möglich, Gleichheit in äuſſern Dingen.

II. Wechſelſeitige Hochachtung, verbunden mit gütiger Nachſicht gegen menſchliche Schwächen.

III. Aufrichtige Theilnehmung und Dienſtgefliſſenheit.

Erſter

Erſter Theil.

Nicht alle Uebereinſtimmung macht und erhält wahre Freundſchaft. Unter laſterhaften Menſchen, wenn ſie einander noch ſo gleich denken und handeln, kann dies dennoch nicht die Wirkung ihrer gleichen Denkart ſeyn. Uebelgeſinnte können ſich äußerlich, oder auch wohl ihrer Meynung nach herzlich mit einander verbinden; ſie können, um eine gemeinſchaftliche böſe Abſicht auszuführen, oder ſo lange es ſonſt ihr beyderſeitiger Vortheil fodert, feſt zuſammenhalten: aber das iſt weder eine wirkliche Vereinigung der Gemüther, noch kann auch eine ſolche Verbindung von Dauer ſeyn. Jedes Laſter erregt Eigenſucht, oder ſetzt ſie auch ſchon voraus, und iſt folglich auch ein unüberwindliches Hinderniß aufrichtiger Liebe, und eine gewiſſe Veranlaſſung zu Falſchheit, Verſtellung und Unverträglichkeit. Jedes kann weder ſeines Gleichen, noch ein anderes in der Nähe neben ſich leiden. Der Geizige kann nicht mit dem Geizigen, aber auch nicht mit dem Verſchwender eine genaue Gemeinſchaft haben. Stolze, Ungerechte, Läſterſüchtige, Betrüger, Neidiſche, kurz alle Laſterfreunde fürchten und haſſen einander. So fodert es ihre unglückliche Gemüthsbeſchaffenheit. — Nur Zuſammenſtimmung in guten, tugendhaften Geſinnungen (nicht in unerheblichen Meynungen, ſondern in wichtigen Ueberzeugungen und Grundſätzen) iſt der Freundſchaft ſichere Grundlage. Religion und Tugend ſind der Punkt, wo ſich Herzen am gewiſſeſten vereinigen, und das Band, was ſie am feſteſten zuſammenhält. Sie bewirken nicht nur die vollkommenſte Aehnlichkeit in der Art zu denken und zu handeln, ſondern ſie erwecken auch und unterhalten die Gefühle des Wohlwollens und der Liebe; ſie machen das Herz aufrichtig, uneigennützig, treu und gefällig; ſie entfernen in eben dem Maaße alle Hinderniſſe der Eintracht, als Laſter ſie herbeyführen; ſie gründen und befeſtigen das vollkommenſte wechſelſeitige Vertrauen. Sehr begreiflich, daß nur, wie ſchon Sirach angemerkt hat, (Sir. 6, 17.) bey Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit ächte, bleibende Freundſchaft zu hoffen iſt. Dies war es auch, was Maria und Eliſabeth mehr, als Verwandtſchaft, an einander knüpfte. Sie waren beyde gleich fromm,

gleich gutgeſinnt. Und was ihr Beyſpiel lehrt, wird auch noch durch jede Erfahrung beſtätigt.

Je größer in allen Stücken die Gleichheit iſt, deſto gröſſer und dauerhafter iſt auch die Liebe. Dies iſt unveränderliche Regel der Natur. Daher wird es denn auch ein Erfoderniß der Freundſchaft, daß unter Näherverbundenen ſelbſt in äußern Dingen wenigſtens keine gänzliche Ungleichheit ſey. Stand, Jahre, Vermögensumſtände ſind zwar eigentlich nur Nebendinge: aber unſre ſinnliche Natur macht es uns unmöglich, ſie ganz zu überſehen; und ihre zu große Verſchiedenheit zieht auch bey der einmaligen Einrichtung der Welt zwiſchen Menſchen eine gewiſſe Scheidewand, die der Ordnung wegen nicht weggeräumt werden kann und muß. Die Religion gab uns das Gebot der Liebe, um die hienieden erfoderliche Vereinigung aller Menſchen, jener Unterſcheidungen ungeachtet, zu bewirken. Aber allgemeine Freundſchaft war ihr Wille nicht. Sie gehört nur für ein künftiges vollkommneres Leben. — Bejahrte können nicht leicht mit Jünglingen, Vornehme nicht mit Geringen, Reiche nicht mit ganz Armen eine engere Vertraulichkeit errichten. Der äuſſere Abſtand zwiſchen ihnen und die daher entſpringende Verſchiedenheit im Denken und Empfinden, in Lebensart und Sitten erhält ihre Gemüther allemal von einander in einer unvermeidlichen Entfernung. — Hieraus folgt alſo die Regel: laß zwar bey der Wahl deiner Freunde dein erſtes Augenmerk fromme Rechtſchaffenheit ſeyn: aber wähle auch deine Vertrauten hauptſächlich aus der Zahl derjenigen, die deines Alters, deines Standes, und deren Glücksumſtände den Deinigen nicht zu unähnlich ſind. Mit dieſen wirſt du dich leichter und feſter verbinden können; vertraulicher und vergnügter mit ihnen umgehen; und nicht ſo leicht eine unglückliche Trennung der geſchloſſenen Freundſchaft zu fürchten haben.

Zweyter Theil.

So nöthig es aber iſt, daß Perſonen, unter welchen eine nähere Vereinigung Statt finden ſoll, von beyden Seiten gut und rechtſchaffen denken, ſo nöthig iſt es auch zur Erhal-

tung der Liebe unter ihnen, daß ſie auf dies Bewußtſeyn eine wechſelſeitige Hochachtung gründen, und dieſe in ſich immer neu zu beleben und zu befeſtigen ſuchen. Liebe ohne Achtung gegen erkannte Vorzüge des Herzens iſt ein blindes, bald vorübergehendes Gefühl. Ein Bund, den bloß ſeine gewiſſe Aufwallung des Gemüths in frohen Augenblicken, oder den bloß ein Zufall veranlaſſet, wird eben ſo leicht wieder aufgehoben, als er geknüpft ward. Man wiſſe alſo vor allen Dingen erſt, was man an ſeinem Freunde hat; man kenne erſt an ihm eine unverdächtige Herzensgüte und überhaupt ſolche Eigenſchaften, die man lieben und werthſchätzen muß; erinnere ſich deren dann öfter, und erneuere dadurch beſtändig die anfängliche Zuneigung. Dies ſichert vor Gleichgültigkeit und Wankelmuth. — Auch äußerlich müſſen Freunde einander die Hochſchätzung, die ſie empfinden, zu erkennen geben. Aus ihrem Umgange muß zwar alles, was Schmeicheley, oder ihr nur ähnlich iſt, entfernt ſeyn: aber auch auf gleiche Weiſe alles, was an Beleidigung grenzt, oder ſonſt die Liebe erkalten macht. Keiner muß ſich je in Fröhlichkeit gegen den Andern einen unzeitigen Scherz, oder in ernſthaften Stunden einen unſanften Tadel erlauben; keiner ſich einer unfreundlichen Laune überlaſſen; keiner dem Andern etwas Unbilliges zumuthen. Die größte Vertraulichkeit hat ihre Grenzen, worüber ſie nicht gehen darf. Vorſichtigkeit und Schonung ſind auch bey der zärtlichſten Liebe nothwendig. Und wie ſollten Freunde nicht einander die Werthſchätzung, die ſie wirklich empfinden, auf alle Weiſe merklich machen? Es bedarf hierzu keiner Schmeichlerſprache, keines gröblichen, ekelhaften Lobes. Wahre, mit Achtung verbundene Zärtlichkeit zeigt ſich leicht und ungezwungen im ganzen Betragen.

Doch Liebe und Hochachtung unter Freunden können nicht beſtehen, wenn mit ihnen nicht zugleich gütige Nachſicht gegen Schwachheiten verbunden iſt. Die beſten Menſchen haben ihre Fehler. Auch die, welche uns anfänglich vollkommen zu ſeyn ſcheinen, laſſen uns im nähern Umgange Schwächen verſchiedener Art an ſich bemerken. Und eben dieſe Erfahrung machen jene ſo gut an uns, wie wir an ihnen. Wie bald

bald müßte da nun die Freundſchaft ſinken, wenn ſie nicht durch wechſelſeitige Duldung geſtützt würde! Aber warum ſollten wir auch nicht einander Fehler, wenn es nur nicht Fehler des Herzens ſind, nachſehen? Warum uns nicht bey ungleichen Meynungen in Nebendingen lieben, ſobald wir nur gleiche Geſinnungen und Grundſätze haben? Warum nicht Einer des Andern unſchädliche Irrthümer und Eigenheiten ſchonen, oder da, wo wir glauben, widerſprechen, erinnern und warnen zu müſſen, uns von ſanfter Güte und Klugheit leiten laſſen? Iſt doch dieſe Pflicht und ihr Vortheil auf beyden Seiten gleich wichtig. — Sehr beförderlich für die Duldung der Fehler unſrer Freunde würde es ſeyn, wenn wir uns gewöhnten, nicht zu viel von ihnen zu erwarten, ihre Mängel früh und genau genug kennen zu lernen, ſie richtig zu beurtheilen, das mehrere Gute an ihnen damit zu vergleichen, und — fleißig an unſre eignen Fehler zu denken.

Dritter Theil.

Freunde, deren Bündniß beſtehen ſoll, müſſen alle ihre Freuden und Leiden mit einander theilen, und ſich Einer dem Andern durch jede Art von Gefälligkeiten immer auf neue werth machen. Iſt aufrichtige Theilnehmung ein wichtiges Erfoderniß der allgemeinen Liebe: ſo iſt ſie es noch mehr für die Freundſchaft. Hier muß das vollkommenſte Zutrauen herrſchen; keine Verheimlichung eines irgend erlebten Glücks oder Unfalls Statt finden, es ſey denn das Letztere aus Schonung. Das Schickſal des Einen muß bey dem Andern völlig dieſelben Empfindungen, wie ſein eignes, erregen, ja unter gewiſſen Umſtänden ihn noch mehr als ſein eignes erfreuen oder betrüben. Vergeſſen muß der Freund ſich ſelbſt, und was ihn angeht, wenn ſeinem Freunde etwas außerordentliches an Glück oder Leiden begegnet. So edel dachten die Beyden, die uns der heutige Text zum Muſter vorſtellt. Beyde hatten einander Freude mitzutheilen. Eilfertig ſucht die jüngere ihre bejahrtere Freundin auf, ohne ſich durch die weite Entfernung abhalten zu laſſen. Vertraulich erzählen ſie ſich, was Gott an ihnen gethan habe. Maria war die

Beglücktere: aber Eliſabeth war weit entfernt, auch nur eine Vergleichung zwiſchen ſich und ihr anzuſtellen, geſchweige denn, ſie zu beneiden. Freudenvoll beſchäftigt ſie ſich mit dem erhabenen Vorzuge, deſſen Gott ihre Vertraute gewürdigt hatte. — Dieſe Entferntheit von Eigennutz und Selbſtſucht, dies herzliche Mitgefühl und Wohlwollen knüpft und erhält am ſicherſten jedes Freundſchaftsband.

Und hat aufrichtige Theilnehmung ſchon an ſich dieſe glückliche Wirkung: ſo ſtiftet ſie noch eine feſtere Vereinigung durch die thätigen Dienſtleiſtungen, die ſie hervorbringt. Je zärtlicher die Liebe, deſto geſchäftiger iſt ſie, gefällig zu ſeyn. Sie benutzt hierzu alle Gelegenheiten, und ſucht ſie gefliſſentlich auf. Ihr iſt nichts zu klein und nichts zu groß; ſie iſt eben ſo unermüdet, als aufmerkſam, wo ſie dienen und Freude befördern kann. Sie entfernt, wo ſie kann, des Freundes Kummer, vertreibt ſeine Sorgen, belebt ſein Herz mit Hoffnung, ſorgt für ſein Vergnügen, erleichtert ſeine Laſt, ſpricht und arbeitet für die Verbeſſerung ſeines Wohlergehens, iſt Rathgeber und Helfer, erträgt für ihn die größten Beſchwerden bis zur Bereitwilligkeit, ſich für ihn aufzuopfern. Freunde, die ſo von beyden Seiten handeln, bleiben gewiß einander immer werth, und werden es ſich täglich mehr durch verſtärktes Zutrauen und erhöhte Dankbarkeit. Sie wird keine Zeit, keine Ortsveränderung, kein äußeres Schickſal trennen. Reißt ſie der Tod von einander: ſo werden ſich ihre gleichgeſtimmten Seelen im Himmel wieder finden, und dort ewig und vollkommner das Glück der Freundſchaft fühlen, was hier bereits im Vorſchmacke ſo entzückend war.

Am vierten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 6, 36—42.

Einleitung.

Die chriſtliche Sittenlehre hat nicht leicht ein ſtrengeres Verbot, als wider die Liebloſigkeit im Reden und Urtheilen über den Näch-

ſten; und das zeugt von der Weisheit ihres großen Urhebers, da dieſe Sünde vor andern ſo leicht und eine Quelle unglaublich vieles Böſen iſt. In den vorgeleſenen Worten ſagt Jeſus mit bedeutendem Ernſt, wer Andre ohne Schonung verurtheile, werde auch von Gott, wie von Menſchen, wieder ohne Nachſicht behandelt, und überhaupt das Verhalten eines Jedweden in dieſem Stück zum Maaßſtabe ſeines Schickſals genommen werden. Außerdem aber ſtellt er die Gewohnheit, lieblos zu reden, von einer Seite dar, wo ſie als eine thörichte, freche Anmaßung erſcheint. „Ein Blinder, der den Andern leiten will, unternimmt etwas, das er beſſer unterließe, um nicht mit ihm zugleich in eine Grube zu fallen. So auch der, welcher bey eignen Fehlern Fehlende tadelt. Oder was würde man von der unzeitigen Dienſtfertigkeit desjenigen ſagen, der ein fremdes Auge von einem kleinen Hinderniſſe am Sehen zu befreyen ſuchte, ohne ein weit größeres in ſeinem eignen zu bemerken und es zu entfernen? Ihm gleicht, wer ſeinen Blick nur auf Andrer Schwachheiten richtet, und darüber ſeine noch ſo großen Gebrechen überſieht.“

Die Abſicht dieſer paſſenden bildlichen Vorſtellungen iſt, uns zu belehren, daß uns unſre eigne große Unvollkommenheit abhalten ſollte, des Nächſten Fehler ſtrenge zn richten. Das iſt indeß nur dann zu erwarten, wenn wir mit uns ſelbſt gehörig bekant ſind. Daher verbindet der Erlöſer auch mit der Warnung wider die Liebloſigkeit die weiſe Ermahnung, auf uns ſelbſt und unſre Mängel aufmerkſam zu ſeyn. Eine Pflicht, in der wir uns um ſo mehr üben müſſen, je nöthiger ſie iſt, und je mehr ſie Hinderniſſe hat.

Vortrag.

Ueber die Gewöhnung zur Aufmerkſamkeit auf unſre Fehler.

I. Anweiſung dazu.

II. Vortheile, die damit verknüpft ſind.

Erſter Theil.

Die ſicherſte Anleitung zur Achtſamkeit auf ſich ſelbſt kann dem Menſchen in der Jugend gegeben werden. Da dies Hülfsmittel inzwiſchen uns nicht mehr zu gute kommen kann: ſo wollen wir uns bloß auf einige Regeln einſchränken, die für Erwachſene brauchbar ſind.

Man

Man wird nie geneigt ſeyn, auf ſeine Fehler zu merken, ſo lange man nicht ein dringendes Verlangen nach richtiger Selbſtkenntniß fühlt, und es iſt daher die erſte Vorſchrift: man ſuche dies Verlangen in ſich zu erwecken, und ſtets in gleicher Stärke zu unterhalten. Wer das über ſich gewonnen hat, der wird nun auch weder die Mühe, welche ein beſtändiges Achtgeben auf ſich, wenigſtens im Anfange, verurſacht, noch auch die unangenehme Entdeckung manches, nicht geglaubten Böſen an ſich ſcheuen. Er wird dem klugen Haushalter gleichen, deſſen Wunſch es iſt, ſeinen Vermögenszuſtand richtig zu berechnen und zu verbeſſern, und der ſichs folglich beſonders angelegen ſeyn läßt, das Mangelhafte in allen Theilen ſeines Hausweſens aufzuſuchen, ſo wenig das auch ohne ein gewiſſes Misvergnügen geſchehen kann. Dieſe Neigung, ſich zu kennen, muß indeß ſehr ernſtlich und anhaltend, ſie muß ein herrſchender Wunſch der Seele werden, wenn ſie zu einer ſteten, genauen Selbſtbeobachtung führen ſoll. Es iſt nicht genug, daß man einzelne gute und fehlerhafte Eigenſchaften von ſich anzugeben wiſſe; man muß ganz mit ſich bekant ſeyn wollen. Am wenigſten darf man jemals glauben, dieſe Abſicht ſchon zur Genüge erreicht zu haben. Das menſchliche Herz hat Tiefen, die man nicht ſo leicht ergründet. Es zeigt ſich, wie es iſt, nur nachdem es Gelegenheit hat, von manchen Seiten alſo erſt ſehr ſpät. Seine Triebe und Geſinnungen verändern ſich auch nach Jahren und Umſtänden. Alles das macht ein immerwährendes Verlangen, auf ſich zu merken, nothwendig. Und, um dies zu erregen, muß es für einen vernünftigen Menſchen hinreichend ſeyn, daß er ſich oft und ernſtlich vorſtelle, wie viel auf Selbſtkenntniß ankömmt. Er bedenke nur, daß ſie die wichtigſte aller Wiſſenſchaften, ohne welche alle übrigen unnütz ſind, der Grund zur Weisheit des Lebens und das vornehmſte Mittel zur Tugend und Glückſeligkeit iſt. Sollte es da nicht ſein Hauptwunſch werden, ſie ſich immer vollkommner zu erwerben, und deswegen ſein Herz, ſein Thun unaufhörlich zu beobachten?

Die Bemerkung unſrer Fehler hat verſchiedene Hinderniſſe, die mit allem Fleiß weggeräumt werden müſſen. Dies

iſt die zweyte Regel. Ein ſolches ſehr gewöhnliches Hinderniß findet ſich für Manche in den zu häufigen Zerſtreuungen, worin ſie leben. Wer beſtändig von Geräuſch umgeben iſt, deſſen Aufmerkſamkeit wird unfehlbar zu ſehr von ſich abgelenkt, und ihm fehlt auch die Stille, die eine ſo ernſthafte Sache, als die Selbſtbeurtheilung iſt, erfodert. Ueberhaupt kann man im geſchäftigen und geſelligen Leben keine eigentliche Betrachtungen über ſich anſtellen; höchſtens kann man bey ſeinen Handlungen nur den flüchtigen Gedanken haben, daß man hier recht, dort unrecht handle. Zur nähern Selbſterkenntniß iſt öftere, ruhige Einſamkeit nöthig. Glücklich, wer ſie hat und wohl anwendet! Doch, wer könnte wohl nicht, wenn es ihm ein Ernſt iſt, täglich eine einſame Stunde haben, wäre es auch nur die, wo er ſich niederlegt? In dieſer wenigſtens mache man es ſich zum unausgeſetzten Geſchäft, die Geſchichte des zurückgelegten Tages durchzugehen, da, wo es nöthig iſt, mit den Gedanken länger zu verweilen, alle Worte und Handlungen, auf die etwas ankam, von Seiten ihrer Rechtmäßigkeit und ihrer Folgen zu betrachten, insonderheit die begangenen Fehler ſtrenge aufzuſuchen und dem Gewiſſen vorzuhalten. Wer mehrere freye Augenblicke des Tages genießt, benutze ſie zu gleicher Abſicht. Es hat großen Nutzen, geſchehene Vergehungen gleich hinterher zu bedenken. Dies macht tiefern Eindruck, und ſo entfallen ſie auch dem Gedächtniſſe nicht. Freylich entſchlägt ſich der größte Theil dieſer unangenehmen Vorſtellungen gern, und ſucht deswegen lieber Zerſtreuungen, als daß er ſie einſchränken ſollte. Aber wahrlich ein Augenblick der ernſten Selbſtprüfung iſt mehr werth, als Tage und Wochen, die zum Schaden des Herzens in unnützen Geſellſchaften verſchwendet, oder in eiteln Vergnügungen vertändelt werden! — Noch ein größeres Hinderniß, als die Zerſtreuung iſt, liegt in der Eigenliebe. Dieſe allgemeine Verführerinn läßt den Menſchen nicht nur leicht zu viel Gutes von ſich voraus erwarten, und ſchwächt dadurch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſein Thun und Laſſen: ſondern ſie macht auch, daß ihm alle ſeine Fehler in einem falſchen Lichte erſcheinen. Offenb. 3, 17. Von ihr geblendet, ſieht er da edle Tugendwerke, wenigſtens unſchul-

ſchuldige Handlungen, wo er ohne ſie unwürdige Thaten und Vergehungen ſehen würde. Er weiß das Schlimmſte zu rechtfertigen. So lange uns alſo Eigenliebe beherrſcht, hilft die Selbſtbeobachtung nichts. Sie iſt mehr ſchädlich, als nützlich: denn da wir alsdann nur ſo viel mehr Gutes an uns zu finden glauben: ſo giebt das dem Stolze eine gefährlichere Nahrung. Unſre erſte Sorge ſey daher, dieſe böſe Geſinnung in uns zu dämpfen. Wir müſſen es zu unſerm Grundſatz machen, uns nicht ſo, wie wir gern ſeyn möchten, ſondern, wie wir wirklich ſind, zu betrachten, mistrauiſch gegen alles, was an uns gut ſcheint, und nur bey vermutheten Schwachheiten leichtgläubig zu ſeyn. Es hat ſo leicht keine Gefahr, daß wie uns Unrecht thun werden.

Sind wir ſo zur ernſtlichen Beurtheilung unſrer ſelbſt vorbereitet: ſo laßt uns denn drittens jede Veranlaſſung dazu wahrnehmen. Das Auge ſey, von einem wachſamen Gewiſſen begleitet, auf alles Thun und Laſſen gerichtet. Kein Gedanke entſtehe in der Seele, kein Wort entgehe dem Munde, was nicht geprüft würde. Dies iſt weder unmöglich noch mühſam für den, der ſeine Pflichten kennt und ſich im Nachdenken geübt hat. Erfodert irgend etwas eine weitere Ueberlegung: ſo werde die ruhigern Augenblicke vorbehalten. — Sehen wir Andre gut handeln oder fehlen: ſo gebe das Anlaß, die Frage an uns zu thun, in wie weit wir ihnen ähnlich ſind, und es ſey uns Ernſt, ſie mit möglichſter Unpartheylichkeit zu beantworten.

Die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt ſey aber endlich nicht bloß auf die Oberfläche unſers Thuns, ſondern vorzüglich auf die darunter verborgenen Abſichten und Geſinnungen gerichtet. Es genüge uns nicht, zu wiſſen, was unſre Schwächen ſind, worin wir fehlen, ſondern, was die Urſachen davon ſind, woher wir das Böſe angenommen, ob Irrthum, oder Sinnlichkeit und Leidenſchaft oder Gewohnheit uns verleitet haben, und was der Beſſerung im Wege ſteht, das zu erforſchen, laßt uns mit allem Ernſt gefliſſen ſeyn.

Zweyter Theil.

Seine Fehler durch eine genauere Beachtung beſſer kennen und richtiger beurtheilen lernen, iſt an ſich ſchon ein wichtiger Vortheil. Keinem vernünftigen Menſchen kann es einerley ſeyn, ob er eine wahre oder falſche Meynung von ſich habe. Das leztere entehrt ſeine Vernunft. Es beweiſet entweder Gedankenloſigkeit oder Selbſtbetrug. Und wer könnte wohl glauben, es ſey beſſer für die Zufriedenheit, manchen Fehler an ſich nicht zu kennen? Das iſt eine unglückliche und eben ſo unſichere Zufriedenheit, die auf Unbekantheit mit ſich ſelbſt gebauet wird, bey der man abſichtlich blind ſeyn muß, um ſie zu erhalten. Wird die Verblendung nicht einmal aufhören? Wird nicht da der Anblick des bisher nicht gekannten Böſen viel mehr beunruhigen? So könnte man auch den Elenden glücklich nennen, der es nicht weiß, daß er einen Krebsſchaden an ſeinem Körper trägt, und es dann erfährt, wenn er unheilbar geworden iſt. Nein, mag es immerhin der Eigenliebe empfindlich ſeyn, hier eine große Schwäche an ſich zu erblicken, dort ſich über eine Vergehung Vorwürfe machen zu müſſen: einem guten Herzen giebt es doch mehr Befriedigung, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu kennen. Es iſt ſein Glück.

Denn Selbſtbeobachtung und Selbſtkenntniß ſind doch der einzige Weg zur Verhütung des weitern Fortſchritts im Böſen, zur Ablegung deſſelben, zur Tugend. An den meiſten Sünden iſt nicht ſowohl urſprünglich der böſe Wille Schuld, als vielmehr die Unachtſamkeit. Sie beſchleichen das Herz des Gedankenloſen, und wuchern da ungeſtört, bis ſie unvertilgbar ſind. Der Aufmerkſame verwehrt ihnen den Eingang, oder hätte er auch Untugenden angenommen: ſo werden ſie ihm doch bald kenntlich. Er ſucht ſich ihrer zu entledigen, ehe ſie ſich bey ihm feſtgeſezt haben. Seine Geſinnungsart kann nie ganz verdorben werden. Sein wachendes Gewiſſen kann zwar nicht alle Fehler verhüten: aber herrſchende Laſterhaftigkeit geſtattet es nicht. — Und wie vieler einzelner Vergehungen aller Art wird ſich der nicht weniger ſchuldig machen, der auf alles ſein Thun, auf ſeine ihm bekanten Schwachheiten, auf alle Verſuchungen aufmerkſam iſt?

iſt? Die Schrift konnte uns zur Verhütung der Sünde und zur Bewahrung der Tugend nichts beſſers rathen, als: Habt Acht auf euch ſelbſt!

Eben dies macht uns denn auch demüthig und beſcheiden, billig und nachſichtvoll in Beurtheilung des Nächſten. Nur Solche, die ſich ſelbſt fremd ſind, können harte Richter fremder Fehltritte ſeyn. Wer es an ſich weiß, wie leicht ſich der Menſch vergehen kann; wer ſeine eignen Schulden kennt und deren eingedenk iſt; der wird alles ſtolze liebloſe Verurtheilen verabſcheuen. Die Beſſerung ſeines Nächſten wird ihm am Herzen liegen, doch aber wird er erſt ſich der Untugenden zu entledigen ſuchen, von denen er Andre zu beſſern wünſcht. So wird er mit ſehendem Auge ihr würdiger Führer.

Am fünften Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 5, 1—11.

Einleitung.

Seinen Beruf treu verrichten, und ſich dadurch, ſo viel es immer möglich iſt, der Welt nützlich machen, dies iſt eine höchſt gerechte Foderung an Jedermann, in welchem Stande er auch leben mag. Durch wohl angelegten Fleiß und redlichen Dienſteifer erfüllt der Chriſt den Willen ſeines Gottes, und ſowohl die Pflichten, welche er der menſchlichen Geſellſchaft, als auch den näher mit ihm Verbundenen und ſich ſelber ſchuldig iſt. Es ſind wenige Tugenden, deren Schätzbarkeit und Nothwendigkeit ſo helle einleuchteten, und die ſo ſtarke Aufmunterungen hätten, als der Berufsfleiß.

Indeß iſt es auch gewiß nicht wenig, was zu dieſer Tugend gehört. Nur dann und wann einmal mit Emſigkeit arbeiten; nur etwa unter den vorkommenden Geſchäften ſolche, zu denen man mehr Neigung hat, auswählen; nur das thun, was ohne ſonderliche Mühe geſchehen kann, was ungehindert von Statten geht, oder wovon man unmittelbare Vortheile in der Nähe ſieht, das heißt noch nicht treu und thätig in Geſchäften ſeyn. Der

treue Arbeiter muß in allen ſeinen Verrichtungen zu allen Zeiten einen gleichen Eifer beweiſen; er muß unverdroſſen ſeyn.

Die vorgeleſene Erzählung, nach welcher Jeſus Einige ſeiner Jünger, als ſie noch ihren Fiſcherberuf trieben, und einſt durch einen ſchlechten Erfolg ermüdet zu ſeyn ſchienen, zur Fortſetzung ihrer Arbeit ermunterte, giebt uns Gelegenheit, hierüber weiter nachzudenken.

Vortrag.

Ueber die nöthige Unverdroſſenheit in Vollbringung unſrer Berufspflichten.

I. Beſondere Vorſchriften dieſer Pflicht.

II. Werth und Nothwendigkeit derſelben.

Erſter Theil.

Unverdroſſen nennt man Denjenigen, der ſich durch nichts abgeneigt machen läßt, ſeine Pflicht zu thun; der in der Ausrichtung ſeiner Geſchäfte weder durch die Länge der Zeit, noch durch Beſchwerlichkeiten, noch auch durch den geringen Anſchein des Nutzens und der Vergeltung ſeiner Bemühungen unwillig und träge wird; der aus Gewiſſenhaftigkeit und Eifer, Gutes zu ſtiften, im Arbeiten fortfährt, ſo lange er kann und ſoll. — Eine Tugend von ſehr weitem Umfange, und die zu den ſchwerern zu rechnen iſt.

Der unverdroſſene Arbeiter muß einmal gefliſſen ſeyn, alle ſeine Geſchäfte fortdauernd zu vollbringen, und dieſer Trieb muß durch die Länge der Zeit nicht nachlaſſen. — Schon das iſt eine nicht leichte Vorſchrift. Bey dem natürlichen Hange zu Abwechſelungen geht es dem Menſchen mit den Arbeiten, wie mit den Vergnügungen. Beyde werden ihm durch öftere Wiederholung leicht zu einförmig, und verlieren den Reiz, den ſie Anfangs für ihn hatten. Kömmt dazu noch eine größere Lebhaftigkeit der Empfindung; iſt das Gemüth nicht durch eine gute Erziehung an Stetigkeit gewöhnt, ſondern vielmehr durch Eigenwillen und uneingeſchränkte Freyheit verdorben; ſind die Arbeiten überdies einander zu ſehr gleich, oder wenig unterhaltend: ſo erzeugen ſie nach einer gewöhnlichen Erfahrung gar bald Verdroſſenheit.

heit. Daher kennen wir ſo Viele, die mit dem größten Eifer ihren Beruf antreten, aber denſelben auch in kurzer Zeit bey ſich erkalten laſſen; die dann nur noch aus Noth, Furcht und Zwang thun, was nicht abgelehnt werden kann; die die Pflichten, welche nicht eben ins Auge fallen, wo nicht ganz unterlaſſen, doch äußerſt ſaumſelig betreiben; die alles nur zur Hälfte, mit Unluſt und Widerwillen verrichten. Und bey Einigen geht dieſe Veränderlichkeit ſo weit, daß ſie ſchlechterdings nicht bey einer Beſchäftigungsart bleiben können. Alle Arbeiten, die eine anhaltende Aufmerkſamkeit und Beharrlichkeit fodern, ſind nicht nach ihrem Geſchmacke. Scheint ihnen ihr Amt oder ihr Gewerbe für ihren unruhigen Geiſt zu einfach: ſo miſchen ſie hundert fremde Dinge hinein, oder ſie vertauſchen es auch wohl mit einem andern, was ſie denn eben ſo wenig lange befriedigt. Sie fangen alles an und vollenden nichts. — Vor dieſem überaus ſchädlichen Fehler muß ſich jeder vernünftige Menſch ſorgfältig hüten. Er ſuche ſich die Geſetztheit des Gemüths zu erwerben, wozu ihm ernſtliche Ueberlegungen und Uebungen behülflich ſeyn werden, daß er bey Arbeiten, ſelbſt wenn ſie langweilig wären, dennoch ausdauern kann. Der Beruf, den er einmal gewählt hat, ſey und bleibe ihm der ſchätzbarſte; und nie verwechſele er ihn ohne die erheblichſten Gründe. Er betreibe alle ſeine Verrichtungen, die einförmigen und unangenehmern, wie die, welche mit mehr Vergnügen verbunden ſind, geſtärkt durch den Gedanken an ſeine Pflicht, gleich willig, gleich ernſtlich und anhaltend.

Ein unverdroſſener Mann ſcheuet ferner keine Hinderniſſe und keine Beſchwerlichkeiten bey der Ausrichtung ſeiner Geſchäfte. — Die Stände, in welchen wir Menſchen leben, ſind freylich ſehr verſchieden. Einige ſind weit läſtiger, als andre, und zum Theil fodern ſie zu gewiſſen Zeiten eine große Anſtrengung der Kräfte des Geiſtes oder des Körpers. Ueberhaupt aber hat doch in gewiſſer Art jeder ſeine Laſt. Es kommen in allen Unannehmlichkeiten vor, die die Erfüllung der ſchuldigen Pflicht erſchweren. Da finden ſich Schwierigkeiten, die überwunden werden müſſen; dort iſt man unbilligen Urtheilen ausgeſetzt, wenn man gleichwohl nach der beſten

ſten Einſicht handelt; hier muß man auch wohl Feindſchaften beſorgen, wenn man nach Gewiſſen verfahren will; oder es giebt Uebeldenkende, die unſre guten Abſichten zu vereiteln ſuchen, und uns Verdruß bereiten. — Aber hier iſt es, wo ſich des Chriſten redliche Treue zeigen muß. Weder Schwierigkeiten, wenn nur ihre Ueberwindung möglich iſt, noch Tadel, noch Feindſchaft, noch Furcht, noch Gefahr muß ihn abſchrecken, ſeiner Pflicht nachzukommen. Selbſt das Leben muß ihm nicht zu theuer ſeyn, um es nicht dafür zu wagen. So dachte, ſo handelte Jeſus. Matth. 16, 21—24.

Es mag wohl ſeyn, daß dies Manchen zu viel gefodert ſcheint. Allein es iſt doch im Grunde höchſt nothwendig und eben ſo gerecht und billig. Man erwäge einmal, was die Folge ſeyn würde, wenn Jeder in ſeinem Stande nur die leichtern, ungehinderten und gefahrloſen Geſchäfte zu verrichten ſich verbunden hielte, den ſchwerern, bedenklichern und mit Gefahr verknüpften hingegen ſich entziehen zu dürfen glaubte. Da würde wirklich in allen Ständen wenig geſchehen; gerade die allernöthigſten Pflichten, die edelſten Handlungen unterblieben ganz. So manche wichtige Verbeſſerung und gemeinnützige Anſtalt, (die nie ohne Laſt und bekämpfte Hinderniſſe eingeführt werden können), ſo manche Verhütung groſſer Unglücksfälle und drohender Gefahren für das allgemeine Beſte wäre gar nicht zu erwarten, wenn nicht Diejenigen, deren Beruf es mit ſich bringt, ſich für die gute Sache wagen und ſelbſt erfoderlichen Falls aufopfern wollten. Was wäre dann auch Berufstreue? Ein Wort ohne Sinn. Und kann es zu viel verlangt ſcheinen, daß wir uns die Beſchwerden unſers Standes gefallen laſſen ſollen? Wie, wenn wir ihn nun ſelbſt gewählt und uns zur Treue wohl gar eidlich verpflichtet haben? Selbſt die Aufopferung des Lebens auf Berufswegen kann wenigſtens dem Chriſten nicht zu hart dünken, der eine Vorſehung glaubt, (Matth. 10, 30.) und deſſen Hoffnungen ſich über die Grenzen dieſes kurzen Lebens hinaus erſtrecken.

Unverdroſſen ſeyn, heißt drittens, auch dann mit gleicher Beſtändigkeit ſeine Schuldigkeit erfüllen, wenn man gleich von ſeinen Bemühungen wenig Nutzen und für ſich wenig

wenig Belohnung ſieht. — Wer in einem öffentlichen Amte ſteht, ſoll es gleich treu verwalten, wenn er auch glauben müßte, großentheils vergeblich zu arbeiten, und wenn er für ſeine Dienſte mäßig bezahlt würde. Eben ſo ſoll der, welcher ein Gewerbe treibt, nicht laß werden, brächte gleich ſein Fleiß nur geringen Vortheil. Röm. 12, 11. Auch das iſt eine billige Regel. Denn ſo ſchäßbar Aufmunterungen durch bemerkten guten Erfolg und Vergeltung immer ſind: ſo muß uns doch die Pflicht ſchon an ſich und ohne dieſe Hinſichten wichtig ſeyn. Was auch den Erfolg unſrer Bemühungen betrifft: ſo läßt ſich der in manchen Ständen, wo viel Nutzen ungeſehen geſtiftet wird, nicht berechnen; und in andern iſt er erſt ſpät zu erwarten. Oft erſetzt ein Augenblick die Mühe vieler vergeblich ſcheinender Stunden. Luc. 5, 5. 6. Und größere Belohnungen oder Vortheile für ſich muß kein treuer Arbeiter zur Bedingung ſeines Fleißes oder Dienſteifers machen. Die beſte Belohnung erhält ein Rechtſchaffener von ſeinem Herzen und Gewiſſen.

Zweyter Theil.

So wie wir die Unverdroſſenheit in Geſchäften nach ihren beſondern Vorſchriften betrachtet haben, ergiebt es ſich ſchon zur Genüge aus dieſen letztern und den dabey angeführten Gründen, daß ſie eine nöthige, eine ſehr vorzügliche Tugend iſt. Doch hiervon laſſen ſich auch noch andere Beweiſe anführen; und man kann wohl nicht zu viel zu ihrer Empfehlung ſagen, da ſie allerdings viel guten Willen, oft auch viel Selbſtverleugnung erfodert.

Es würde für die menſchliche Geſellſchaft, im Ganzen genommen, ein unſchäßbares Glück ſeyn, wenn es möglich wäre, dieſe Tugend bey allen ihren Mitgliedern einzuführen. Läßt ſich das nun zwar freylich nicht hoffen: ſo iſt doch wenigſtens ihre weitere Verbreitung wohl noch denkbar; und ſtellen wir uns nur dieſe in Gedanken vor: ſo giebt das ſchon ein ſehr erfreuliches Bild von der Welt und ihrer glücklichern Verfaſſung. Wenn auch nur erſt der größere Theil der Bürger eines Landes das Lob verdiente, unermüdet treu in ſeinen Berufspflichten zu ſeyn; wenn für die Diener des Staats

keine ſtrenge Vorſchriften, keine Erinnerungen, keine ſcharfe Aufſicht, keine Strafen für Fahrläſſigkeit mehr nöthig, ſondern Jeder ſein eigner Aufſeher, Jeder aus innerm Triebe, aus Gemeingeiſt, Ehrliebe und Gewiſſenhaftigkeit gefliſſen wäre, in ſeinem Stande redlich fortzuarbeiten, und bey allen Hinderniſſen, ſelbſt bey geringer Belohnung doch ſein Möglichſtes zu thun; wenn auf gleiche Weiſe Alle von der gewerbetreibenden Klaſſe, oder wiederum nur die Meiſten, ohne Nachlaß arbeiteten und Gutes ſchafften, ſo viel ſie könnten, wie müßte dadurch die allgemeine Glückſeligkeit erhöht werden!

Ausdauernde Berufstreue iſt aber auch für das Wohl des einzelnen Menſchen eben ſo wichtig. Durch ſie erſt wird er ein würdiger, nützlicher, mit Recht geachteter Bürger der Welt. Der iſt es hingegen ſicherlich nicht, der zwar einen gemeinnützigen Beruf übernimmt, aber die ſchwerern Obliegenheiten deſſelben unerfüllt läßt; der mit Verdroſſenheit arbeitet, vieles anfängt und nichts vollendet. Ohne Beharrlichkeit hat die Geſchäftigkeit keinen Werth. Das iſt auch ſchon ein überall anerkannter Grundſatz. Die Welt weiß von dem Geſchäftsmann, dem Bürger, dem Handarbeiter nichts Rühmlichers zu ſagen, als daß er — unverdroſſen ſey. Eben dies Zeugniß vom Gewiſſen hat eine unbeſchreibliche Süßigkeit, die alle Anſtrengung überflüſſig vergütet. Dabey fühlt ſich der Menſch beſonders edel und gut, und auf die rechtmäßigſte Weiſe mit ſich zufrieden. Und der Gedanke an Gott führt alsdann auch das frohe Bewußtſeyn mit ſich, ſeines Beyfalls werth zu ſeyn; der Blick auf den zurückgelegten Theil des Lebens erregt bey aller Beſcheidenheit des thätigen Arbeiters eine angenehme Erinnerung, durch Schweiß und Mühe viel Gutes gewirkt zu haben; die Hinſicht auf das künftige Leben ein frohes Gefühl von Belohnenswürdigkeit. Man ſetze hierzu die mannigfaltigen Vortheile für alles, was den irdiſchen Wohlſtand ausmacht, die ſich der Unverdroſſene bereitet: Welche Tugend hat nach dieſem allen größere Vergeltungen, als ein treuer Eifer in gemeinnützigen Geſchäften!

Am ſechſten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 5, 20—26.

Einleitung.

Es iſt der Chriſtlichen Religion ſchon oft von ihren Widerſachern vorgeworfen, und auch wohl hin und wieder von ihren Freunden geglaubt worden, ihre Sittenlehre enthalte gewiſſe Foderungen, deren Erfüllung zu ſchwer, wo nicht ganz unmöglich ſey. Vornehmlich hat man dahin die Pflichten gerechnet, von welchen unſer Text handelt. Man hat dieſe und andere ähnliche Vorſchriften Jeſu über Sanftmuth und Verſöhnlichkeit bald beſchuldigt, daß ſie mit der Natur des Menſchen ſtritten, und über ſeine Kräfte giengen; bald auch, daß ſie der natürlichen Selbſtliebe, den Rechten des Menſchen und dem Wohl der Geſellſchaft zuwider wären. — Hätte es mit dieſen Behauptungen ſeine Richtigkeit: ſo würde die Sittenlehre des Chriſtenthums ihren größten Vorzug verlieren, der darin beſteht, daß ſie in allen ihren Geboten höchſt vernunftmäßig und der gewiſſeſte Weg zur Vervollkommnung und Glückſeligkeit des Menſchen iſt. Sie könnte nicht mehr Regel des Verhaltens für uns ſeyn. Sie bedürfte wenigſtens erſt noch in einigen Stücken Verbeſſerung. — Aber auch ſchon oft iſt bewieſen worden, daß jene Beſchuldigungen auf bloßem Misverſtand beruhen, und daß es nur einer vernünftigen Auslegung der Bibel bedarf, um in dem, was Jeſus von der Unterdrückung des Zorns und der Rachbegierde fodert, die weiſeſte und wohlthätigſte Lebensregel zu erkennen. Glücklich wäre die Welt, wenn dieſe ſeine Anweiſung, wie ſie es wirklich könnte, von allen ſeinen Bekennern befolgt würde!

Vortrag.

Die ſtrengen Vorſchriften des Chriſtenthums über Sanftmuth und Verſöhnlichkeit.

I. Kurze Darlegung ihres Inhalts.

II. Beweis, daß ſie höchſt weiſe und wohlthätig ſind.

Erſter Theil.

Wenn die Ausſprüche Jeſu über die Pflicht der Sanftmuth ohne alle Einſchränkung genommen werden müßten: ſo möchten

ten ſie freylich wohl mit Recht für zu hart erklärt werden, und wir würden es umſonſt verſuchen, ſie als vernunftmäßig und gut zu erweiſen. Allein, wie es ſchon bey der Bibel überhaupt nöthig iſt, ſich an gewiſſe richtige Auslegungsregeln zu halten: ſo muß auch nach dieſen allein der wahre Sinn ihrer Geſetze beſtimmt werden. Dieſe Regeln betreffen hauptſächlich die Sprache, die Sitten und Beſchaffenheit der Zeiten, in welchen Chriſtus ſeine Geſetze gab, und die von dem unſern in vielen Stücken verſchieden waren. Dies vorausgeſetzt, wird vieles in ſeinen Vorſchriften ganz anders erſcheinen, als wenn man es ſchlechthin nach dem Buchſtaben betrachtet. — So wird manches Anſtößige ſchon durch eine beſſere Kenntniß der urſprünglichen Bibelſprache glücklich verſchwinden. Hart müßte uns das, was der Erlöſer in unſerm Texte über die Aeußerungen des Zorns ſagt, vorkommen, wenn wir, wie es auf den erſten Blick läßt, glaubten: er habe jeden, der mit Recht oder aus Uebereilung in heftigen Unwillen gerathe, und ſich in der Hitze durch ein beleidigendes Wort vergehe, für verdammungswürdig erklärt. War es denn nicht genug, möchten wir dann fragen, die Leidenſchaft des Zorns und ihre Ausbrüche überhaupt nur ſtrafbar und gefährlich zu nennen? Müßten Scheltwörter, die ſo gewöhnlich ſind, und oft ſelbſt von dem Beleidigten ſo gar hoch nicht empfunden werden, den ſeltenern groben Verbrechen des Todtſchlags und der tyranniſchen Verfolgung gleich geachtet ſeyn? Wiſſen wir aber, daß die Worte, deren er ſich bedient, ein ohne Urſache, aus Bosheit erbittertes Gemüth, ein feindſeliges, ſtolzes, verdammungsſüchtiges Herz bezeichnen: ſo verſchwindet aus ſeinem Urtheile die übertrieben ſcheinende Strenge, und es iſt vollkommen gerecht und billig. — Auf gleiche Weiſe werden auch ähnliche Schwierigkeiten durch eine vernünftige Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Zeiten leicht gehoben. Es iſt ausgemacht, daß nicht alle Geſetze für alle Zeiten paſſen. Was einmal recht und nöthig iſt, kann ein andermal und unter veränderten Umſtänden unnöthig, zu viel verlangt, ja gar thöricht ſeyn. Dies iſt in die Augen fallend wahr von den ſo oft misverſtandenen Foderungen Chriſti, ſich aller Selbſtverthei-

digung zu begeben. Matth. 5, 39. 40. Denkt man hierbey an die Verfaſſung, in welcher wir izt leben: ſo klingt es allerdings ſehr ſonderbar, daß man ſich ohne alle Gegenwehr beleidigen und berauben laſſen, nnd um Rechtshändeln auszuweichen, alles hingeben ſolle. Das hieße ja alles Eigenthumsrecht aufheben, alle Obrigkeiten und Geſetze unnütz machen, die Unſchuld der Bosheit preis geben, allen Frevel begünſtigen, und unzählige, ſchreckliche Unordnungen verurſachen. Aber wer heißt uns auch, das für ein allgemeines, immer geltendes Geſetz ausgeben, was ſo offenbar nur Vorſchrift für das Verhalten der erſten Chriſten, und damals wirkliches Zeitbedürfniß war? Es iſt doch wohl überhaupt nicht zu leugnen, daß ſehr vieles, was die Bibel enthält, zunächſt oder hauptſächlich und manches auch ganz allein Beziehung auf die Zeiten hat, wo ſie geſchrieben ward. Wunderlich wäre es, zu glauben oder zu verlangen, daß ſie auf alle Umſtände in noch entfernten Jahrhunderten hätte die genauſte Rückſicht nehmen ſollen. Konnte ſie es denn nicht der von ihr erleuchteten Vernunft überlaſſen, ihre Ausſprüche und Geſetze nach Zeit und Umſtänden gehörig anzuwenden? Das vorhin angeführte Geſetz der Sanftmuth ward wohl eines Theils ſchon deswegen, und zwar mit größter Weisheit, von Jeſu in der beſondern Strenge gegeben, um bey ſeinen Bekennern die aus dem Judenthum noch mitgebrachten Begriffe von der Rechtmäßigkeit der Rache und Wiedervergeltung mit Nachdruck zu widerlegen. Die unter den Juden gültige, der Liebe eben nicht gemäße Regel, (Matth. 5, 38.) Auge um Auge, Zahn um Zahn, ſollte und mußte unter Chriſten durchaus nicht mehr gelten. Vornehmlich aber war der Befehl: ihr ſollt nicht widerſtreben dem Uebel, damals eine nothwendige Klugheitsregel. Was war für jene erſten Chriſten beſſer, durch Gegenwehr ihre ſtärkern Verfolger noch mehr wider ſich reizen, oder durch ſtilles Dulden ſich verdoppelte Beleidigungen erſparen? Unrecht leiden, oder bey Obrigkeiten, die ſelbſt ihre ärgſten Unterdrücker waren, Recht ſuchen? Nicht zu gedenken, daß die Einführung und Empfehlung des Chriſtenthums außerordentliche Proben von Sanftmuth erfoderte. — Man mache ſich alſo nur erſt mit

dem

dem wahren Sinne der chriſtlichen Vorſchriften über dieſe Pflicht bekant; man ſondere in ihnen gehörig ab, was allgemein, und was nur unter Umſtänden Regel ſeyn kann und ſoll: ſo wird der Anfangs ſcheinbare Einwurf: das Chriſtenthum fodere etwas Uebertriebenes, hinwegfallen.

Das chriſtliche Gebot über Sanftmuth und Verſöhnlichkeit, ſo weit es unveränderlich gelten muß, enthält inzwiſchen freylich keine leichte Foderungen. Der Chriſt ſoll ſich nicht von der Leidenſchaft des Zorns beherrſchen laſſen; vielmehr über ſie Herr ſeyn, und ſowohl ihre innern Aufwallungen, als ihre äußern Ausbrüche in Reden und Handlungen zu verhüten wiſſen. Er ſoll aber nicht nur ſelbſt nicht beleidigen, ſondern auch Beleidigungen ohne Erbitterung ertragen können; ſie, wenn ſie unerheblich ſind, ganz überſehen, und wenn ihn bey größern die Selbſtliebe nöthigt, ſein Recht zu ſuchen, es ohne perſönliche Feindſchaft thun. Ihm wird hierzu erſt der Weg der Güte, und wo dieſer nicht ausreicht, das Anſuchen um die Hülfe der vorhandenen bürgerlichen Geſetze vorgeſchrieben, (Matth. 18, 15 = 17.) alle eigne Rache aber ſchlechterdings verboten. Seinem Beleidiger ſoll er nie ſchaden, wenn er es auch noch ſo ſicher könnte; ihm vielmehr alle Pflichten der allgemeinen Liebe erweiſen. Alles erlittene Unrecht ſoll er edelmüthig verzeihen und vergeſſen; ſtets bereit ſeyn, ſich mit dem Gegner zu vertragen, und äußerlich, ſo wie im Herzen, das gute Vernehmen herzuſtellen. Hierzu ſoll er ſeinem Feinde die Hand bieten, er ſey der beleidigende Theil geweſen, (wiewohl in dieſem Falle aus doppeltem Grunde, Matth. 5, 23. 24.) oder er ſey der Beleidigte. Von allem dieſen ſpricht ihn weder die Größe der erlittenen Kränkung, noch ihre mehrmalige Wiederholung, weder die fortdauernde Feindſeligkeit und das ſchlechte Betragen des Widerſachers, noch ſein eigner Stand oder irgend ſonſt etwas frey. Es ſind Pflichten, die keine Ausnahme leiden. — Das iſt der kurze aber vollſtändige Inbegriff der von Jeſu befohlnen Verſöhnlichkeit und Sanftmuth.

Zweyter Theil.

Aber mögen dieſe Pflichten auch noch ſo ſtrenge ſeyn und dem verwöhnten, eigenwilligen Herzen es noch weit mehr ſcheinen: ſo ſind ſie doch der reinen Vernunft vollkommen gemäß und in ihren Folgen wohlthätig.

Kann die uneingenommene Vernunft in irgend einem der erwähnten Stücke ein anderes Verhalten anrathen? Können ihre Foderungen weniger ſtrenge ſeyn? Wie widerſinnig wäre es doch, die Freyheit haben zu wollen, ſich der Leidenſchaft des Jachzorns zu überlaſſen? Iſt es denn nicht gerade dieſe Leidenſchaft, die mehr, als jede andere, den Menſchen in gewiſſen Augenblicken unvernünftig macht und die entſetzlichſten Wirkungen hat? Wie wenige Stuffen ſind von ihrem erſten Anfange bis zu den größten Ungerechtigkeiten, zu wütenden Unternehmungen, zu Mordthaten? Kann dieſem gefährlichen Strome wohl je ein zu ſtarker Damm entgegen geſetzt werden? Und iſt es nicht eben ſo rathſam und weiſe, die erſten Aufwallungen des Zorns zu unterdrücken, als in dem Damme eines Stroms ſogleich die kleinſten Oeffnungen zu verſtopfen, wenn er nicht in wenig Augenblicken durchbrochen und ganz weggeriſſen werden ſoll? — Oder kann die unbefangene Vernunft in irgend einem Falle die Selbſtrache billigen? Man hüte ſich bey Beantwortung dieſer Frage nur, die Eingebungen des Herzens oder auch angenommene falſche Grundſätze und Gewohnheiten der Welt mit der Vernunft zu verwechſeln. Die Letztere wird uns zuverläßig ſagen, daß Rache nie gerecht und billig verfährt; daß ſie allemal der Weg iſt, unglücklich zu machen und unglücklich zu werden; daß ſie alſo ganz aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannet ſeyn ſollte, wie ſie denn auch da, wo Geſetze ſind, zur eignen Sicherung völlig unnöthig iſt. — Die Vernunft verdammet alſo eben ſo ſtrenge Zorn und Rachgier, als das Chriſtenthum. Dagegen findet ſie die befohlnen Geſinnungen der Sanftmuth, Feindesliebe und Verſöhnlichkeit vorzüglich weiſe, edel und des Menſchen würdig.

Und wie gut ſtände es um die Welt, wenn dieſe Geſinnungen allgemein dafür erkannt und von jedermann an-

genommen würden? Es läßt ſich leicht berechnen, wie viel dann des Elends, der Zwietracht, der Beleidigungen, des Menſchenhaſſes, der Verfolgungen und Uebelthaten weniger ſeyn; wie viel mehr Einigkeit, Ruhe, Zufriedenheit, Sicherheit und Glückſeligkeit in der menſchlichen Geſellſchaft herrſchen müßte. Iſt dies aber auch in gänzlicher Vollkommenheit nie von der Welt zu hoffen: ſo iſt doch das ſchon höchſt ſchätzenswerth, was das Chriſtenthum in dieſer Abſicht geleiſtet hat, und hoffentlich künftig noch mehr leiſten wird. — Bey Sanftmuth und Verſöhnlichkeit muß auch jeder einzelne Menſch, der ſie ausübt, ſchon gewinnen, geſetzt auch, daß die Meiſten um ihn her weit davon entfernt wären. Keiner kann dadurch, wie man oft irrig glaubt, verlieren. Koſtet es Mühe, ſich ſelbſt zu überwinden, über Empfindlichkeit und die Regungen des Haſſes und der Rachſucht zu gebieten: ſo wird daß doch auch durch Uebung immer leichter, und es iſt ſüße Genugthuung für das Herz, es dahin gebracht zu haben. Der Sanftmüthige erſpart ſich viel Verdruß, viele bittere Empfindungen; er entgeht vielen Unannehmlichkeiten, vielen Gefahren und Verſündigungen, vieler Reue und vielem Unglück. Er darf nicht fürchten, durch ſeine Tugend wehrlos zu werden: denn die Geſetze ſprechen eben ſo gut, ja noch mehr für ihn, als für den, der Zorn und Rache übt. Durch die Achtung und Liebe, die er ſich erwirbt, durch die Verhütung mancher unnöthiger Feindſchaft ſichert er ſein Glück und ſeine Beſitzungen. Matth. 5, 5. Entehren kann ihn ſein Betragen nicht, wenigſtens nicht in den Augen des beſſern Theils, wenn auch der verdorbnere Haufe es Schwachheit nennt. Es iſt die höchſte Ehre, deren ein Menſch fähig ſeyn kann, ſo edelmüthig zu denken und zu handeln, wie es das Chriſtenthum gebeut.

Am

Am ſiebenten Sonntage nach Trinitatis. *

Text. Marc. 8, 1—9.

Einleitung.

Die hier erzählte That des Erlöſers gehört unter die vorzüglichen Beweiſe ſeines edeln, guten Herzens. Es hatte ſich in einer Gegend, wo es an Lebensmitteln gebrach, ein zahlreiches Volk um ihn verſammelt und war durch einen dreytägigen Aufenthalt bey ihm in Mangel gerathen. Ueber das Verlangen, ihn zu hören, war die Sorge für die leiblichen Bedürfniſſe ganz vergeſſen worden. Jeſus bemerkte die allgemeine Verlegenheit und ihre beſorglichen Folgen mit herzlichem Mitleiden, und half unerwartet, ungebeten dem Uebel dadurch ab, daß er auf eine wunderbare Art das ganze Volk mit dem kleinen Vorrathe ſättigte, der für ihn und ſeine Jünger beſtimmt war. Hatte er vorhin die Noth der Hungrigen theilnehmend mitempfunden, wie er ſich darüber ſelber ſo erklärte: mich jammert des Volks: ſo läßt ſich daraus nun auch die ſüße Zufriedenheit und Freude abnehmen, die er empfand, als jeder geſättigt und vergnügt war. Gewiß belohnte ihn das ſeligſte Gefühl für ſeine menſchenfreundliche Handlung.

Ein freudiges Bewußtſeyn iſt allemal mit wahrer Gutthätigkeit verbunden, und daß um ſo mehr, je ſtärker man vorher die Noth des Leidenden mitgefühlt, je reinere Abſichten man bey der geleiſteten Hülfe gehabt, und je mehr man zur Abwendung eines drückenden Elends beygetragen hat. Keine Tugendthat kann ſo frohe Nachempfindungen zurücklaſſen, als ein edelmüthiges Werk der thätigen Menſchenliebe. Von dieſer Seite ſollten wir billig die erſte unſerer Chriſtenpflichten öfter betrachten, um ſie in ihrer ganzen Vortrefflichkeit zu erkennen. So erfülle denn auch beſonders bey der gegenwärtigen Rede, die ganz eigentlich dazu beſtimmt iſt, den Trieb der Wohlthätigkeit gegen Dürftige in uns neu zu beleben, der Gedanke unſre ganze Seele: daß Wohlthun die ſüßeſten Freuden ſchafft!

Vortrag.

Ueber die vorzüglichen Freuden, welche mit Wohlthun verbunden ſind.

I. Woher ſie entſpringen.

II. Wodurch ſie ſich zu ihrem Vortheil von andern Freuden unterſcheiden.

* Eine Armen-Predigt.

Erſter Theil.

Die Freuden der Wohlthätigkeit haben verſchiedene Quellen, deren Werth in eben dem Maaße ungleich iſt, als ſie mehr oder weniger lauter und ergiebig ſind. Oft entſtehen ſie ſchon aus bloßen Nebenbetrachtungen ohne Rückſicht auf die gute Handlung ſelbſt und ihren Nutzen für den leidenden Nächſten. Mehrere freuen ſich lediglich des lauten Danks der unterſtützten Armen, oder des Ruhms, den ihnen ihre von der Welt bemerkte Gutthätigkeit bringen wird. Andern macht es Vergnügen, ſich durch geleiſtete Beyhülfe oder einen erzeigten beträchtlichen Dienſt eine Familie, einen Menſchen, den ſie zu gewiſſen Abſichten brauchen können, verbindlich gemacht zu haben. Noch Andern iſt das die angenehmſte Vorſtellung, wenn Jemand durch ihre Vermittelung zu einem beſſern Fortkommen gelangt iſt, daß ſie nun des traurigen Anblicks eines Dürftigen in ihrer Nähe, ſeiner beſchwerlichen Geſellſchaft, ſeiner läſtigen Bitten entledigt ſind; daß er ihnen nun ferner keine Koſten mehr verurſachen, dagegen vielleicht das Empfangene an ihnen oder den Ihrigen vergelten werde. — Doch, genau betrachtet ſind das nicht Freuden des Wohlthuns, ſondern des Ehrgeizes und Eigennutzes, wozu das Wohlthun nur ein Hülfsmittel war. Menſchen, die dieſe ſuchen, mögen ſich mit ihnen behelfen, da ſie keiner edlern fähig ſind. Sie haben ihren Lohn dahin.

Beſſerer Art und des Chriſten allein würdig ſind die Freuden, welche in einem unverdorbenen Naturgefühl, im Bewußtſeyn der erfüllten Pflicht und im frohen Andenken an Gott und ſeinen Beyfall ihren Grund haben.

Es iſt eine uns allen anerſchaffene Eigenſchaft der Natur, daß wir bey dem Anblicke leidender Menſchen ein ſchmerzliches Mitgefühl ihres Elends haben. Zwar iſt dieſe Anlage zum Mitleiden bey dem Einen ſtärker, bey dem Andern ſchwächer, nach Verhältniß ihrer mehr oder minder zarten Gemüthsbeſchaffenheit: aber doch bey Jedem hinreichend groß, wenn ſie nur nicht durch üble Erziehung und andere Fehler unterdrückt und verwahrloſet, vielmehr gehörig

hörig geübt wird. Unverdorbene Gemüther können daher keinen Unglücklichen überhaupt, alſo auch keinen im Mangel ſehen, ohne das, was er empfindet, ihm lebhaft nachzuempfinden. Sein Anblick und die damit vergeſellſchaftete Vorſtellung ſeines Zuſtands erregt in ihnen eine edle Unruhe. Sie denken ſich in ſeine Stelle, vergegenwärtigen ſich ſeine Sorgen, ſeine Noth und alles Bittere ſeines kümmerlichen Lebens. Ihnen iſt, als ob ſie das alles ſelber litten. Freylich ein ſchmerzliches Gefühl! Aber gewiß auch eine reichhaltige Freudenquelle, wenn es ihnen nun — wie es nach des weiſen Schöpfers Willen ſoll — ein Antrieb wird, jener Noth nach Möglichkeit abzuhelfen oder ſie zu vermindern. In eben dem Verhältniſſe, als ſie ſich vorhin betrübten, wird nun ihr Herz erleichtert und froh über die bewirkte glückliche Veränderung, von welcher noch dazu ſie ſelbſt die Urheber ſind. Welch ein herzliches Vergnügen für dieſe Guten, zu ſehen, oder ſichs in Abweſenheit ſo recht lebhaft vorzuſtellen, daß dort ein Hungriger geſättigt, ein Entblößter bekleidet, ein Herz voll Kummer beruhigt iſt! daß jener Nahrloſe nicht mehr, wenigſtens auf einige Zeit nicht mehr um Nahrung ängſtlich ſorgen, dieſe Witwe nicht mehr um ihre und ihrer Kinder Verſorgung Nächte hindurch weinen und ſeufzen, dieſe Waiſen nicht mehr umſonſt Brod fodert dürfen, oder ohne Aufſicht dem Zufalle überlaſſen ſind! Sie ſehen, wirklich, oder im Geiſte, aber in beyden Fällen nicht ohne Rührung, die frohen Angeſichter derjenigen, in deren Mitte ſie unerwartetes Glück und nach vielem Leiden Freude brachten. — O, dies iſt ihnen mehr werth, als Dank und Ruhm, den ein gutes unverwöhntes Herz nie ſucht, vielmehr ihm gefliſſentlich ausweicht. Dieſer Anblick geſtillter Leiden und bewirkter Zufriedenheit und Fröhlichkeit bezahlt ihnen allein ſchon jede Mühe und jeden Aufwand. — Man darf alſo nur unverdorbenes Herzens ſeyn, um im Wohlthun das innigſte Vergnügen zu empfinden.

Aber noch ausgebreiteter und eindringender wird dies Vergnügen, wenn ſich mit den angenehmen Naturempfindungen das Bewußtſeyn vereinigt, die größte und ſchönſte Pflicht erfüllt zu haben. Hierin haben wir Chriſten nun ei-

nen beſondern Vorzug. Bey uns kann Wohlthätigkeit nicht bloß Naturtrieb ſeyn. Sie iſt eine deutlich erkannte, durch die Religion geheiligte Obliegenheit. Das Chriſtenthum lehrt uns die Menſchheit mehr ihrer Würde gemäß achten. Es erinnert uns nachdrücklicher an die Gleichheit, die der Hauptſache nach unter uns und allen Menſchen iſt. Es vereinigt uns Alle unter einem Gott und Vater und macht ſowohl durch ſeine geſammten Lehren, als durch beſondere ausdrückliche Vorſchriften die thätige Menſchenliebe zu unſerm Hauptgeſetz. Matth. 22, 37-40. Gutthätigkeit alſo, als ein wichtiger Zweig der Menſchenliebe, iſt eine der vorzüglichſten Tugenden. Ihre Ausübung muß folglich, wie jede Pflichterfüllung, und noch mehr, wie jede andere Tugendübung, mit einem angenehmen innern Beyfall verbunden ſeyn. Das bezeugt auch die Erfahrung jedes chriſtlichen Menſchenfreunds. Wohlthätige Handlungen geben ſeiner Seele allemal ſo eine ſüße Befriedigung. Sie fühlt ſich höchſt glücklich in dem Zeugniſſe, ſo menſchlich, ſo gut zu ſeyn, ſo viel Segen zu ſtiften und den erſten Foderungen der Tugend und Religion Genüge geleiſtet zu haben. — Dieſe Empfindungen ſind indeß weit entfernt von den Eingebungen des Stolzes. Stolz gründet ſich auf leere Einbildungen und ſucht äußern Schein. Aechte Wohlthätigkeit hingegen hat That und Wahrheit zum Grunde und iſt ſelbſt bey dem lebhafteſten Bewußtſeyn der Herzensgüte und des gewirkten Guten beſcheiden. Sie flieht das Gepränge mit guten Werken; zählt ſich ſelbſt aus Demuth nie einzeln vor, was ſie gethan hat (Matth. 6, 3.) übertreibt den Werth ihrer Handlungen nicht: aber ſie hört in ſich den erfreulichen Zuruf des Gewiſſens: du handelſt als Chriſt und Menſchenfreund!

An ſich ſchon iſt dies Bewußtſeyn der glücklichſte Gemüthszuſtand: aber er wird noch ſeliger durch den damit verknüpften Gedanken an Gott und ſein Wohlgefallen. Nie bezeugt uns unſer Herz mehr, daß wir Gott ähnlich denken und handeln, als wenn wir barmherzig ſind, wie er unſer Vater barmherzig iſt; wenn wir aus reinen Abſichten wohlthun, Elend lindern, Glück und Wohlergehen befördern

dern und Werke der Liebe vollbringen. O, da betrachten wir uns mit Recht als Gottes Ebenbild; nennen uns im vorzüglichen Sinne Kinder unſers himmliſchen Vaters, und freuen uns denn auch mit innigem Zutrauen ſeiner Gnade! Bey aller Demuth, die die Unvollkommenheit unſrer Werke erfodert, macht es uns doch herzlich froh, daß der Allwiſſende ſie und unſern guten Willen kennt; daß er auch, was wir im Verborgenen thun, bemerkt, mit Wohlgefallen bemerkt. Wir erwarten als Uneigennützige dafür keinen äußern Lohn: aber doch dürfen wir mit Entzücken den Gnadenvergeltungen jenes Lebens entgegen ſehen. Matth. 6, 4. Matth. 25, 34-40. —

Zweyter Theil.

Der Werth aller froher Empfindungen beſtimmet ſich nach ihrer Stärke, nach ihrem Einfluſſe auf Sinn und Verhalten und nach ihrer Dauer. In allen dieſen drey Stücken gebührt den Freuden des Wohlthuns der Vorzug.

Was zwar zuvörderſt die Stärke anbetrift: ſo ſcheinen ſie zwar auf gewiſſe Weiſe von einigen übertroffen zu werden. Sinnliche Vergnügungen werden weit lebhafter empfunden. Das bringt die Beſchaffenheit unſrer itzigen Natur mit ſich. Indeß können doch die Vergnügungen der Sinne bey aller ihrer Lebhaftigkeit, in einem richtigern Verſtande wenigſtens, nicht die größten und ſtärkſten Freuden genannt werden. Sie geben mehr das Aeußere des Menſchen, den Körper, als ſeinen edlern Theil, die Seele an. Sie beruhen bloß auf dunkeln Vorſtellungen. Es wird dabey weniger gedacht, als empfunden. Ja ſie ſind immer am reizendſten für diejenigen, die ihre edelſte Seelenkraft, die Denkkraft, am wenigſten ausgebildet haben. Es iſt in ihnen ſo gar nichts, was dem Menſchen ein Bewußtſeyn ſeines eignen Werths gäbe. Sein ganzer Vorzug beſteht bey ſinnlichen Ergetzungen — in Genießen. Ganz anders verhält es ſich mit den Freuden der Erkenntniß, der Tugend und insbeſondere der Wohlthätigkeit. Hier, bey den letztern ganz vorzüglich, iſt die Seele in der allerangenehmſten Beſchäftigung. Sie denkt ſich die verſchiednen Gründe ihrer

rer Freude; und je heller, deſto größer wird ihr Entzücken. Sie fühlt ſich über allen eigenſüchtigen Genuß erhoben, weiß und fühlt die edeln Früchte ihrer Werke, die Güte ihrer Geſinnungen, das Gottähnliche ihres Verhaltens. Mag es ſeyn, daß dieſe gedankenvollen Gefühle von außen nicht ſo lebhaft oder merkbar ſind, als Sinnenluſt: ſo haben ſie doch (aber freylich nur für unverdorbene, verſtändige, gutdenkende Menſchen) weit mehr Anziehendes und Erfreuendes. Der Menſchenfreund iſt dabey wahrhaftig froher, als der Weltmenſch, der alle Arten von Vergnügungen genießt.

Erwägen wir ferner den Einfluß auf Geſinnungen, Herz und Leben: ſo entſcheidet ſichs abermal ſehr bald, auf welcher Seite der Vorzug iſt. Von den Ergeßungen der Sinne iſt hier kaum einmal nöthig zu reden. Was könnten die Gutes wirken? Es iſt genug, wenn ſie nur nicht Ueberdruß und Reue zurücklaſſen, nur nicht Sündenliebe erzeugen, das Herz verderben und der Tugend ſchaden; weswegen man ihren mäßigen Genuß nicht genug empfehlen kann. Aber auch andere, ſelbſt andere Tugendfreuden müſſen mit ihren Wirkungen dem Gefühl der Wohlthätigkeit nachſtehen. Dies macht ganz beſonders die Seele weich, ſanft und fähig für alles Gute. Es erweitert das Herz für jede Art von Tugend. Es macht den Menſchen geſchickt zu großen, bewundernswürdigen Thaten. Unter Menſchenfreunden haben ſich noch immer die würdigſten Muſter der Mäßigung, der Großmuth, der Berufstreue, der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths gefunden. Wer erinnert ſich nicht irgend eines Menſchenfreunds, der, um Unglückliche zu retten, furchtlos ſein Leben wagte und der Tugend zum Opfer brachte? —

Sehen wir endlich auf die Dauerhaftigkeit der Freuden: o, welche könnten dann wohl eine Vergleichung mit denen aushalten, die die Menſchenliebe giebt; die ſo eigentlich mit uns die Welt und alle ihre Veränderungen überleben; unſre treuſten Begleiter in die Ewigkeit ſind, und da erſt ihre volle Stärke haben werden!

Lege alſo, Chriſt, dein Geld und deine Kräfte an, wie du willſt: du bereiteſt dir in keinem Falle ſo herrliche Freuden als durch Wohlthun! — Iſt dieſe Wahrheit uns Allen

einleuchtend und fühlbar geworden: ſo laßt es uns heute, Jeder nach ſeinen Kräften, durch willige, milde Begabung unſrer nothleidenden Brüder beweiſen! Von jeder Gabe, von jedem Werke der Liebe wird ein vergeltender Segen auf unſern Herzen ruhen und uns die Wahrheit in Jeſus Ausſpruch beſtätigen: „daß die Barmherzigen ſelig ſind!“

Am achten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Matth. 7, 15 — 23.

Einleitung.

Der Erlöſer ermahnt ſeine erſten Bekenner, wider die Feinde ſeiner Lehre auf ihrer Hut zu ſeyn, und ſich nicht durch falſche Vorſpiegelungen von der erkannten Wahrheit abwendig machen zu laſſen. Er weiſet ihnen ein ſicheres Mittel an, dieſe Verführer, ihre Geſinnungen und Abſichten zu beurtheilen. Sie ſollten nur auf das Verhalten derſelben Acht haben, und ſie würden ihr böſes Herz ſelbſt unter dem blendendſten Außenſchein entdecken.

Was Jeſus hier in Beziehung auf die falſchen Lehrer ſeiner Zeit ſagt, daß iſt auch allgemein wahr und leitet uns auf den für die Klugheit des Lebens ſo wichtigen Satz: Aufmerkſamkeit auf die Handlungsweiſe der Menſchen iſt der Weg zu Bekanntſchaft mit ihrer Geſinnungsart. Indeß iſt doch bey der Anwendung dieſer großen Klugheitsregel eine gewiſſe Behutſamkeit nöthig. Nicht jede Art von Beobachtungen über Andrer Thun führt zur richtigen Kenntniß ihres Herzens, und es werden von jenem auf dieſes ſehr häufig Fehlſchlüſſe gemacht. Es iſt nicht genug, Menſchen handeln zu ſehen; man muß ihre Handlungen auch ohne Vorurtheil und im rechten Lichte betrachten. So muß man es auch ferner verſtehen, die eigentlichen Triebfedern der Handlungen leicht und ſicher zu errathen; und das lernt man hauptſächlich an ſich ſelbſt. Ueberdies muß man auch erſt einen beträchtlichen Vorrath von Beobachtungen haben, ehe man aus ihnen ein treffendes Bild von der Denkungsart eines Menſchen zuſammenſetzen kann. Dies alles faſſet auch die vortreffliche Lehre, gehörig erklärt, in ſich: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.

Vortrag.

Regeln zur richtigen Beurtheilung der Menſchen aus ihren Handlungen.

I. Man muß ſich dabey von Vorurtheil und unlautern Abſichten frey wiſſen.

II. Man muß ſich geübt haben, auf ſeine eignen Handlungen und die damit zum Grunde liegenden Geſinnungen zu merken.

III. Man beobachte Menſchen eine längere Zeit und unter verſchiedenen Umſtänden.

Erſter Theil.

Wer Andre aus ihrem Betragen recht beurtheilen will, muß zuerſt von Vorurtheil und unlautern Abſichten frey ſeyn. Er muß nicht ſchon eine vorgefaßte beſſere oder ſchlechtere Meynung von ihnen, und noch weniger den Willen haben, ihr Thun falſch zu erklären. — Es iſt leicht, die Nothwendigkeit dieſer Regel einzuſehen: aber ſchwerer, als man glaubt, ſie treu zu befolgen. Die meiſten Menſchen ſind allemal ſchon vorläufig für oder wider Diejenigen eingenommen, über deren Verhalten ſie im Einzelnen oder im Ganzen den Ausſpruch thun wollen: und es iſt ihnen weniger daran gelegen, zu wiſſen, wie ſie ſind, als ſie ſich und Andern ſo darzuſtellen, wie ſie wünſchen, daß ſie ſeyn möchten. Daher denn ſo manche grundfalſche Auslegungen bald zum Vortheil, bald aber und noch öfter zum Nachtheil des Nächſten.

So blendet nicht ſelten ein zu günſtiges Vorurtheil das menſchliche Auge, und dies anzunehmen wird man häufig durch einen geringen Umſtand verleitet. Nicht etwa nur durch Verwandſchaft, Freundſchaft, Dankbarkeit, Aehnlichkeit mit unſern Geſinnungen, oder bemerkte Vorzüge gewiſſer Art, die uns gefallen, ſondern das Herz wird auch wohl ſchon dadurch beſchlichen, daß Jemand, den wir eben erſt kennen lernen, etwas Einnehmendes in ſeiner Bildung, etwas Empfehlendes in ſeinen Sitten, eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einer

ner von uns geſchätzten Perſon, oder daß er die Gabe hat, ſich durch Benutzung unſrer ſchwachen Seiten bey uns einzuſchmeicheln. — Mehr bedarf es vielleicht nicht, um uns — wie durch Zärtlichkeit betrogene Aeltern — zu verleiten, alles an ihm ſchön zu finden. Da ſind denn alle ſeine noch ſo zweydeutigen Handlungen ausgemacht gut, und ſelbſt offenbar fehlerhafte werden ſo lange auf alle Seiten gekehrt, bis ſie in einem beſſern Lichte erſcheinen. Man ſieht überall löbliche Abſichten, edle Geſinnungen, weil man ſie ſehen will. Der menſchliche Verſtand iſt auch hier, wie in tauſend Fällen, den Eingebungen des Herzens gehorſam.

Doch dieſe Schwäche hat gewiſſermaßen noch etwas Verzeihliches. Weit gefährlicher und gewöhnlicher iſt die Geneigtheit, von Andern eine ungünſtige Meynung zu faſſen. Von Unbekanten, von Perſonen, die im Aeußerlichen etwas Misfälliges haben, oder von denen man irgend einen Fehler weiß, oder gar einmal beleidigt zu ſeyn glaubt, oder über die man einmal ein unvortheilhaftes, wenn auch noch ſo ſeichtes, Urtheil gehört hat, von allen dieſen erlaubt ſich der größere Theil immer eher Böſes als Gutes zu vermuthen. Dazu kömmt noch, daß Viele theils eine angenehme Befriedigung ihrer Eigenliebe darin finden, und theils auch es für einen Beweis beſonderer Scharfſichtigkeit halten, überall Fehler zu entdecken, was ſie ſich, ebenfalls aus Eitelkeit, gern zutrauen. Die Folge hiervon iſt dann, daß man bey dieſer Art, die menſchlichen Handlungen zu betrachten, überall Fehler, böſe Abſichten und Geſinnungen zu ſehen glaubt, weil man ſie argwohnt, und daß man aus allem, was Andre thun, für ſie nachtheilige Folgerungen macht.

Wie ſo ſehr nöthig iſt es daher nicht, uns vor allen vorgefaßten Meynungen über die Denkart unſrer Mitmenſchen zu hüten! Wir müſſen weder darauf ausgehen, nur Fehler an ihnen zu finden, noch ihnen vorher unerwieſene Vollkommenheiten zutrauen. Jenes macht ungerecht, dies zu unſerm Schaden leichtgläubig; und beydes partheyiſch. Auf unſre Urtheile müſſen keine Leidenſchaften, weder Haß noch Liebe Einfluß haben; keine Rückſichten müſſen dabey auf Perſon, Stand und nähere Verbindung mit uns genom-

nommen werden, ſondern Bekante und Freunde, Vorneh- me und Geringe, Reiche und Arme, Freunde und Nicht- freunde in dieſem Stück bey uns gleiche Rechte haben. Iſt es ſchwer, dies von uns zu erhalten: ſo haben wir ſo viel mehr Urſache, uns durch Aufmerkſamkeit auf unſre Art zu urtheilen und die Abſichten dabey, durch öftere Erinnerung an die Allen ſchuldige Gerechtigkeit und Liebe dazu zu gewöh- nen. Je unpartheyiſcher das Herz iſt, deſto richtiger ſieht das Auge, deſto wahrer ſind die Ausſprüche des Verſtan- des über das, was Recht und Unrecht iſt, und deſto ſicherer lernen wir die Menſchen um uns her kennen.

Zweyter Theil.

Um Andrer Denkungsart aus ihrem Verhalten zu erfahren, muß man ſich ſelbſt und die Gründe, nach denen man han- delt, beobachtet haben. — In gewiſſem Betracht ſind alle Menſchen einander gleich, und man kann von dem Einen, wie von dem Andern, aus der Art ſich zu betragen, richtig ſchließen, was für Erkenntniſſe, Meynungen, Vorurtheile, Neigungen und Leidenſchaften, und in welchem Grade ſie ih- nen eigen ſeyn müſſen. Allein dieſe Schlüſſe würden wir nicht machen können, wenn wir es nicht an uns ſelber lern- ten. An uns erfahren wir erſt, wie der Menſch bey den und jenen Geſinnungen, Anläſſen, Gemüthslagen und Umſtän- den zu handeln pflegt. Unſer eignes Thun weiſet uns im- mer hin auf das, was dabey zum Grunde liegt, und nicht nur auf die nächſten, ſondern auch wohl auf die entferntern Urſachen. So können wir aus manchen Gewohnheiten an uns wiſſen, was in unſrer Erziehung verſehen ſeyn muß. Alles, was in unſerm Verhalten gut und ſträflich iſt; wie Begierden und Verſuchungen auf unſer Herz wirkten; wenn wir nach unſern Grundſätzen handelten und wenn und wodurch wir ihnen untreu wurden; was unſre Fehler ver- größerte und was ihnen zur Entſchuldigung diente, das liegt uns insgeſamt am nächſten vor Augen. Und je mehr wir nun hiermit bekant ſind, deſto fähiger ſind wir, nach dem Verhalten Andrer, wenigſtens in vielen Fällen und mit Wahr- ſcheinlichkeit, zu beſtimmen, was in ihrem Herzen vorgeht. —

Ohne Selbſtkenntniß ſehen wir an Jedermann nur das Aeußere, nicht was wir zu ſehen wünſchen, ſeine innere Gemüthsbeſchaffenheit.

Indeß iſt es hierbey eine ſehr nöthige Vorſichtigkeitsregel, die Vergleichung zwiſchen uns und Andern nicht zu weit zu treiben. Obgleich ihre und unſre Handlungsweiſe viel ähnliches hat, und ſo auch ihre Art zu empfinden, zu denken und zu wollen, der unſern überhaupt gleicht: ſo findet ſich doch auch zwiſchen beyden wieder um eine große Verſchiedenheit. Derſelbe Verſtand, den ſie mit uns gemein haben, kann unter uns beyden dem Grade nach ſehr ungleich ſeyn. Sie können vieles von einer ganz andern Seite anſehen, wie wir. Sie beſitzen mehr oder weniger Erkenntniſſe. Sie haben andere Naturanlagen, ſtärkere oder ſchwächere Triebe, andere beſſere, ſchlechtere oder wohl gar keine Grundſätze, andre Gewohnheiten. Sie befinden ſich in andern Verbindungen und äußern Glücksumſtänden. Aus dieſen und noch mehrern Urſachen entſteht eine eigne Art zu handeln. In ihrem Thun kann vieles unſchuldig, ja ſelbſt gut ſeyn, weil es aus guter, obgleich irriger, Meynung herrührte, was bey uns wohl ein böſes Herz verriethe. Sehr unrecht wäre alſo in manchen einzelnen Fällen der Schluß von uns auf ſie; falſch die Folgerung, ſie hätten bey gleichen Handlungen mit uns gleiche Geſinnungen, gleiche Abſichten. Nein, ſo große Dienſte uns auch die Selbſtkenntniß im Urtheil über alle Menſchen leiſtet: ſo iſt ſie doch allein hierzu noch nicht genug. Jeder muß auf ſeine eigne Weiſe beurtheilt werden, wenn wir ihn genau und richtig kennen wollen.

Dritter Theil.

Und dazu giebt es denn nur ein Mittel: eine längere und ſorgfältige Beobachtung des Verhaltens. — Jeſus empfiehlt dies in einer ſchönen bildlichen Vorſtellung: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Alle Bäume haben unter einander eine gewiſſe Aehnlichkeit. Sie gehören insgeſamt zum Pflanzenreich. Ihre weſentlichen Theile ſind dieſelben. Aber ihre Früchte machen einen beträchtlichen Unterſchied unter ihnen,

nen, und entſcheiden beſonders ihren größern oder geringern Werth. So auch die Handlungen den Werth des Menſchen.

Doch, ſo wie wir, um die Güte eines Baums zu beurtheilen, vielleicht eine längere Zeit warten müſſen, und den gewiß nicht gleich abhauen werden, der durch die Schuld der Witterung einmal nichts trägt, oder deſſen Früchte aus Mangel nöthiger Wärme klein und unſchmackhaft bleiben: ſo gehört auch eine längere Zeit zur Prüfung des menſchlichen Herzens aus ſeinem Thun und Laſſen. Nichts iſt irriger, als ſein Urtheil über Jemand auf eine einzelne von ihm geſehene gute oder fehlerhafte That gründen. Selten iſt der Fall, wo ſich in einer einzigen die ganze Geſinnungsart darlegte. Die allermeiſten verſtatten eine verſchiedene Auslegung, und nur erſt ihre öftere Wiederholung läßt tief genug in den Grund ſchauen, aus welchem ſie herrührten. Auch beſtimmt ja eine Eigenſchaft, die wir etwa daraus abnehmen können, den ganzen Werth und Unwerth des Menſchen noch nicht. Wer weiß nicht die alltägliche Wahrheit, daß mit großen Tugenden auch große Fehler verbunden ſeyn können, und umgekehrt? Nur die größere Summe iſt entſcheidend. Selbſt Laſterhaftigkeit und Tugendliebe laſſen ſich ſo bald nicht ausmachen. Der Laſterfreund kann eine glückliche Gabe haben, ſich zu verſtellen und in Tugendſchein einzuhüllen, ſelbſt durch ſcheinbar gute Handlungen zu täuſchen. Der Tugendfreund hingegen kann unachtſamerweiſe manches thun, was ihn ohne Grund verdächtig macht. Wie nöthig alſo ein längerer Umgang mit beyden, um ſie zu kennen!

Vorzüglich hat das ſeinen Nutzen, wenn man Menſchen in verſchiedenen Lagen und Umſtänden beobachtet. Sie handeln zwar wohl nach eben denſelben Gewohnheiten und Neigungen: aber manche Seiten ihres Herzens, die guten wie die fehlerhaften, ſehen wir erſt, nachdem ſie Gelegenheit haben, ſich uns zu zeigen. In die Länge lernen wir den verkannten Redlichen kennen, und da verräth ſich auch bey beſondern Vorfällen der Heuchler und Falſchgeſinnte. Zeit und Umſtände berichtigen alles, was bisher noch in unſern Urtheilen ungewiß und trüglich war, und wir ſehen, wen

wir

wir ohne Verletzung der Liebe als einen Unwürdigen zu fliehen haben und wem wir uns ohne Unweisheit anvertrauen können.

Am neunten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 16, 1—9.

Einleitung.

Der Hauptzweck, den Jeſus bey dieſer Erzählung hatte, war, ſeine Bekenner zu belehren, daß ihre vornehmſte Sorge auf die Ewigkeit gerichtet ſeyn müſſe. — Aber auch außerdem werden wir dadurch an manche nützliche Wahrheiten erinnert. So zeigt uns insbeſondere das Verhalten des hier beſchriebenen Haushalters die unglücklichen Folgen, welche aus Ungeſchicklichkeit, Nachläßigkeit und Untreue in Berufsgeſchäften entſtehen. Hätte dieſer Menſch die ihm anvertrauten Güter gehörig verwaltet, ſeine Zeit gut angewandt und ſich in ſeinem Dienſte rechtſchaffen bewieſen: ſo wäre er nicht von ſeinem Herrn verabſchiedet, nicht brodtlos geworden, auch nicht in Verſuchung gerathen, auf verbotenen Wegen ſeinen Unterhalt zu ſuchen. Er hätte nicht bloß das zweydeutige Lob der Klugheit und des Vorbedachts auf künftige Zeiten, ſondern auch den noch anſtändigern Ruhm der Brauchbarkeit und Redlichkeit verdient, ſich eines guten Gewiſſens gefreut und ein ſorgenfreyes beglücktes Leben geführt. Sein Unglück war vielleicht ganz allein der Müßiggang und die damit gewöhnlich vergeſellſchafteten Laſter.

Sind, wie wir aus dieſem und vielen andern Exempeln ſehen, die Folgen eines geſchäftloſen Lebens in aller Abſicht unglücklich: ſo hat dagegen ein wohlangelegter Geſchäftsfleiß einen deſto erwünſchtern Einfluß auf alle Theile des menſchlichen Wohlergehens. Er iſt ein vorzügliches Hülfsmittel zur Beförderung unſrer äußern und innern Glückſeligkeit.

Vortrag.

Das Glück eines arbeitſamen Lebens.

I. Nöthige Bedingungen, unter welchen allein ein arbeitſames Leben glücklich macht.

II.

II. Darſtellung des Glücks, was die Arbeitſamkeit unter dieſer Vorausſetzung hoffen läßt.

Erſter Theil.

Fleiß und Arbeitſamkeit ſind beglückende Tugenden: aber ſie ſind es nicht ſchlechtweg, oder ohne alle Bedingung. Man kann ſehr viel und ſehr emſig arbeiten, ohne doch davon ſonderliche Vortheile zu haben; ja man kann durch eine gewiſſe Art von Geſchäftigkeit ſich und der Welt mehr ſchaden, als nützen. — Es kömmt bey dieſer Tugend alſo vornehmlich auf ihre zweckmäßige Beſchaffenheit an.

Aller Fleiß kann nur dann dem Wohlergehen des Menſchen beförderlich ſeyn, wenn er auf gemeinnützige Geſchäfte gerichtet iſt. Durch jede unſrer Arbeiten muß die Summe des Guten in der Welt vermehrt, oder die Menge des Uebels vermindert und etwas bewirkt werden, was uns und Andern wahren Vortheil bringt. Wenigſtens muß dies bey allem, was wir thun, die Abſicht ſeyn. Die chriſtliche Sittenlehre heißt uns daher ſehr weiſe nicht bloß arbeiten, ſondern auch zugleich (Eph. 4, 28.) Gutes ſchaffen. — Dies geſchieht nun zuvörderſt und vornehmlich durch eine treue Ausrichtung der Pflichten, die jedem ſein Beruf auflegt. Haben wir einmal irgend einen an ſich nützlichen und für uns paſſenden Stand gewählt: ſo weiſet uns dieſer auch unſern eigentlichen Wirkungskreis an. Alle dazu gehörigen Geſchäfte müſſen vor andern unſer Augenmerk und das Hauptziel unſrer Thätigkeit ſeyn: denn ſie ſind es, die die Welt am meiſten von uns fodert, wodurch wir auch am meiſten ſowohl zum allgemeinen, als zu unſerm eignen Beſten beyzutragen hoffen können. Dieſe Verbindlichkeit iſt gleich groß, wir mögen in einem geehrtern, oder geringen Stande leben, ein öffentliches Amt bekleiden, oder ein dienliches Gewerbe treiben, mehr mit den Geiſteskräften, oder mit den Kräften des Körpers zu arbeiten, mehr für die Herbeyſchaffung der Nothwendigkeiten, oder für die Bequemlichkeiten und Anmuth des Lebens zu ſorgen haben. Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darin er berufen iſt. 1 Cor. 7, 20. Mit Hintanſetzung der Geſchäfte ſeines Standes fremde Ar-

beiten

beiten unternehmen heißt die Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft ſtören, ſeine Zeit verſchwenden, und nicht viel beſſer, als im Müßiggange leben. — Indeß giebt es auch außer den eigentlichen Standespflichten noch Gelegenheit zu nützlichen Beſchäftigungen. Nicht alle Berufsarten erfodern gleiche Zeit und gleiche Anſtrengung. In manchen bleiben bey der treuſten Pflichterfüllung und außer der zur Erholung nöthigen Zeit noch leere Stunden übrig, die nicht mit Müßiggang, nicht mit unnützen Dingen verbraucht, ſondern auf eine nutzbare Art angewandt werden müſſen. Beſonders gut iſt es deswegen, ſich in der Jugend außer den erfoderlichen Fähigkeiten zum künftigen Beruf auch noch andere Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben zu haben, womit man in Nebenſtunden der Welt dienen, ſein und der Seinen Glück noch mehr ſichern und verbeſſern kann. —

Eben ſo viel, wie auf der Wahl der Geſchäfte, beruht nun ferner auch auf der Art, wie ſie verrichtet werden. Dieſe erfodert Ordnung, Beſtändigkeit und vernünftige Mäßigung. Ordnung, ſo daß wir unſre Stunden klug eintheilen und nach Beſchaffenheit der Arbeiten abmeſſen, nichts zu früh und nichts zu ſpät, ſondern alles zu rechter Zeit und in gehöriger Folge thun, iſt gleichſam die Seele des Fleißes. Durch ſie verhüten wir am ſicherſten ſchädliche Verſäumniſſe, verrichten jede Pflicht mit beſſerm Erfolg und leichterer Mühe. Pred. Sal. 3, 1. — In allen Ständen gehen die Geſchäfte unaufhörlich fort, wie die Bedürfniſſe des Lebens. Dieſelben Arbeiten, die heute geſchehen, ſind morgen wieder nothwendig, oder ſie wechſeln mit andern eben ſo nöthigen ab. Sie beobachten, wie die ganze Natur, einen beſtändigen Kreislauf. Alſo muß denn auch der Fleiß des Menſchen von gleicher Dauer ſeyn. Nur zu gewiſſen Zeiten mit Emſigkeit das ſeine thun, und dann wieder müßig ſeyn, iſt ordnungswidrig und von keinem Nutzen. Da wird der richtige Gang der Geſchäfte gehindert, was angefangen iſt, nicht ausgeführt, vieles ganz unterlaſſen, und ſelbſt die Hoffnung der wohl angewandten Stunden durch nachfolgende Trägheit wieder vereitelt. Nie ſieht man Diejenigen, welche ſo unbeſtändig arbeiten, im Wohlſtande. Bloß anhaltende Treue

bringt Segen. Und dieſe Treue muß ſelbſt mit den Jahren nicht aufhören. Hat gleich der durch Alter und körperliche Leiden erſchöpfte Arbeiter das Recht, ſich in Ruhe zu begeben: ſo berechtigen doch Jahre allein dazu noch nicht. Der, deſſen Kräfte länger fortdauern, arbeite, ſo lange es für ihn möglich iſt. Joh. 9, 4. — Aber dennoch kann und muß mit der Thätigkeit in Berufsgeſchäften auch eine weiſe Mäßigung verbunden werden. Der Chriſt ſoll das, was ihm zukömmt, vollbringen: aber nicht mehr leiſten wollen, als er vermag, nicht aus Ehrgeiß, oder auch ſelbſt aus irrigem Pflichtgefühl durch übertriebene Anſtrengung ſeine körperlichen und Geiſteskräfte vor der Zeit abſtumpfen, und ſo ſich unbrauchbar machen, oder ſeinen frühern Tod befördern, da er der Welt durch einen ſeiner Natur angemeſſenern Fleiß länger dienen und mehr Gutes ſtiften kann. Sein Amt, ſein Gewerbe muß ihm wichtig ſeyn: doch aber vergeſſe er darüber auch nicht, was er in andern Verhältniſſen der Welt, den Seinen und ſich ſelber, beſonders, was er der Sorge für ſeine unſterbliche Seele ſchuldig iſt. Kann er Güter auf ehrlichen Wegen erwerben: ſo achte er das immer für ein Glück, was ſein Beſtreben verdient: aber wichtiger, als dieſe vergänglichen Güter, ſey ihm die Hoffnung deſſen, was ewig bleibt.

Zweyter Theil.

Ein ſo vernünftig geſchäftiges Leben iſt in allem Betracht das glücklichſte, was der Menſch zu führen hoffen kann.

Sehen wir zunächſt auf den äußern Wohlſtand: ſo empfiehlt ſich die Arbeitſamkeit ſchon von dieſer Seite durch die reizendſten Vortheile. Der Fleißige hat der Regel nach am ſicherſten ſein Brodt. Es iſt Ausnahme, wenn er Mangel leiden muß. Und nicht nur ſchafft ihm ſein Fleiß die eigentlichen Nothwendigkeiten, ſondern auch überhaupt, was Bequemlichkeit, Ordnung und Anſtand unter geſitteten Menſchen zum Leben erfodern. Er hat in dieſem eine unerſchöpfliche Quelle des Einkommens, die, wenn ſie gleich nicht allzeit reichlich, doch ſtets hinlänglich fließt und nie verſiegt. Sey ſein Eigenthum auch Anfangs klein: ſeine unermüdeten Hände werden es erweitern und ihm unter dem Segen der Vorſehung oft

ſelbſt Ueberfluß bereiten. Ihm wird es leicht, ſeine Kinder und Angehörigen zu verſorgen, als Mitbürger ſeine Abgaben zu entrichten, als Freund und Nachbar thätig zu dienen, als Menſchenfreund Armen und Nothleidenden wohlzuthun. Er ſammelt in guten Zeiten, und ſeine Vorräthe erleichtern ihm die Zeiten des allgemeinen Mangels. Die Früchte des Fleißes ſeiner jüngern, geſunden Jahre kommen ihm in Krankheit und Alter zu Statten. — Alles Wahrheiten, die die Erfahrung im Allgemeinen beſtättigt: Läßige Hand (ſagt Salomo ſehr richtig Spr. 10, 4.) macht arm, aber der Fleißigen Hand macht reich.

Ein arbeitſames Leben iſt auch das ehrenvolleſte. In jedem Stande wird nach einer durchgängigen Uebereinſtimmung der Welt Müßigſeyn und Nachläßigkeit in Geſchäften für Schande, Thätigkeit und Dienſteifer hingegen für den würdigſten Ruhm gehalten, und hiernach hauptſächlich der Werth eines jeden Menſchen beſtimmt. Der Name des Fleiſſigen iſt ſein ſchönſtes Lob. Er findet, und verdient überall als ein würdiges Glied der menſchlichen Geſellſchaft Achtung und Vertrauen zu finden. Wer ſollte den Mann nicht ehren, der in einem öffentlichen Amte oder gemeinnützigen Berufe ſeine Zeit und Kräfte dem Vaterlande widmet, und für die menſchliche Wohlfahrt wirkſam iſt? Wer ſollte nicht ſelbſt den Geringern achten, und ſeinen niedrigen Stand vergeſſen, wenn er ſich durch Treue im Dienſt, durch Fleiß im Arbeiten unterſcheidet? Das Andenken des Fleißigen bleibt auch nach ſeinem Tode noch im Segen. Das, was er Gutes that und ſtiftete, iſt ſein rühmlichſtes Denkmal.

Aber ungleich wichtiger noch ſind die Folgen einer nützlichen Geſchäftigkeit für das Herz, für Gemüthsruhe, Zufriedenheit und Tugend. Arbeit hat ſchon an ſich die glückliche Wirkung, daß ſie die Seele aufheitert, indem ſie ihre Kräfte in Thätigkeit ſetzt und erhält. Noch erfreuender iſt indeß das mit Fleiß verbundene ſüße Bewußtſeyn der Nützlichkeit und das Zeugniß des Gewiſſens, daß man ſeine Pflicht erfüllt. Selig, wen dies Gefühl durch ſein Leben begleitet! Ihm bringt jeder wohl angewandte Tag einen neuen Zuwachs an Zufriedenheit und Freude. Er ſieht mit innigem Wohlge-

fallen ſeine Werke und ihre gewünſchten Folgen. Ihn tröſtet ſeine gute Abſicht und ſein redliches Bemühen ſelbſt da, wo er fruchtlos arbeitete. Weniger drückt ihn das Leiden der Armuth, wenn er ſich ſagen darf, daß er alles that, ihr zu entgehen, daß ſie unverſchuldet iſt. Er kann es leicht ertragen, daß ihm die Welt mit Undank lohnt, wenn er weiß, ſich um ſie verdient gemacht zu haben. Ein froher Rückblick auf ein gemeinnütziges Leben iſt Erquickung im Alter, Beruhigung im Tode und Grund zur frohſten Hoffnung für die Ewigkeit. — Arbeitſamkeit iſt das zuverläßigſte Sicherungsmittel für die Tugend, ſo wie ihr im Gegentheil nichts gefährlicher iſt, als Geſchäftloſigkeit. Sir. 33, 29. Geſchäfte verwahren die Seele vor allen ſträflichen Gedanken, vor Verführung und verderblichem Umgange, insbeſondere vor Ueppigkeit, Wolluſt und allen den Fehlern, die ſowohl eine unbenutzte Einſamkeit, als ein zu häufiges Leben in Geſellſchaft hervorzubringen pflegt. Sie geben ihr mehr Ernſthaftigkeit, ſtärken ihre Kräfte und erwecken in ihr alle guten Triebe. — So mannigfaltige gute Folgen machen uns den Fleiß in nützlichen Verrichtungen zur Pflicht und Wohlthat!

Am zehnten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 19, 41 — 48.

Einleitung.

Das unglückliche Schickſal, was Jeſus hier mit wehmüthiger Empfindung der Hauptſtadt ſeines Vaterlands weißagt, und was denn auch nach einiger Zeit über dieſelbe und über das ganze Land erging, war, wenn man ihm bis auf ſeine letzte Quelle nachſpürt, eine Folge von dem gänzlichen Verfalle der Religion, und von der daher entſtandenen Sittenloſigkeit. Wie weit es damit gekommen ſeyn mußte, läßt ſich ſchon aus dem einzigen Umſtande, den unſer Text anführt, abnehmen, daß alle den Juden ſonſt ſo beſonders eigne Hochachtung für den öffentlichen Gottesdienſt verſchwunden und ihr heiliger Verſammlungsort in einen Marktplatz, wo mit Opferthieren und Geldwechſel der ärgſte Wucher getrieben ward, verwandelt worden war. — Noch einmal verſuchte es zwar der

göttliche Menſchenfreund, die Religion in ihre verlohrnen Rechte wieder einzuſetzen, oder vielmehr ſeiner beſſern Lehre den Weg zu bahnen und der einreißenden Laſterhaftigkeit zu ſteuern. Er reinigte den Tempel von Verkäufern und Käufern, lehrte täglich in demſelben, und empfahl wahre Gottesverehrung, Frömmigkeit und Tugend. Aber das Verderben war zu weit eingeriſſen. Gottesvergeſſenheit und Laſterhaftigkeit nahmen unter Jeruſalems Bewohnern immer zu, und brachten außer einem Heere von ſchrecklichen Uebelthaten auch gar bald Aufruhr und allgemeine Verwirrung hervor. Das Volk war nicht mehr vom Untergange zu retten.

Mag uns dies Beyſpiel zur Erinnerung dienen, wie genau die gemeine Wohlfahrt eines jeden Volks mit der Religion zuſammenhängt, und wie nöthig inſonderheit ein zweckmäßiger öffentlicher Gottesdienſt und deſſen Heilighaltung iſt. Dieſe Wahrheit verdient um ſo mehr eine ernſtliche Beherzigung, da ſich in unſern Zeiten eine größere Gleichgültigkeit gegen die gemeinſchaftliche Gottesverehrung einzuſchleichen ſcheint, und die wohlthätigen Geſchäfte der Andacht und Erbauung mehr, als jemals, in Gefahr ſtehen, für willkührlich und überflüßig gehalten zu werden.

Vortrag.

Ueber die ſchuldige Ehrerbietung für den öffentlichen Gottesdienſt.

I. Gründe für ihre Pflichtmäßigkeit.
II. Art, wie ſie ſich beweiſen muß.

Erſter Theil.

Der öffentliche Gottesdienſt würde, ſo wie die Andacht überhaupt, auf eine verkehrte Art von uns geſchätzt werden, wenn wir ihn als den Zweck der Religion betrachteten, in ihn das Weſen der Frömmigkeit ſetzten, oder ihn für verdienſtlich vor Gott und für das einzige Nothwendige hielten, ſowohl irdiſche Segnungen, als die künftige Seligkeit zu erlangen. Das ſind offenbar falſche und eben ſo ſchädliche Vorſtellungen. Alle Gottesverehrung kann nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern bloß als Mittel zur Erreichung wichtiger Abſichten vorgeſchrieben ſeyn. Dieſe Abſichten ſind nun insbeſondere bey dem öffentlichen Gottesdienſt theils die Erhaltung der Religion, und theils die Beförderung und weitere Verbreitung ihrer ſegensvollen Wirkungen. Nur aus dieſen, aber gewiß auch

ſehr erheblichen, Gründen gebührt ihm unſere ganze Hochachtung.

Die Religion iſt nicht eine Sache, die jeder Menſch bloß für ſich im Stillen haben könnte, ſondern ein gemeinſchaftliches Eigenthum ihrer Bekenner, die dadurch zu einer beſondern Geſellſchaft verbunden werden. Allein ſo betrachtet könnte ſie unmöglich beſtehen, wenn ſie nicht an gewiſſe äußere Kennzeichen und Feyerlichkeiten geknüpft wäre. Eine Religionsgeſellſchaft muß ihren für alle Glieder offenen Verſammlungsort haben. Sie muß zu gewiſſen Zeiten in dieſem zuſammenkommen, und ſich da mit ſolchen Handlungen beſchäftigen, die theils ein deutliches Merkmal ihres Glaubens und ihrer Geſinnungen, theils aber auch dazu dienlich ſind, ſich hierin zu beſtärken. Wollte man ſolche öffentliche Zuſammenkünfte aufheben oder nur in ihrer Achtung ſinken laſſen: ſo würde gar bald der nöthige Gemeingeiſt unter den Bekennern der Religion, ja ſie ſelbſt würde in kurzer Zeit aufhören und ihren Anhängern gleichgültig werden. — Man kann nicht ſagen, daß nur falſche Religionen ſolcher äußerer Feyerlichkeiten zu ihrer Erhaltung bedürfen. Wahr iſt's, das dieſe ihrer immer am meiſten benöthigt ſind. Aber auch ſelbſt die, die wir mit Ueberzeugung als göttlich bekennen, unſer Chriſtenthum, das ſeine ſtärkſten Grundpfeiler in ſeiner Wahrheit und innern Vortrefflichkeit hat, kann doch nicht alles Aeußerlichen entbehren. Man bedenke, daß es doch auch eine Religion für ſinnliche Menſchen iſt. Man ſehe auf die Welt, unter deren tauſendfachen Zerſtreuungen, irdiſchen Sorgen und Geſchäften ſich auch ſelbſt die unſchätzbare Lehre Jeſu endlich ganz verlieren müßte, wenn ſie nicht durch öffentliche Religionshandlungen in ihrem Werth und Anſehen erhalten würde. — Alle Mitglieder menſchlicher Verbindungen halten das in Ehren, was zur Fortdauer ihrer Geſellſchaft erfoderlich iſt. Sollten wir Chriſten uns nun hierin von der Welt beſchämen laſſen? Sollten uns nicht die Geſchäfte der öffentlichen Gottesverehrung, die ohnehin unter uns ſo fern von unnützem Gepränge, ſo einfach, edel und gottanſtändig ſind, als Erhaltungsmittel unſers Glaubens, und als das Band, was uns Bekenner Jeſu zuſammenhält, ehrwürdig ſeyn?

Doch der öffentliche Gottesdienſt iſt nicht bloß im Allgemeinen die Stütze, woran die Religion ſich hält: ſondern er iſt auch das Mittel, ſie ſelbſt in ihren Wirkungen wohlthätiger zu machen.

Nach der vernünftigen Einrichtung, die unſre heiligen Verſammlungen haben, ſind ſie einem Hapttheile nach eine heilſame Lehranſtalt für alle, beſonders aber für erwachſene Chriſten. Dieſe, welche größtentheils weder Zeit noch Gelegenheit haben, ſich von dem Inhalt der göttlichen Wahrheiten ferner zu unterrichten, finden hier den nöthigen Unterricht. Auf die Grundlage, die bey ihnen in Schulen, und theils auch ſelbſt in öffentlichen Unterweiſungen der Jugend in der Kirche gelegt ward, wird nun durch Religionsvorträge, die ſich über alle Gegenſtände der chriſtlichen Erkenntniß erſtrecken, fortgebaut. Erfüllen die, denen die Beſorgung des Gottesdienſts aufgetragen iſt, ihre Pflicht: ſo muß hier jeder Chriſt, der Geringe, wie der Vornehme, der Einfältige, wie der Weiſe ſeine nützliche Unterhaltung finden. Jeder muß hier immer beſſer lernen können, was er zu glauben und zu hoffen, was er als Menſch und Chriſt überhaupt, und was er in allen beſondern Verhältniſſen zu thun und zu laſſen hat. Der, deſſen Einſichten noch mangelhaft ſind, ſoll nach und nach die Lücken ausfüllen, wer bereits mehr weiß, ſoll vor Vergeßlichkeit geſichert, wem Wahrheiten entfallen ſind, ſoll daran erinnert, Irrende ſollen zurechtgewieſen, Zweifelnde beruhigt und Gläubige in ihrer Ueberzeugung befeſtigt werden. — Wie ließe ſich wohl dies alles ſo gewiß von der eignen Erbauung hoffen, oder wie ließe ſich eine andere Anſtalt treffen, die in dieſem wichtigen Stücke eben ſo viel leiſtete, als der öffentliche Gottesdienſt?

Und dieſe Belehrung iſt um ſo viel ſchätzbarer, da zugleich die Empfindung dabey auf alle Weiſe in Bewegung geſetzt wird. Schon die zahlreiche Verſammlung derer, die alle zu dem edeln Zwecke erſcheinen, Gott anzubeten und ſich zu erbauen, muß auf jedes gute Herz einen lebhaften Eindruck machen, der ſelbſt durch die öftere Wiederholung nicht merklich geſchwächt werden kann. Und noch ſtärker müſſen die verſchiedenen, für die Sinne mehr und minder rührenden Hand-

lungen der Andacht auf das Gemüth wirken. Gefühle der Ehrfurcht für Gott und die Religion, Gefühle einer heiligen Freude im nähern Umgange mit dem höchſten Weſen, Gefühle einer herzlichen Bruderliebe gegen die, welche mit uns Gott verehren, Gefühle von Pflicht und Tugend ſind hier einer guten Seele ſehr natürlich, und gewiß auch dann von Nutzen, wenn ſie gleich nicht immer von deutlichen Vorſtellungen begleitet werden. — Aber wie manche gute Empfindungen werden nicht auch durch öffentliche Vorträge und Gebete erregt, die mit deutlicherm Bewußtſeyn vergeſellſchaftet und nicht bloß vorübergehend ſind? Wer erinnert ſich hier nicht empfundener Tröſtungen, geſtärkter Zufriedenheit, neubelebter Hoffnungen, frommer lebhafter Tugendvorſätze, die er mit aus dem Tempel nahm? Wie viel wirkſamer ward da das Gehörte für das Leben? Sey es auch, daß von dieſen guten Empfindungen ein Theil ungenutzt verſchwindet: ſo geht doch auch gewiß manches davon in bleibende Geſinnungen, in That über, und wird Segen für die Welt. Können gleich unſre chriſtlichen Gottesdienſte nicht alle Laſterhaftigkeit verbannen, und die Menſchen durchaus fromm und tugendhaft machen: ſo ſind ſie doch ſicher ein wirkſames Beförderungsmittel, eine Hauptſtütze der Tugend. — Und wer kann ihnen nun ſeine Hochachtung verſagen, wenn ihm Religion, Tugend und Menſchenwohlfahrt am Herzen liegt?

Zweyter Theil.

Dieſer ſchuldigen Ehrerbietung wird nun keinesweges damit Genüge geleiſtet, daß man den öffentlichen Gottesdienſt in ſeinem Werth laſſe, und, etwa aus Achtung für ſeine Freunde, von ihm als einer guten, nützlichen Anſtalt, anſtändig rede. Das ſetzt man ſchon von allen Denen voraus, die ihn kennen, und die nicht erklärte Feinde des Chriſtenthums ſind, oder die auch nur auf den Namen geſitteter Menſchen Anſpruch machen. Verachtung und Spott ſind ſelbſt gegen Diejenigen unſchicklich, welche Gott in Unwiſſenheit, obgleich in guter Meynung, auf verkehrte Weiſe dienen. —

Chriſten, die die Andachtshandlungen ihrer Religion wirklich ſchätzen, müſſen ſich auch ihre öftere Verrichtung angelegen

gelegen ſeyn laſſen. Keiner darf ſich eigenmächtig davon aus- ſchließen. Allen ohne Ausnahme gelten des Apoſtels Worte: (Hebr. 10, 23-25.) Laſſet uns halten an dem Bekenntniß der Hoffnung — — und nicht verlaſſen unſre Verſammlung. Zwar iſt, wie Verſtändige längſt wiſſen, die Vorſchrift, dem öffentlichen Gottesdienſte beyzuwohnen, unter uns kein Zwanggeſetz. Sie geſtattet nicht bloß in dringenden Nothfällen, ſondern auch, wo nur einigermaaßen erhebliche Hinderniſſe ſind, Ausnahmen. Aber doch auch ſich ohne andere Gründe, als etwa aus Mangel der Neigung, aus Liebe zur Bequemlichkeit, oder um ſinnlicher Vergnügungen willen den chriſtlichen Verſammlungen entziehen; ſie nur höchſt ſelten einmal als ein Fremdling beſuchen, wie läßt ſich das vor der Religion und dem Gewiſſen verantworten! Wie kann man dabey ein Freund der Gottesverehrung ſeyn und von einer ſo ſparſamen Erbauung Nutzen hoffen! Wie hilft man da die Achtung gegen das Chriſtenthum befördern! Wie nützt man da ſeinen Glaubensbrüdern durch ein gutes Beyſpiel! Nein, wenn wir die heilſamen Pflichten der gemeinſchaftlichen Andacht von Seiten ihres großen Werths kennen und ſchätzen: ſo werden wir ihnen nie unter nichtigen Vorwänden ausweichen, vielmehr in ihrer fleißigen Uebung die ſüßeſte Befriedigung des Herzens finden.

So ehrwürdige Handlungen, als die Geſchäfte der Gottesverehrung ſind, müſſen denn auch mit anſtändiger Stille und Sittſamkeit verrichtet werden. Wir wollen zwar auch hier keinen läſtigen Zwang eingeführt zu ſehen wünſchen. Immerhin mögen unſre Chriſten die Freyheit behalten, nöthige bürgerliche und häusliche Geſchäfte, welche Ordnung, Wohlſtand und beſondere Zeitumſtände erfodern, an geheiligten Tagen zu verrichten, und ſelbſt ſich in den Schranken der Ehrbarkeit zu vergnügen. Nur aber ſorge auch Jedweder, und ſelbſt unſre Obern mögen durch heilſame Geſetze darüber wachen, das die dem Gottesdienſt gewidmeten Stunden durch kein entbehrliches, geräuſchvolles Verkehr geſtört, oder die Zeit der Andacht durch unzeitige Geſchäfte und Ergetzungen entweihet werde. Jedem ſtehe es frey, hier zugegen zu ſeyn, ſo lange er will. Aber wer für die Religion Ehrfurcht und für

die Geſellſchaft der Chriſten Achtung hat, der hüte ſich auch, durch unnöthige Entfernung von dieſer Stätte die feyerliche Stille zu unterbrechen. Kein unnützes Reden müſſe die Ruhe hindern, mit der das Gemüth allein auf Gott gerichtet ſeyn ſoll. Alle Geberden, das ganze Betragen ſey ein unerkünſtelter Beweis der tiefen Ehrerbietung für das, was hier geſchieht.

Iſt uns der Gottesdienſt heilig: ſo geſchehe er vornehmlich mit frommer Empfindung und Andacht. Aufmerkſam laßt uns denn jede nützliche Wahrheit hören, (Pred. Sal. 5, 1) ſie ins Herz nnd Gedächtniß faſſen und auf unſer Leben anwenden. Unſre Gebete und alles, was wir hier zur Ehre Gottes und des Erlöſers thun, erfülle uns mit würdigen Geſinnungen und Vorſätzen, und ſey unſern Brüdern ein erbauliches Beyſpiel.

Am eilften Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 18, 9—14.

Einleitung.

Das menſchliche Herz iſt in keiner Sache geſchickter, als in der gefährlichen Kunſt, ſich ſelbſt zu ſchmeicheln. Er weiß ſeine Mängel vor ſich zu verbergen, oder ihnen eine gefälligere Geſtalt zu geben, ſieht Vorzüge an ſich, die es nicht beſitzt, vergrößert jede ſeiner guten Eigenſchaften, und erhebt ſie bis zur Vollkommenheit. Bey dieſer eigenliebigen Beurtheilung ſeiner ſelbſt müſſen ihm mancherley Betrugsmittel behülflich ſeyn. Daß gewöhnlichſte iſt indeß, was der Phariſäer in der vorgeleſenen Erzählung für ſich zu nutzen ſucht, eine Vergleichung mit andern Menſchen. So wie dieſer Heuchler ſich damit begnügte, daß er ſich unter einem gewiſſen Scheine von Demuth und Dankbarkeit gegen Gott das Zeugniß gab, er ſey beſſer, als ſo Viele, die in Laſtern lebten, und auch beſſer, als der Zöllner, der zugleich mit ihm im Tempel betete: ſo betrügen ſich Tauſende auf eine ähnliche Weiſe, indem ſie mehr auf das Verhalten ihrer Mitmenſchen, als auf ihr eigenes ſehen und ſich deswegen vorzüglich tugendhaft halten, weil ihnen Mehrere es weniger zu ſeyn ſcheinen.

Wider

Wider dieſe Art des Selbſtbetrugs hat man um ſo mehr Urſache auf ſeiner Hut zu ſeyn, weil ſie das Herz ſo unvermerkt beſchleicht und in einem ſehr hohen Grade verdirbt. Auf dieſem Wege findet der Stolz die gefährlichſte Nahrung, jede Untugend ihre Entſchuldigungen und die Beſſerung ihre größten Hinderniſſe. — Wäre es auch weniger gefährlich für das Herz, uns mit Andern zu vergleichen: ſo iſt es doch auf das Wenigſte unnütz und ein vergebliches Mittel, unſern eignen Werth oder Unwerth zu berechnen.

Vortrag.

Die unſichere Beurtheilung unſerer ſelbſt nach andern Menſchen.

I. Wir ſind nie unpartheyiſch genug, um eine richtige Vergleichung zwiſchen ihnen und uns anzuſtellen.

II. Es fehlt uns allemal an genugſamer Kenntniß Anderer und auch oft unſrer ſelbſt.

III. Wir können auch von dem, was wir von Andern wiſſen, keine Anwendung auf uns machen.

Erſter Theil.

Es iſt ſchon äußerſt ſchwer, bey einer Vergleichung zweyer, oder mehrer Menſchen, die uns nicht gleichgültig ſind, ganz unpartheyiſch zu ſeyn, aber völlig unmöglich iſt es, wenn die Vergleichung zwiſchen uns und Andern geſchieht. Hier läßt ſich keine ſo gänzliche Verleugnung der Eigenliebe denken, daß ſelbſt das beſte Herz nicht noch einen geheimen Hang haben ſollte, ſich beſſer zu finden und ſich daher im Urtheile mehr zu begünſtigen, als die, welche es neben ſich ſtellt. Und ſind ſelbſt gute Gemüther nicht von dieſer Neigung frey: ſo verführt ſie noch weit mehr den größern Theil, die weniger gut Denkenden zu eben ſo unwahren, als ungerechten Ausſprüchen. Der Phariſäer begieng die gröbſte Liebloſigkeit, um ſeine Eigenliebe zu befriedigen. Um in ſeinen Augen als ein vorzügliches Tugendmuſter zu erſcheinen, würdigt er alle Menſchen außer ſich auf das tiefſte herab. Alle, oder doch die Meiſten, ſind nach ſeinem Urtheil grobe Laſterhafte, Verbrecher. Vor Abſchen an fremden Sünden, vor heiligem Eifer über ſo viele Gottloſigkeiten kann er an ſeine eignen Fehler —

die

die bloße Kleinigkeiten ſeyn müſſen — nicht denken. Dieſer ſein Unwille auf die menſchliche Bosheit iſt ihm ſchon ein genugſamer Beweis, daß er ein Heiliger iſt. — Zwar hätte der Heuchler fühlen ſollen, wie übertrieben es ſey, die ganze übrige Menſchheit zu verurtheilen, und wie ſtrafbar, ſie ſogar im Gebete vor Gott anzuklagen: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. Gab es denn außer ihm unter dieſen andern Menſchen nicht noch Tugendfreunde? Waren ſie denn alle rohe Sünder und Frevler? Doch es kam ihm ja nicht auf Wahrheit, ſondern nur auf thörichten Selbſtruhm an. Wer erinnert ſich hier nicht der Gattung angeblicher frommer Chriſten, die bey aller Gelegenheit über die verderbte Welt ſeufzen und klagen, ſo, als ob alle Tugend ausgeſtorben und kaum hie und da noch ein Rechtſchaffener übrig ſey? Man frage nicht, ob dieſe Menſchen die Welt kennen; ob ſie es ſo, wie ſie reden, wirklich meynen können. Sie wollen bloß uns und ſich ſelbſt durch ihre ſcheinheiligen Klagen überreden, daß ſie — nicht ſeyen wie andere Leute, und ſich durch eine beſondere Tugendliebe von allen Uebrigen unterſcheiden.

So thöricht unbillig können indeß Manche nicht ſeyn, daß ſie alle Menſchen unter ſich herabſetzten. Dieſe merken es gleichſam von ferne, daß ihnen da ihr eigenes Herz nicht glauben würde. Sie hintergehen ſich alſo lieber mit einzelnen Vergleichungen. Dieſe betrügliche Abſicht erreichen ſie denn am ſicherſten dadurch, daß ſie ſich des Andenkens an Diejenigen entſchlagen, denen ſie den Vorzug vor ſich einräumen müßten, und nur Solche zur Beurtheilung auswählen, über welche ſie ſich ſcheinbar erheben dürfen. Dem Phariſäer ſchwebten bloß grobe Laſterfreunde, Räuber, Betrüger, ausſchweifende Wollüſtlinge im Sinne. Vielleicht dachte er ſich Perſonen dazu, die er als ſolche kannte, ob er gleich überhaupt alle Welt dafür erklärte. Da ward es ihm denn leicht, ſich ſelbſt eine Lobrede zu halten. Aehnliche Beyſpiele liefert uns die alltägliche Erfahrung in größter Menge. So oft in einer Geſellſchaft unwürdiger Menſchen gedacht wird, iſt Jedermann am geneigteſten, an ſich zu denken und ſeine beſſere Geſinnungs- und Handlungsart laut zu bezeugen. „Gott Lob,

daß

daß ich von dem nichts Aehnliches an mir weiß! So könnte ich doch unmöglich handeln!" Dies Selbſtlob hört man bald geradezu, bald wird es feiner eingekleidet. Man tadelt das angeführte ſchlechte Betragen mit beſonders ernſtlicher Strenge; man erzählt von ſich, ſo als gelegentlich und mit ſo vielem Schein von Beſcheidenheit, als möglich, Handlungen, die das Gegentheil ſind, und läßt Andere davon eine vortheilhafte Anwendung auf uns machen. — Iſt hingegen die Rede von fremden edeln Handlungen und beſonders guten Menſchen: ſo unterläßt man die Vergleichung ſehr gern und wohlbedächtlich. Sieht man ſich aber genöthigt, auch hier an ſich zu denken: ſo erlaubt ſich die Eigenliebe die unehrlichſten Behelfe. Da bemüht ſie ſich mit größter Scharfſichtigkeit an des Nächſten Tugend Flecken zu bemerken, ſeine guten Abſichten und Geſinnungen verdächtig zu machen, ſein Gutes in Schatten zu ſtellen, ſeine Fehler hervorzuziehen und zu vergrößern. Ihre Fehler dagegen ſucht ſie in gleichem Maaße zu verkleinern, zu rechtfertigen und jede zweydeutige Tugend an ſich als das rühmlichſte Muſter erſcheinen zu laſſen. Wo iſt der Sterbliche, der nichts von dieſer Partheyſucht an ſich hätte? Und wie kann alſo jemand in der Sache ſeiner und fremder Tugend als ein unbeſtochener Richter verfahren!

Zweyter Theil.

Wären wir aber auch im Stande, aller Partheylichkeit zu entſagen: ſo müßten wir doch Andere, nach denen wir uns beurtheilen wollen, viel genauer, als es ſich denken läßt, ja uns ſelbſt näher, als gewöhnlich, kennen. — Von den meiſten Menſchen, die wir um uns ſehen, wiſſen wir nichts, als einzelne Handlungen. Und auch von dieſen ſehen wir nur das Aeußere. Ihre Abſichten dabey, ihre Bewegungsgründe laſſen ſich meiſtens nur unſicher errathen. Vieles von ihren guten und fehlerhaften Eygenſchaften, beſonders das Erſtere, entgeht unſrer Aufmerkſamkeit. Wir können Menſchen aus ihrem Verhalten wohl ſo weit kennen lernen, (Matth. 7,15. 16.) als es die Klugheit des Lebens erfodert: aber nicht ſo vollkommen, als es nöthig wäre, um über ihr Thun und Laſſen ein richterliches Urtheil zu ſprechen. Weiſe verbot uns

das der Erlöſer, Er, der uns doch ſelbſt auf ihr Betragen zu unſrer Nachachtung merken heißt. Matth. 7, 1. Nur dem Allwiſſenden ſteht dies Urtheil zu. 1 Cor. 4, 5. Wie oft irren wir nicht auch in unſern Meynungen ſelbſt von Denen, die wir lange Jahre beobachteten und völlig ausgeforſcht zu haben glaubten! — Und eben ſo wenig kann ſich jemand von uns einer unfehlbaren Selbſtkenntniß rühmen. Niemand kann das ganze Maaß ſeiner Verſchuldungen überſchauen, oder das Verhältniß des Guten und Böſen in ſeinem Leben beſtimmt angeben. Keiner iſt ein ſo hellſehender, getreuer Bemerker ſeiner ſelbſt, daß er nicht über manchen Fehltritt, manches einzelne Vergehen und manche ihm gewöhnlich gewordene üble Geſinnungs- und Handlungsart hinſähe. Keiner, den nicht zuweilen ſein eignes Herz täuſchte, der allemal das Unlautere in ſeinen Abſichten, die Mängel ſeiner geglaubten edeln Tugendhandlungen wahrnähme, der die Veränderungen, die ſeine Gemüthsart durch Jahre, Verbindungen und äußere Umſtände leidet, oder noch leiden kann, pünktlich genug zu berechnen wüßte. Die Selbſtkenntniß iſt eine Wiſſenſchaft, in welcher wir weniger, als in jeder andern, jemals ans Ende kommen. —

Und was folgt hieraus? Dies, daß alle Beurtheilung unſrer ſelbſt nach andern Menſchen unrichtig iſt, da ſie auf unzuverläßigen Vorausſetzungen beruht. Wir können uns freylich in einzelnen Dingen mit Andern vergleichen; können bey dieſer und jener ihrer guten oder ſchlechten Eigenſchaften wiſſen, ob ſie auch an uns mehr oder weniger befindlich ſey. Doch dieſe Vergleichung ganz durchzuführen und am Schluſſe die Summe zu ziehen, um wie vieles wir beſſer ſind, das iſt nicht unſre, nein, nur Gottes Sache. In den meiſten Fällen findet dieſe Zuſammenhaltung bloß im Aeußerlichen Statt. Handlungen allein können wir in Rechnung bringen. Das aber, was ſie eigentlich gut, oder ſchlecht macht, die Grundſätze, aus welchen ſie floſſen, die Antriebe, wodurch ſie hervorgebracht wurden, die dabey mitwirkenden Urſachen, die dabey gehegten Abſichten bleiben in Anderer Thun — ach vielmals auch in unſerm eignen! — nur dem in erfoderlicher Klarheit bemerkbar, der ins Verborgene ſieht.

Drit-

Dritter Theil.

Unſre Menſchen- und Selbſtkenntniß könnte inzwiſchen noch viel vollkommner ſeyn, und doch würde keine Vergleichung Statt haben. Das, was wir von Andern wiſſen, leidet auf uns keine unbedingte Anwendung. Es kann nicht der Maaßſtab ſeyn, der unſern Werth beſtimmt.

Für jeden Menſchen giebt es eigne Regeln, nach welchen ſich ſeine Würdigkeit und Unwürdigkeit und gewiß auch einſt das gerechte Urtheil Gottes richten wird. Nicht darauf kömmt es an, ob und in wiefern jemand beſſer oder ſchlechter, als Andere, ſondern in wiefern er das iſt, was er nach ſeinen Anlagen, Kräften, Gelegenheiten und beſondern Verpflichtungen ſeyn konnte und ſollte. Der kann alſo bey großen Vergehungen der Nachſicht Gottes fähig, Jener bey viel geringern Sünden viel ſtrafbarer, Dieſer, der mehr, aber nicht das leiſtete, was er konnte, kann der Belohnung unwerth, ein Anderer, der wenig an ſich, nach ſeinem Vermögen aber alles that, der größten Vergeltung würdig ſeyn. So urtheilt die Vernunft und die chriſtliche Sittenlehre beſtättigt es durch die deutlichſten Ausſprüche. Wem viel gegeben iſt, von dem ſoll, wie Jeſus ſagt, viel gefodert werden. Luc. 12, 48. Und was iſt gewiſſer, als dieſe höchſt ungleiche Austheilung der Naturgaben und Pflichten, dieſe große, allgemeine Unähnlichkeit aller Menſchen an Anlagen, Bildung, Fähigkeiten, Gelegenheiten und Reizungen zum Guten und Böſen? Jedweder hat ſeinen eignen Weg, den er gehen ſoll, ſeine beſondere Art von Verantwortung und Entſchuldigung.

Was nützt es denn nun, wenn wir ſagen können: ich habe nicht die Fehler, ich habe mehr Gutes an mir als manche Menſchen? Sind dies grobe Laſterfreunde, mit denen man ſich mißt: ſo iſt der Ruhm überhaupt ſchon nicht viel werth. Aber auch außerdem entſcheidet das Beſſerſeyn nichts. Denn ein jeglicher wird, wie Paulus (Gal. 6. 5.) ſpricht, ſeine eigne Laſt tragen. Fern ſey alſo von uns jede eitle Bemühung, unſre Fehler und Vergehungen durch fremde noch größere zu entſchuldigen, und unſre Tugend durch Andre Laſter zu erhöhen! Beurtheilen mögen wir immerhin unſre

Mitmenſchen, ſo weit es mit Wahrheitsliebe und Beſcheidenheit geſchieht; nur laßt uns keine trügliche Schlüſſe für uns daraus herleiten. Sehen wir Untugenden: ſo mögen wir Gott danken, daß wir von ihnen frey ſind, aber deswegen ja nicht die Fehler vergeſſen, die wir an uns haben. Mehr als auf den Nächſten, laßt uns auf uns ſelber ſehen. Ein jeglicher prüfe (nach des Apoſtels Rath Gal. 6. 4.) ſein ſelbſt Werk, dann wird er an ihm ſelber Ruhm haben und nicht an einem Andern.

Am zwölften Sonntage nach Trinitatis.

Text. Marc. 7, 31 — 37.

Einleitung.

Gottes Führungen ſind weiſe und gut; auch ſeine härteſten Verhängniſſe ſind Wohlthaten. -- Dies iſt eine Wahrheit, die die Religion mit unumſtößlichen Gründen lehrt; die die unbefangene Vernunft als unleugbar erkennt; und die uns doch in gewiſſen Stunden ſo ſchwer zu glauben wird. Wenn wir körperliche Leiden, oder einen erlittenen harten Verluſt, oder drückende Sorgen fühlen; wenn dieſe Uebel noch dazu unabhelflich ſcheinen: ſo reicht oft die beſte Religionserkenntniß nicht zu, um alle Zweifel an der Weisheit und Wohlmeynung der Vorſicht zu entfernen. Das Herz giebt da den eindringendſten Vorſtellungen kein Gehör: ihm fehlt wenigſtens die Kraft, ſie zu ſeiner Beruhigung anzuwenden. Dies iſt unvermeidliche Schwäche unſrer ſinnlichen Natur. Ganz anders aber urtheilen wir über die Wege Gottes, wenn wir auf erlebte, bereits überſtandene Leiden zurückſehen. Dann erſcheinen dieſe von einer Seite, von der wir ſie vorhin nicht kannten. Wir urtheilen richtiger über ihre Größe, ſehen da, wo vorher alles dunkel war, wenigſtens einen Theil der weiſen göttlichen Abſichten; erfahren wohlthätige Folgen, an die wir nicht dachten, und werden nun von eben dem Herzen, das voller Zweifel war, gedrungen, für die beſeufzten Uebel als eben ſo viele wohlthätige Erfahrungen Gott dankbar anzubeten. -- Wer hätte den Unglücklichen, den unſer Text beſchreibt, wohl überzeugen können, ſein wirklich hartes Schickſal ſey Güte von Gott, und werde noch für ihn der Grund eines frohern

Lebens und anderer wichtiger Vortheile werden? Und doch erfuhr er es. -- Erleben wir nicht eben daſſelbe auch ohne Wunder? -- Wie belehrend und beruhigend ſind doch Erinnerungen an durchlebte Uebel! Wie vieles entdeckt ein forſchendes Auge in ihnen, was zur Verherrlichung Gottes gereicht!

Vortrag.

Die lebhaftere Erkenntniß der Güte und Weisheit Gottes aus der Betrachtung überſtandner Leiden.

I. Beweis, daß ſich die Güte Gottes nicht lebhafter, als aus geendigten Leiden erkennen läßt.

II. Anweiſung, uns dieſe wichtige Erkenntniß zu verſchaffen und ſie fruchtbar anzuwenden.

Erſter Theil.

Die Weisheit und Güte Gottes iſt einem aufmerkſamen Beobachter in allen ſeinen Erfahrungen ſichtbar, indeß in der einen mehr, als in der andern. Am lebhafteſten aber wird ſie in erlebten Leiden erkannt. In dieſe Behauptung werden alle Diejenigen einſtimmen, welche der Sache nachgedacht haben und auf die Wirkungen empfundener Uebel achtſam geweſen ſind.

Jedes Leiden, was ſich endigt, iſt nicht nur an ſich die ſtärkſte Auffoderung zu gefühlvollen Betrachtungen über das, was Gott an uns gethan hat, ſondern es ſetzt auch das Gemüth hierzu in eine beſonders glückliche Verfaſſung. Nichts iſt bekanter und gewiſſer, als daß uns Menſchen alle Wohlthaten Gottes durch Abwechſelung fühlbarer werden. Güter und Freuden, die uns, ununterbrochen genoſſen, kaum noch bemerkbar, wo nicht faſt gleichgültig geworden ſind, bekommen, wenn wir ſie einmal entbehren müſſen, neuen Reiz und neuen Werth. Ueberdieß erinnert uns ihr Verluſt oder Mangel, daß ihr Beſitz nicht auf unſerm Willen beruht, daß wir mit allem unſerm Glücke von Gott abhängig ſind. Je mehr alſo traurige Empfindungen vor den frohern vorausgegangen ſind, deſto ſtärker wird der Eindruck ſeyn, den die Leztern

auf uns machen; und je mehr wir unſre Schwäche und Hülfsbedürftigkeit gefühlt haben, deſto anſchaulicher wird uns die helfende, beglückende Hand der Vorſehung. — So können wir es uns denn ſehr leicht erklären, warum uns immer nach Uebeln, die ſich in Ruhe und Glück verwandelten, der Gedanke an den Allgütigen und Allweiſen mehr, als in ſtetem Wohlergehen, nahe liegt. Auf ihn leitet uns dann der große Abſtand, denn wir zwiſchen unſerer ehemaligen traurigen und itzigen beglückten Lage bemerken, der Uebergang von Angſt und Sorgen zur Ruhe, von Schmerz zum Wohlbefinden, von Mangel zum Segen, die angenehme Vergleichung der vielleicht noch nicht lange verfloſſenen Stunden, wo wir mit zweifelhaften Herzen wünſchten, mit den gegenwärtigen, wo wir wohl mehr als erfüllte Wünſche genießen. Und ganz vorzüglich muß uns alsdann dies Gefühl der göttlichen Güte beleben, wenn die empfundenen Leiden vor andern drückend waren; wenn zu ihrer Abhelfung wenig Hoffnung übrig zu ſeyn ſchien; wenn wir von ihnen ſo ganz unverhofft oder auf eine außerordentliche Art entledigt, und nach ihrer Beendigung wieder beſonders glücklich wurden. — Pſ. 103, 2-4. Pſ. 116, 3-5.

Mit allen erlebten Leiden ſind auch gewiſſe Umſtände verbunden, deren Erinnerung uns die weiſeſte und gütigſte Regierung unſrer Schickſale heller erkennen läßt. Zu dieſer Betrachtung ſind wir inzwiſchen nur dann erſt recht fähig, wenn das Uebel überwunden iſt. — Bey dem Andenken an manche Widerwärtigkeiten leuchtet es uns klar ein, daß ſie den Umſtänden nach leicht härter ſeyn und einen traurigern Ausgang nehmen konnten. Ihre Mäßigung, ihr gewünſchtes Ende iſt ein unverkennbares Werk der höhern Allmachtshand. Fühlbar wird es uns da, daß Gott getreu iſt und uns nicht über Vermögen verſucht werden, ſondern die Verſuchung ſo ein Ende gewinnen läßt, daß wir ſie ertragen können. Bey ſchwerern Prüfungen denken wir dankbar und verwunderungsvoll zurück, wie Gott ſie uns überſtehen half; wie er uns durch Tröſtungen der Religion ſtärkte, uns Freunde gab, die mitleidig Noth und Kummer mit uns theilten, unſer Herz vor Ungeduld bewahrte, uns Muth und Hoffnung erhielt;

oder wie oft mitten in drückenden Bekümmerniſſen und wo alles finſter ward, ein Stral eines neuen Glücks hervorſcheinen und die ermüdete Seele erquicken mußte. Alle dieſe Milderungen des Elends und die oft ſo ſonderbaren Umſtände, wodurch ſie bewirkt wurden, ſind ein Fingerzeig auf Gott, das kräftigſte Mittel, Gefühle der innigſten Dankbarkeit zu erwecken.

Auch die mannigfaltigen ſegensvollen Wirkungen der empfundenen Uebel, und zwar dieſe beſonders, geben dem Glauben an Gottes Weisheit und Güte mehr Leben und Feſtigkeit. — Zwar ſehen wir hievon itzt nur noch den kleinſten Theil. Manche Schickungen und Zulaſſungen des Allweiſen ſind Glieder in der Kette unſrer Schickſale, deren Abſicht wir auf keine Weiſe ergründen können. Von andern läßt es ſich nur muthmaßlich denken, warum ſie ſich begeben mußten. Und dieſe Dunkelheit darf uns auch nicht befremden, da das itzige Leben mit ſeinem Plane in die Ewigkeit hineingeht, und die Erkenntniß des letztern uns aufbehalten werden mußte, die dort ein wichtiges Stück unſrer Seligkeit ausmachen ſoll. Allein oft entdeckt es ſich auch, wo nicht Anfangs, doch in einer gewiſſen Zeit deutlich genug, warum die Vorſicht uns leiden ließ! Und entgienge auch ihr Hauptzweck unſerm Auge: ſo haben doch alle Uebel, die uns treffen, wohlthätige Folgen genug, die uns bey einiger Aufmerkſamkeit nicht unbekant bleiben können. Ich kann nicht ſagen, warum Gott mir gerade das Maaß von Lebenslaſt, und jedes beſondere traurige Begegniß, was ich erfuhr, beſtimmte. Was ich hierüber denken kann, iſt mangelhaft und ungewiß. Nur der Unendliche weiß das vollkommen; er der mich und die Bedürfniſſe meiner Wohlfahrt aufs genaueſte kennt und den ganzen Weg, den ich zur Ewigkeit gehen muß, überſchauet. Aber das weiß ich doch, weiß es aus Erfahrung, daß mir noch kein Uebel begegnet iſt, was mir nicht nützlich geworden wäre. Je mehr ich ſie überdenke, deſto mehr finde ich, daß ſie einzeln und alle zur Verbeſſerung meiner Einſichten und Geſinnungen, zu meiner Entwöhnung von Fehlern, zu meiner Uebung im Guten beygetragen haben; daß ich durch Leiden ſelbſt ſo manchen irdiſchen wichtigen Vortheil erlangt habe, der mir ohne ſie nicht geworden wäre. Die ſchmerzlichſten Erfahrungen wurden alſo

für mich Quellen eines größern und fortdauernden Segens. In was für einem Lichte erſcheint hier der unendliche Verſtand, der alles, auch die widrigſten Veränderungen ſo zu ordnen und zu lenken weiß, daß ſie ſo manche heilſame Wirkungen hervorbringen müſſen! In welcher Größe erſcheint hier ſeine Aufſicht, ſeine treue Sorge für meine und aller Menſchen Glückſeligkeit!

Zweyter Theil.

In den unangenehmen Vorfällen des Lebens, die uns begegneten, findet ſich alſo gerade die ſtärkſte Veranlaſſung zur lebendigern Erkenntniß der Weisheit und Güte Gottes. Aber dieſen Nutzen können ſie nur für Denjenigen haben, der ſie gehörig überdenkt und mit Vernunft beurtheilt.

Es iſt oft eine Folge des natürlichen Leichtſinns, und bey Manchen auch wohl eine verkehrte Klugheitsregel, daß ſie ſich des Andenkens an ehmalige Leiden entſchlagen. Das heißt die wichtigſten Erfahrungen unnütz machen und den Einfluß hindern, den ſie auf die Weisheit, Ruhe und Freuden des Lebens haben ſollen. Nein, man denke eben ſo oft an die durchlebten traurigen, wie an die frohen Tage. Man erinnere ſich der gehabten ſchmerzlichen Empfindungen, Angſt und Sorgen. Nur aber vergegenwärtige man ſich auch dabey das Gute, wovon die Leiden allemal begleitet und wodurch ſie gemäßigt wurden. Man ſehe dann auf ihren glücklichen Ausgang und auf den Nutzen, den ſie zurückgelaſſen haben. Dieſe Betrachtungen können freylich wohl, zumal bey einer lebhaften Einbildungskraft, ehmalige widrige Gefühle erneuern: aber wir werden dann auch zugleich das Glück, von jenen Uebeln befreyt zu ſeyn, mit neuem Entzücken empfinden. Scheue dich alſo nicht, Chriſt, auf die kummervollen, wie auf die angenehmen Pfade, die dich Gott geführt hat, zurückzuſchauen! Laß dies in einſamen Stunden oft deine Beſchäftigung ſeyn! Die Leiden ſind gleichſam der Schatten in dem Gemälde deines Lebens, der das Licht mehr hebt, dich die Freuden, die Güte und Wohlthaten Gottes ſtärker fühlen läßt. —

Und wie gut läßt ſich nicht die Erkenntniß und Ueberzeugung von Gottes weiſer Wohlmeynung, die wir ſo aus Erfah-

fahrungen ſchöpfen, auf unſer ganzes Verhalten anwenden? Sie iſt der Grund jener frommen Anhänglichkeit, womit Geprüfte ſich an Gott halten. Pſ. 73, 26. Sie giebt der Religion mehr Werth und bahnt ihren Tröſtungen den Weg zum Herzen. Der Erfahrne glaubt feſter, was er ſo oft empfunden hat, daß Gott die Liebe iſt, und daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Beſten dienen. Sie lehrt den Chriſten des Höchſten Wege auch da, wo ſie noch dunkel ſind, mit Willigkeit gehen und mit vorſichtiger Beſcheidenheit beurtheilen. Sollte er zweifeln können, ob der, der bisher alles wohlgemacht hat, auch hier weiſe Abſichten habe? Sie ſtärkt den Muth, künftige noch unbekante oder auch bereits wahrſcheinliche Uebel getroſt zu erwarten. Werden doch die künftigen Erfahrungen wie die bisherigen ſeyn. Sie erhält die Geduld in anhaltenden Trübſalen, indem ſie den Glauben nährt, daß Gottes Weisheit Maaß und Ziel ſetzt und alles herrlich hinausführen wird. — Erfahrungen, die eigne Leiden geben, machen uns auch zu geſchicktern Tröſtern unſrer leidenden Mitmenſchen. Nicht nur kennen wir dann ihre Lage und die Hinderniſſe ihrer Ruhe beſſer, ſondern wir wiſſen auch ihrem Herzen leichter beyzukommen und ſie auf die wirkſamſten Troſtgründe zu leiten. Wie viel Vertrauen finden nicht ſchon die Worte des, der ähnliche Schickſale erlebt hat! Wie viel beredter und eindringender ſpricht er ſowohl über das Traurige als über das Tröſtende in des Leidenden Umſtänden! Wie viel Kraft haben ſeine Anmahnungen, geduldig zu ſeyn und auf Gottes Hülfe zu hoffen! Wer kann dem Unglücklichen beſſer ſagen, wie Gott nach überſtandner Noth tröſtet und erfreuet? — Wohlthätig ſind alſo alle unſre Leiden, Quellen der Weisheit, Frömmigkeit und Tugend, die fruchtbarſten Belehrungen über Gottes Güte.

Am dreizehnten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 10, 23 — 37.

Einleitung.

Es war in der Lehrart Jeſu etwas Vorzügliches, daß er die Religionswahrheiten, und beſonders ſolche, die ſeinen Zeitgenoſſen noch fremd oder zweifelhaft ſcheinen konnten, in einnehmenden Erzählungen vortrug. Den Unwiſſenden wurden ſie dadurch faßlicher; denen, die ſich weiſe dünkten, wurde die Gelegenheit benommen, unnütze Einwürfe zu machen, und überhaupt mußte Jedem die Vortrefflichkeit und Anwendbarkeit der gehörten Lehren ſtärker einleuchten. Der vorgeleſene Text giebt uns eine der ſchönſten Proben von dieſer weiſen Art des Unterrichts. Die große Pflicht der allgemeinen Menſchenliebe war zu des Erlöſers Zeiten noch unbekannt, oder doch zweifelhaft. Ein Jüdiſcher Geſetzgelehrter ließ in einer Unterredung mit ihm nicht undeutlich merken, daß er nur den, der ſeines Glaubens ſey, für ſeinen Nächſten erkenne. Jeſus beantwortete dies mit einer kurzen rührenden Geſchichte, nach welcher ein Samariter, der bloß ſeinem Naturgefühl folgte, durch die gutherzigſte Handlung an einem Unglücklichen zwey fühlloſe Jüdiſche Geſetzgelehrte beſchämte und die Wahrheit beſtättigte, daß jeder Menſch ohne Rückſicht auf Religion und andere äußere Unterſchiede auf des andern Liebe und Beyſtand gerechte Anſprüche hat. Der eingebildete Jude mußte der edeln That des Samariters Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und ihm in dieſem Stück wenigſtens den Vorzug vor ſeinen Glaubensgenoſſen einräumen. Jeſus gab ihm hierbey die Lehre: „gehe hin und thue desgleichen.“ Man kann leicht denken, was für einen Eindruck dieſe Erzählung auf die Umſtehenden machen mußte.

Sind wohl angebrachte Exempel im Unterricht (zumal für Menſchen von weniger geübtem Nachdenken) ſchon ſo beſonders wirkſam: ſo müſſen es noch mehr die guten Beyſpiele ſeyn, welche von Lebenden vor den Augen Anderer gegeben werden. Ein wichtiger Grund mehr für uns, gut zu ſeyn und gut zu handeln, weil wir dadurch zur Verbreitung der Tugend beytragen.

Vortrag.

Ueber den Werth guter Beyſpiele für die Beförderung der Sittlichkeit und Tugend.

I. Gute

I. Gute Beyſpiele haben ſchon überhaupt einen beträchtlichen Einfluß auf Sittlichkeit und Tugend.

II. Sie werden aber in dieſem Betracht noch wichtiger unter gewiſſen Bedingungen und Umſtänden.

Erſter Theil.

Die Wirkungen guter Beyſpiele für die Ausbreitung der Tugend leiden allerdings ihre Einſchränkung. Man muß ſie ſich nicht größer denken, als ſie den Umſtänden nach ſeyn können, und als man ſie bey einer nähern Kenntniß der Welt findet. Es geſchieht viel Gutes in der Welt, was wenig Eindruck macht, und ſelbſt, wo es Andere zur Nachahmung reizt, iſt dieſer Erfolg doch oft nur langſam und einzeln. Exempel von Untugenden hingegen greifen ſchnell um ſich und haben ſicher eine Menge Nachfolger. Dies iſt auch ſehr erklärlich. Laſter ſchmeicheln der Sinnlichkeit. Sie geben den Lüſten Befriedigung und verſprechen ohne Mühe ſcheinbare Vortheile und Freuden, deren trauriges Ende zu entfernt geglaubt wird, als daß es abſchrecken ſollte. Jede Tugend im Gegentheil iſt, wenigſtens im Anfange, beſchwerlich und erfodert mehr Selbſtüberwindung, als wozu die Meiſten ſich bequemen wollen. Erwägt man überdies noch die verdorbene Gemüthsart des größern Theils: ſo wird es noch begreiflicher, daß das Böſe eher, als das Gute Eingang findet und länger haftet; gerade ſo wie ein geſchwächter Körper leicht in einem Augenblick erkranket, aber nur erſt in langer Zeit, vielleicht niemals wieder geneſet. Indeß ſind Tugendbeyſpiele bey aller Eingeſchränktheit ihres Nutzens doch von ſehr großem Werth; immer das vorzüglichſte, unentbehrlichſte Mittel, gute Geſinnungen und Sitten unter den Menſchen zu erhalten, weiter zu verbreiten und auf die Nachwelt fortzupflanzen.

Gute Beyſpiele ſind die ſchätzbarſte Belehrung über Pflicht und Tugend. Nicht, als ob durch ſie allein die nöthige Erkenntniß gewirkt werden könnte. Der Menſch bedarf eines eigentlichen Unterrichts, um deutliche, zuſammenhängende, vollſtändige Begriffe von ſeinen Pflichten zu erlangen. Aber dieſer Unterricht würde doch ſehr unvollkommen und größ-

größtentheils fruchtlos bleiben, wenn er nicht durch den Anblick ausgeübter Pflichten unterſtützt würde. Exempel müſſen dem ſinnlichen Menſchen das, was er thun ſoll, anſchaulich machen. Sie zeigen ihm nicht nur das Gute an ſich auf eine lebhafte Weiſe, ſondern auch zugleich die Gelegenheit, wo er es anwenden kann, die Art, wie er es auszuüben hat. Sie gewöhnen den Menſchen mehr, als ſie ihn unterrichten. Daher ſind ſie auch da ſchon von großem Nutzen, wo noch keine wörtliche Unterweiſung Statt findet. Das unmündige Kind, was ſo glücklich iſt, nichts als gute Handlungen zu ſehen, nimmt gewiß dies Gute an, noch ehe es den Werth deſſelben und die Gründe dafür kennt. Es wird ſehr erwünſcht vorbereitet, die Lehren, welche ihm nachmals gegeben werden, beſſer zu faſſen und zu benutzen. Exempel ſind die beſten Beläge zu den Vorſchriften der Tugendlehre. Giebt ſie der Lehrer ſelbſt: ſo beweiſet er damit, daß er aus Gefühl und Ueberzeugung ſpricht. Man glaubt, man folgt ihm williger. So gewann Jeſus der Tugend Freunde eben ſo wohl durch ſein muſterhaftes Leben, als durch ſeine weiſe Lehre. Geben auch noch Andere ſie: ſo wird die Ueberzeugung noch vollkommner. Dann iſt es bey dem größten Theile entſchieden, daß die gefoderten Pflichten in der Erfüllung möglich und wohlthätig ſind. Exempel ſind unentbehrliche und vor allen die nachdrücklichſten Erinnerungen an das, was man zu thun und zu laſſen hat. Die hierüber in der Jugend eingeſammelte Erkenntniß würde unter den gewöhnlichen Zerſtreuungen des Lebens gar bald ſchädliche Lücken bekommen und endlich größtentheils verlohren gehen, zumal bey Menſchen, denen es an Zeit, oder auch an Fähigkeit gebricht, über ihre Obliegenheiten nachzudenken, oder die ſich dieſes Nachdenkens aus Leichtſinn entſchlagen, wenn ſie nicht durch das Verhalten Anderer auf ihre Schuldigkeit verwieſen würden. Wie viel iſt nicht in dieſem Betracht der Anblick fremder Tugend werth. —

Aber nicht bloß belehrend ſind gute Beyſpiele; ſie wirken auch ſtärker als bloße Vorſtellungen, auf die ganze Handlungsart des Menſchen und ſeine Entſchließungen. Es iſt ein unleugbarer, unauslöſchlicher Trieb, den Gott weiſe mit unſrer ſinnlichen, geſelligen Natur verband, das, was wir von

Andern unſrer Gattung ſehen, nachzuahmen. Unvermerkt und ohne vorhergehenden Entſchluß nehmen wir nicht bloß als Kinder, ſondern auch häufig noch als Erwachſene die Sitten, die Grundſätze und Geſinnungen derer an, mit denen wir in näherer oder entfernterer Verbindung ſtehen. Steter Anblick und Umgang vermögen mehr über uns, als Gründe und Ueberredung. Sie wirken vielleicht langſam, aber deſto gewiſſer, zumal wenn wir zu unſern Geſellſchaftern Liebe und Vertrauen haben. Erwächſt aus dieſer Beſchaffenheit unſerer Natur freylich auf der einen Seite eine große Gefahr für die Tugend: ſo wird ſie aber auch auf der andern das vorzüglichſte Hülfsmittel ſie zu befördern. Nun bedarf es nur, ihr Aeltern, einer vorſichtigen Entfernung des Böſen von den Augen eurer Kinder, nur eines gutgewählten Umgangs für ſie, nur eines guten Beyſpiels von euch, und ſie werden ſelbſt bey einem mäßigen Unterricht gut und tugendhaft werden. Nun fliehe nur, Jüngling, oder auch ſelbſt du, Chriſt von reifern Jahren und Einſichten, böſe Geſellſchaften, die gute Sitten verderben, und ſuche dir ſolche aus, in welchen du Gutes hörſt und ſiehſt. Da wirſt du dich ohne Mühe von manchem Fehler glücklich entwöhnen, dein Herz veredeln und dich zu Tugenden erweckt fühlen, die dir wohl ſonſt nie eigen geworden wären. Durch gute Beyſpiele wird inzwiſchen nicht bloß eine blinde Nachahmung, ſondern auch, wenigſtens bey Menſchen von Gefühl und Nachdenken, ein lebendiges Bewußtſeyn der Pflicht und ein ernſtlicher Entſchluß erregt, gut und tugendhaft zu ſeyn. Jede an Andern wahrgenommene rühmliche Eigenſchaft iſt ein ſtarker Reiz für die vernünftige Ehrliebe und ein mächtiger Trieb zur Nacheiferung. Und, was noch wichtiger iſt, ſo erſcheint die Tugend in Beyſpielen ganz in ihrer liebenswürdigen Geſtalt. Da ſehen wir ſie, ſo zu ſagen, im Leben; in Beſchreibungen hingegen nur als in einem todten, unvollkommenen Gemälde. Dort fühlen wir ſchon durch die Sinne mehr das, was ſie ſchönes, edles und rührendes hat, ſchauen und fühlen in Andern ihre belohnenden Folgen. Mag uns Jemand noch ſo ſchön Barmherzigkeit, Dienſtfertigkeit und Sanftmuth anpreiſen, das Herz wird doch nicht ſo bewegt und feurig entſchloſſen, als wenn er uns durch ungeſuchtes

Wohlthun, durch thätige Dienſtfertigkeit und edelmüthiges Verzeihen ein Muſter giebt. —

Was aus dieſen Gründen einleuchtet, das beweiſet auch die Erfahrung, daß nämlich gute Beyſpiele das Haupterhaltungs- und Beförderungsmittel der Tugend ſind. Immer iſt es als ein Glück für die Welt anzuſehen, daß es deren noch ſelbſt in den verdorbenſten Zeiten gab, und itzt noch aller Orten giebt. So lange uns Gott dieſe Wohlthat erweiſet; ſo lange wir neben einem vernünftigen Unterrichte und Vortrage der Sittenlehre noch Chriſten haben, die die Vortrefflichkeit der chriſtlichen Tugendvorſchriften durch ihr Leben beweiſen, dürfen wir nicht fürchten, daß ſich die Sittlichkeit ganz verlieren werde. Mit großer Weisheit bringet daher Chriſtus und ſeine Apoſtel darauf, daß wir uns befleißigen ſollen, einer des andern Muſter zu ſeyn. Matth. 5, 16. Hebr. 10, 24.

Zweyter Theil.

Läßt ſich von Beyſpielen überhaupt ſo vieles hoffen: ſo muß ihr Einfluß auf die Geſinnungen und das Verhalten der Menſchen unter folgenden Bedingungen und Umſtänden noch weit größer ſeyn.

Einmal, wenn ſie entſchieden und in aller Abſicht gut ſind. Oft ſind erfüllte Pflichten und Tugendhandlungen noch zweydeutig. Man hat Urſache, dabey Nebenabſichten zu vermuthen, oder es iſt merklich, daß ſie bloß des Exempels wegen geſchehen, (wie z. B. öfters die Handlungen der öffentlichen Andacht) oder ſie werden durch anderweitige große Fehler verdunkelt. Dann müſſen ſie als Exempel größtentheils fruchtlos bleiben. Aber zeugen gültige Beweiſe von den innern Redlichkeit des Handelnden; weiß man, daß das, was er thut, aus Gefühl und reiner Abſicht gethan wird; iſt er ſich ſtets gleich in ſeinem Betragen; ſtimmt ſein ganzes Verhalten überein: ſo wird ſein Vorbild vorzügliche Früchte bringen. —

Eine ausgebreitetere Kraft haben Beyſpiele auch dann, wenn ſie das äußere Anſehen derer unterſtützt, die ſie geben. Perſonen, die ihr Stand mehr bemerkbar und achtenswürdig macht, oder denen man größere Einſichten zutrauet, oder auch Die, von denen man weniger erwartete, als ſie leiſten, und

endlich Die, welche mit uns in engerer Verbindung ſtehen, reizen ſtärker durch ihr Exempel. Jede ihrer vollbrachten öffentlichen Tugendhandlungen iſt ein Sieg, der der Tugend mehr Verehrer und Freunde gewinnt.

Zu den Muſtern, von welchen man ſich beſonders viel verſprechen kann, gehören ferner die Thaten, aus welchen ein in hohem Grade edles Herz hervorleuchtet, und alle die Tugenden, welche unter großen Hinderniſſen geübt werden; außerordentliche Beweiſe von Gewiſſenhaftigkeit, Gerechtigkeits- und Menſchenliebe, ſeltene Proben von Selbſtverleugnung, von Genügſamkeit im Mangel, von Geduld und Zufriedenheit in ſchweren Leiden, von Standhaftigkeit und freudiger Hoffnung bey der Annäherung des Todes. Zeichnen ſich gleich nicht viele Menſchen auf eine ſo hervorſtechende Art von andern aus: ſo ſtiften dieſe Edeln doch, ſelbſt durch die Seltenheit und durch das Rührende ihres Verhaltens, unendlich großen Nutzen. Sie ſcheinen als Lichter auf einer Anhöhe weit um ſich her, entflammen jedes gute Gemüth zu ähnlichen Geſinnungen und erwerben ſich als Vorbilder Verdienſte um Welt und Nachwelt.

Manche Beyſpiele, die indeß auch an ſich nicht außerordentlich ſind, können doch den Umſtänden und Bedürfniſſen der Zeit nach einen größern Werth haben. So verdienen Diejenigen alles Lob, die ſich einreißenden Laſtern durch entgegengeſetzte gute Handlungen widerſetzen; die bey zunehmender Geringſchätzung der Religion ſich muthig als warme Freunde derſelben zeigen; die in einem an Liebe zum Müſſiggang, Verſchwendung und weichlicher Ueppigkeit kranken Zeitalter redlichen Geſchäftsfleiß, Häuslichkeit und Enthaltſamkeit beweiſen. In der That ein großes Verdienſt, ſo der Welt ein heilſames Gegengift zu geben, wodurch die Wirkungen des Laſters geſchwächt, wenigſtens aufgehalten werden. — Viel, ſehr viel beruht alſo auf guten Exempeln, ſie mögen gewöhnlich oder außerordentlich ſeyn. Durch ſie kann und ſoll Jeder Gutes ſtiften, nicht durch Lehren. Man habe nur ſeine Pflicht vor Augen und handle ihr gemäß: ſo lebt man ſich und Andern zum Segen.

Am vierzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 17, 11 — 19.

Einleitung.

Unter zehn Menſchen, welche Jeſus vom Ausſatz, der traurigſten Krankheit, geheilt hatte, war nur Einer, der ſich dankbar bewies. Dieſer allein kam, nachdem er ſich wirklich geſund ſah, und hierüber das geſetzmäßige Zeugniß von einem Prieſter erhalten hatte, zu ſeinem Wohlthäter zurück und bezeigte ihm mit gerührtem Herzen ſeine Erkenntlichkeit. Den Uebrigen war es genug, geſund geworden zu ſeyn. Sie vergaßen, wem ſie es ſchuldig waren, ſo flehentlich ſie auch vorher ihren Helfer gebeten hatten. Der Erlöſer ſah freylich bey ſeinen Gutthaten nicht auf Ruhm und Lob: aber eine ſolche Erfahrung des roheſten Undanks mußte ihn doch als ein Zeichen der größten Verdorbenheit ſchmerzen. Das Betragen dieſer Unwürdigen verdiente öffentlich gerügt zu werden, zumal, da das Volk zur Ehre Gottes und Jeſu wiſſen mußte, daß ſie auf die ihnen gegebene Verſicherung alle rein geworden waren.

Unter zehn Menſchen alſo nur ein Dankbarer! -- Es wäre betrübt, wenn dies Beyſpiel nicht bloß zu den ſeltenern gehören ſollte; wenn man nach dieſem Verhältniſſe überhaupt die menſchliche Dankbarkeit zu berechnen hätte; wenn dieſe Rechnung gar auf Chriſten anwendbar wäre. Wollen wir nach den Klagen urtheilen, die über Undank geführt werden: ſo iſt das freylich zu fürchten: denn ſchwerlich wird die Welt irgend eines Laſters ſo häufig beſchuldigt, als dieſes, des unwürdigſten von allen. Doch dieſe Klage hat nicht nur, wie manche andere, das Vorurtheil wider ſich, daß ſie in manchen Stücken wohl übertrieben ſeyn möchte, ſondern es fragt ſich dabey auch, ob nicht Viele es ſich ſelbſt beyzumeſſen haben, wenn ſie Undank erfahren? Und noch mehr ſollte man, ſtatt bloß zu klagen, darüber nachdenken, ob nicht die Welt in Abſicht dieſer Unart einer wünſchenswerthen Verbeſſerung fähig ſey?

Vortrag.

Die Klagen über den häufigen Undank der Menſchen.

I. In wiefern ſie wahr und gegründet ſind.

II. Vorſchläge und Mittel, ihnen einem großen Theile nach abzuhelfen.

Erſter Theil.

Es iſt den menſchlichen Klagen überhaupt eigen, daß ſie leicht größer und allgemeiner werden, als ſie den Urſachen nach ſeyn ſollten. Das gilt denn auch, und zwar beſonders von den Klagen über den Undank der Welt. Dieſe ſind von jeher vor andern anſteckend geweſen, ſo daß ſie auch ein überall bekantes, wiewohl nur halbwahres Sprüchwort veranlaſſet haben. Aber nicht zu erwähnen, wie oft man aus bloßer gefälliger Nachahmung des herrſchenden Tons, und ohne dabey etwas zu denken, von der Welt übel ſpricht: ſo ſind auch die im Ernſt geführten Beſchwerden über ihre Unerkenntlichkeit, wenn man ſie näher ans Licht zieht, großentheils ungegründet, nur Wirkungen von Eigenliebe, unrichtiger Selbſtbeurtheilung, ſtolzen Einbildungen, oder auch von Schwermuth und Menſchenhaß. Viele erwarten Dank, wo ſie dazu gar nicht berechtigt ſind; Andre, die dazu ein gewiſſes Recht haben, werden ſich ſelbſt daran hinderlich.

Wie manche Menſchen glauben wohl nicht, ſich auf eine beſondere Weiſe um die Welt, oder um Einzelne ihrer Mitmenſchen verdient gemacht zu haben, wo ſie nichts mehr, und das wohl nicht einmal leiſteten, was ihre Schuldigkeit war? Da ſind Mehrere, welche ſich im Herzen, auch wohl öffentlich rühmen, durch vieljährige Berufstreue dem Vaterlande vorzüglich nützlich geweſen zu ſeyn. Ihre ganzen Verdienſte beſtehen vielleicht bloß darin, daß ſie ſich keiner groben Pflichtvergeſſenheit ſchuldig gemacht und ungefähr das gethan haben, wozu ſie Amt, Eyd und Sorge für ihr eignes Glück verbanden, und wofür ſie längſt zur Genüge bezahlt worden ſind. Gleichwohl fodern ſie beſondere Belohnungen, entweder, weil ſie wirklich eine größere Meynung von ſich hegen, oder weil ſie etwa (gleich jenen Arbeitern Matth. 20, 10-12.) mit neidiſchem Verdruß ſehen, daß Andere, die ſie unter ſich glauben, ihnen vorgezogen zu werden ſcheinen. Wenn dieſe ſich nun bey aller Gelegenheit darüber bitter äußern, daß ihre treue Redlichkeit nicht erkannt, nicht vergolten werde; daß Welt und Vaterland gegen ſie undankbar ſey: verdienen ſie dann wohl mit ihren Klagen gehört zu werden? — Da ſind Geringere,

ringere, die Andern dienen, denen das nicht genug iſt, was ſie für ihre Arbeiten dem Vertrage gemäß empfangen; die auf außerordentliche Vergütung ihrer Pflichttreue gleichſam als auf den Abtrag einer rechtlichen Schuldfoderung rechnen und ſich dann, wenn ſie vergebens hofften, laut über Undank beſchweren. Sind ihre Beſchwerden nicht eben ſo ungegründet? Nur vorzügliche Treue, nur unbedungene Dienſte geben Anſprüche auf beſondere Belohnung. — Und wie viele wollen Dem und Jenem große Gefälligkeiten erwieſen haben, die theils bloß in der Einbildung beſtehen, oder nichts weiter, als eigennützige Gefälligkeiten gegen ſich ſelbſt, oder die von gar keiner Bedeutung waren? Haben auch dieſe nicht Unrecht, wenn ſie klagen, daß ihre Güte ſchlecht vergolten werde? —

Aber auch diejenigen, welche wirklich auf Dankbarkeit rechnen könnten, ſind häufig ſelbſt Schuld daran, wenn ſie ihnen nicht bewieſen wird. Der verdiente Mann, welcher vergeſſen oder überſehen wird, frage ſich, ob nicht vielleicht ſein Eigenſinn, ſein Stolz, der ihn abhielt, dargebotene Gelegenheiten zu benutzen, oder begangene Unvorſichtigkeit und andere Fehler ſeinem größern Glücke im Wege geſtanden ſind? Wer Gutes that, worauf Böſes erwiedert ward, ſehe zu, ob er nicht ſeine Gutthaten und Gefälligkeiten unüberlegt an Unwürdige verſchwendet habe. — Ueberhaupt iſt die Art, Gefälligkeiten und Wohlthaten zu erweiſen, oft ſo beſchaffen, daß dieſe gar den Namen nicht mehr verdienen. Bald läßt man ſich erſt zu wiederholten Malen flehentlich bitten und bequemt ſich endlich halb gezwungen, das Gebetene zu thun, oder zu geben; bald rücket man geleiſtete Dienſte und Gutthaten dem bitter auf, der ſie empfieng, oder man rühmt ſich ihrer auf eine für ihn demüthigende Weiſe öffentlich gegen Andere; bald giebt man deutlich zu verſtehen, daß man für erwieſene Liebesdienſte unaufhörlich und laut geprieſen ſeyn will; bald will man über die, denen man Gutes gethan hat, unumſchränkt herrſchen. Sie ſollen ſich dafür nun ganz nach unſerm Eigenſinn bequemen, ſich ganz für uns aufopfern. Oder man macht auch wohl gar nachher unbeſcheidene Foderungen von Wiedervergeltung deſſen, was anfänglich Liebesdienſte heißen ſollten. Man verlangt dafür etwas, das den

Umſtän=

Umſtänden nach nicht möglich iſt. Oder endlich man nimmt der Wohlthat allen Werth bald durch vorausgehende kränkende Vorwürfe, bald durch nachfolgende Beleidigungen. Iſt es möglich, da Erkenntlichkeit zu hoffen? — Hier mögen denn auch inſonderheit viele Aeltern, welche über undankbare Kinder klagen, bedenken, wie viel ſie zu dieſer für ſie traurigen Erfahrung durch verkehrte Zärtlichkeit, Verwöhnung, oder unnatürliche Härte und andere Erziehungsfehler beygetragen haben. — Bringt man dies alles unpartheyiſch in Anſchlag: ſo möchte die Rechnung über Undank wohl eben ſo zum Nachtheil derer ausfallen, die Gutes thun, als derer, die es empfangen.

Damit wollen wir inzwiſchen dieſe Untugend der Welt nicht ganz ableugnen. Es giebt allerdings Unerkenntliche in nicht kleiner Anzahl. Wir erleben es genug, daß die wichtigſten Dienſte verkannt, vergeſſen; daß die edelmüthigſten Gutthaten als Schuldigkeit angeſehen und wohl gar mit der unwürdigſten Begegnung erwiedert werden; daß ſelbſt Solche, von denen es vorher gar nicht vermuthlich war, ſich dieſer groben Niederträchtigkeit ſchuldig machen. Und befremden kann uns das auch nicht, wenn wir den größern Theil der Menſchen ſo, wie er iſt, betrachten. Bey Einigen läßt ſchon die rohe Unwiſſenheit und der Mangel des Nachdenkens keine Empfindungen von Erkenntlichkeit zu. Iſt das Bedürfniß befriedigt; haben ſie, was ſie wünſchen: ſo finden ſie es auch der Mühe nicht werth, weiter ſich an den Geber zu erinnern und ſich das Freywillige, das Gutherzige in ſeiner Handlung vorzuſtellen. Manche Dienſte werden auch wohl von Unwiſſenden gar nicht für das, was ſie ſind, angeſehen. Es wird viel Undank aus bloßem Irrthum begangen. Bey Andern kömmt hierzu nun noch ein ganz abgeſtumpftes Gefühl. Die rührendſten Beweiſe von Liebe machen auf ihr träges, unempfindliches, verdorbenes Gemüth keinen Eindruck mehr. Vornehmlich aber liegt ein Hauptgrund in den ſo häufig herrſchenden Geſinnungen von Habſucht und des Stolzes. Jene verkleinert alle Gutthaten aus Ungenügſamkeit; dieſer ſchämt ſich, ſie erhalten zu haben und es zu geſtehen, am meiſten alsdann, wenn ein günſtiges Schickſal ihn aus ſchlechten Umſtänden

in

in beſſere verſetzt hat. — So lange dieſe Urſachen noch bey Mehrern fortdauern, wird auch das Laſter der Undankbarkeit nicht ſeltener werden.

Zweyter Theil.

Aber ſollten nicht alle vernünftige Menſchen an der Ausrottung dieſes Laſters, ſollten nicht beſonders Chriſten, für die es am meiſten entehrend iſt, an ſeiner Vertilgung arbeiten? Sollten ſie, wenn ſeine gänzliche Wegſchaffung auch nicht zu hoffen ſteht, nicht wenigſtens ſich aus allen Kräften, es einzuſchränken, beſtreben? Dahin müßte es allerdings gebracht werden können, daß Klagen über Undank weit weniger nöthig wären. Die Mittel hierzu laſſen ſich aus dem Vorhingeſagten leicht ableiten. Wir haben die Quellen dieſer Untugend kennen gelernt. Dieſe dürfen wir nur zu verſtopfen ſuchen.

Iſt es wahr, daß eines Theils ohne Grund geklagt und andern Theils die Dankbarkeit durch manche bey der Gutthätigkeit begangene Fehler gehindert wird: ſo muß man auch zuvörderſt denen, die ſich um Andere verdient gemacht haben, oder es gethan zu haben glauben, anrathen, ſich weiſer und beſſer zu betragen. Niemand maaße ſich Verdienſte um die Welt oder um irgend einen ſeiner Mitmenſchen an, die nicht ſicher erweislich ſind; Niemand laſſe ſich von Eigenliebe verführen, das, was er wirklich geleiſtet hat, zu vergrößern. Man muß in dieſem Stücke gegen ſein eignes Urtheil mistrauiſch ſeyn. Es iſt beſſer, zu beſcheiden, als zu gut von ſich zu urtheilen. Röm. 12, 3. Keiner von uns, Chriſten, ſehe bey dem, was er Gutes thut, auf den Dank der Welt, oder mache dieſen zu ſeinem Beweggrunde. Wir müſſen wiſſen, daß er unſicher zu hoffen iſt, und daß es edlere Antriebe giebt. Wollen wir als Menſchen gleichwohl unſere Güte gern erkannt wiſſen: ſo laßt uns, wie es auch ohnehin ſchon Pflicht iſt, vorzüglich würdigere Gegenſtände des Wohlthuns wählen. — Jeder bezeige ſich denn auch bey ſeinem Wohlthun ſo, wie es weiſen Chriſten geziemet, ungezwungen willig, zuvorkommend, gütig, freundlich, uneigennützig, beſcheiden. — Schon das ſind Hülfsmittel weniger klagen zu dürfen.

Könnte

Könnte denn aber auch wohl nicht der Sinn der Dankbarkeit in der Welt mehr erweckt und befördert werden? Geſetzt, daß das ſich von dem itzt lebenden Geſchlechte nur ſchwach hoffen ließe: ſo iſt es doch in Abſicht des Künftigen möglich durch eine verbeſſerte Erziehungsart. Wie, wenn die Jugend mehr auf alles, was ſie von Gott und Menſchen genießt, aufmerkſam gemacht, mehr zur beſcheidenen Erkenntniß ihrer Schwäche und Hülfsbedürftigkeit angehalten, weniger zu eigenſüchtigem Dünkel, zu Stolz und Ungenügſamkeit verwöhnt, mehr genöthigt würde, jede Gabe, jeden Dienſt auch von Geringern mit Dankſagung anzunehmen: o, dann würden nicht nur ihre Aeltern ſich von ihnen als Erwachſenen einſt mehr Erkenntlichkeit zu verſprechen haben, ſondern dieſe Tugend würde auch überhaupt allgemeiner werden.

Doch, warum ſollte nicht auch ſchon unter den Erwachſenen unſers Zeitalters die mehrere Ausbreitung dieſer beſſern Geſinnungsart Statt finden? Wir rühmen uns ſo gern gegenwärtig größerer Einſichten und verfeinerter Sitten: ſo laßt uns doch bedenken, wie wenig ſich damit ein ſo ganz rohes, natur- und vernunftwidriges Laſter, als Undank iſt, beſtehen kann. Bey unſrer verſtärkten Ehrliebe laßt uns nicht das Geſtändniß des empfangenen Guten, wohl aber den Namen Undankbarer als die empfindlichſte Beſchimpfung ſcheuen. Ehre ſey es uns, das, was Jemand an uns gethan hat, nie zu vergeſſen und es nach Möglichkeit zu vergelten. Der inſonderheit, welcher Andern ſein ganzes Glück verdankt, oder durch ihre Güte aus traurigen Lagen herausgeriſſen iſt, erwäge oftmals, was an ihm geſchah. Und wer noch künftig fremder Hülfe bedarf — das heißt, jeder Menſch — erinnere ſich, daß Undank Verachtung, Haß und Verlaſſenheit nach ſich zieht; Dankbarkeit hingegen ſich Gunſt, Liebe und Beyſtand erwirbt.

Am funfzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Matth. 6, 24 — 34.

Einleitung.

Unter den ſchätzbaren Belehrungen, welche die Rede des Erlöſers enthält, woraus unſer Text genommen iſt, verdient dieſe herrliche Anleitung zu einem zufriedenen Leben eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Es ſcheint zwar, daß er dabey vornehmlich ſeine Jünger im Auge gehabt, und ſeine Vorſchriften ſo abgefaßt habe, wie ſie für dieſe in ihrem künftigen Apoſtelberuf erfoderlich waren. Sie ſollten (ſo lehrt er ſie) ſich nicht in irdiſche Dinge und Geſchäfte verwickeln, ſondern ſich ganz Gott und dem Dienſte der Religion widmen. Für ihren Unterhalt heißt er ſie dabey völlig unbeſorgt ſeyn und der Vorſehung vertrauen, die ſo viele geringere Creaturen ohne ihr Zuthun ernähre, ja ſelbſt den Lebloſen ihr Daſeyn und ihre Anmuth gebe. Wenn ſie auch noch nicht ſähen, woher ſie für den morgenden Tag Nahrung und Kleidung nehmen möchten: ſo ſollten ſie doch dafür ganz unbekümmert ſeyn. Bey einer treuen Erfüllung ihres Lehrerberufs werde ihnen alles Nöthige ungeſucht zu Theil werden.

Doch bey dieſen zunächſt den Jüngern Jeſu ertheilten Vorſchriften liegen gewiſſe allgemeine Wahrheiten zum Grunde, welche auf alle Zeiten und auf alle Menſchen anwendbar ſind; Wahrheiten, deren öftere Beherzigung und treue Befolgung das einzige ſichere Mittel iſt, uns unnöthiger Bekümmerniſſe wegen der Zukunft, inſonderheit peinlicher Befürchtungen des Mangels zu überheben. Auch den Theil unſrer Ruhe im Leben verdanken wir dem Erlöſer und ſeiner göttlichen Lehre.

Vortrag.

Anweiſung des Chriſtenthums, das Herz vor ängſtlichen Nahrungsſorgen zu verwahren.

I. Man ſchränke ſeine Wünſche bloß auf die Nothwendigkeiten des Lebens ein.

II. Man thue ſein Möglichſtes, um dieſe durch rechtmäßige Mittel zu befriedigen.

III. Man

III. Man beruhige ſich in Anſehung der noch unbekanten Zukunft mit dem Vertrauen auf die göttliche Vorſehung.

Erſter Theil.

Je größer der Umfang unſrer Bedürfniſſe iſt, deſto mehr ſind wir in Gefahr, Mangel zu erleben; deſto natürlicher alſo auch ängſtliche Sorgen. — Aus dieſem richtigen Satze folgt nun die vernünftige Regel: man ſuche den Kreis ſeiner Bedürfniſſe eher einzuſchränken, als zu erweitern; man mache keine Dinge zu Nothwendigkeiten, die es nicht wirklich ſind, und begehre nichts mehr, als was unentbehrlich iſt. Das macht uns denn auch die chriſtliche Sittenlehre zur Pflicht; ſie, die uns ſo oft mit Wenigem zufrieden ſeyn, und uns, wenn wir nothdürftige Nahrung und Kleider haben, genügen laſſen heißt. Auch unſer Text weiſet in den Anfangsworten auf dieſe heilſame Lehre hin. Die Ermahnung des Erlöſers an ſeine Jünger: Sorget nicht, was ihr eſſen und trinken werdet, auch nicht, was ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr denn die Speiſe, und der Leib mehr denn die Kleidung? — dieſe Ermahnung läßt ſich füglich ſo umſchreiben: Der Menſch bedarf nicht viel zu ſeiner Erhaltung. Wünſcht ihr nichts mehr, als das Nöthige: ſo ſeyd unbeſorgt. Der, welcher euch das Wichtigere, Leib und Leben gab, wird euch auch die dafür erfoderlichen Erhaltungsmittel nicht fehlen laſſen. — Umſonſt wäre Jeſus Zuruf an die Jünger geweſen: Sorget nicht, wenn nicht ihre Wünſche ſehr gemäßigt geweſen wären. So aber waren ſie durch glückliche Gewöhnung und beſſere Grundſätze die genügſamſten Menſchen. Phil. 4, 12. Dies machte ſie nicht nur zu ihrem Berufe tüchtiger, ſondern verſchaffte ihnen auch ein ſorgenfreyeres Leben.

Aber ſo einfach und offenbar wohlthätig die Regel iſt: ſuche deine Bedürfniſſe nach Möglichkeit einzuſchränken: ſo ſchwer iſt ſie freylich in der Ausführung, vornehmlich in unſerm Zeitalter. Das Nothwendige und Entbehrliche läßt ſich doch einmal nicht für alle Menſchen nnd Stände nach einem Maaßſtabe beſtimmen. Wonach ſoll dies nun jeder für

ſich richtig beurtheilen? Ferner, ſo haben Sitten, allgemeine Uebereinkunft und eingeführter Wohlſtand vieles an ſich nicht Nöthige zu Bedürfniſſen gemacht, deren man ohne Nachtheil, wenigſtens der Ehre, nicht entrathen kann.* Und endlich, ſo iſt es auch ſo leicht nicht, Dingen zu entſagen, an die man durch Erziehung und langen Genuß gewöhnt worden iſt, oder die für die Sinnlichkeit großen Reiz haben. Dieſe Einwürfe hat man allemal zu erwarten, ſo oft man den Menſchen Einſchränkung anräth, und ſie ſcheinen Vielen ſo wichtig zu ſeyn, daß ſie lieber fortfahren, ſich durch vermehrte Sorgen das Leben zu verbittern, als daß ſie einen ernſtlichen Verſuch, ihre Wünſche zu mäßigen, wagen ſollten.

Was man aber auch immer einwenden mag: ſo kann doch Jeder, wenn er nur will, leicht wiſſen, wiefern er ſich in ſeiner Lage einzuſchränken habe; und man kann auch mit Recht von Jedermann die dazu nöthige Herrſchaft über ſich ſelbſt fodern. Nicht iſt das die Meynung, daß alle Menſchen eine gleiche Lebensart führen, alle ſich gleich kärglich behelfen, und dem Genuſſe deſſen, was zur Bequemlichkeit, zum äußern Glanze und zum Vergnügen gehört, abſagen; daß Reiche nur ohne Abſicht ſammeln ſollen. Mögen doch die Begüterten immerhin einen anſtändigen Aufwand machen, der ſo manchem Arbeiter mehr Verdienſt verſchafft, und dem Ganzen alſo zu gute kömmt. Doch ſollte ſich nicht auch jeder Verſtändige ſagen können, wie weit er hierin zu gehen habe? Wird ein Theil ſich nicht ohne Mühe überzeugen können, daß er ſehr wenig nur, und ein Anderer, daß er gar nichts auf entbehrliche Dinge verwenden dürfe? Oder iſt nicht der Unterſchied der Stände und noch mehr die Beſchaffenheit des Einkommens und Vermögens hinreichend, Jedweden zu lehren, was für ihn entbehrlich iſt, entbehrlich ſeyn muß? Iſt die Berechnung ſo ſchwer, welche Art von Nahrungsmitteln, welche Art ſich zu kleiden theurer oder wohlfeiler ſey, und welche ſich am beſten zu der Einnahme, die man hat, ſchicke? Läßt ſich nicht leicht der Ueberſchlag machen, was man aufs wenigſte für ſeinen und der Seinigen Unterhalt, was man ſonſt noch pflichtmäßig und etwa

für Nothfälle auszugeben und dann noch übrig haben werde? — Es iſt ein ſeltſames Vorurtheil: man müſſe alles das als Nothwendigkeiten anſehen und unfehlbar nachahmen, was Eigenſinn, Prachtliebe, Ueppigkeit und Thorheit eingeführt haben. So ſollten dergleichen elende Geſetze über die Vorſchriften der Klugheit und Rechtſchaffenheit gehen? Man dürfte ſich über ſie nicht mit edelm Muth wegſetzen, wenn es die Umſtände fodern; müßte ihnen vielmehr Ruhe, Glück und wohl gar Gewiſſen und Ehrlichkeit aufopfern, aus Sorge für eine eingebildete Ehre die wahre verletzen, und ſich dieſem Hirngeſpinſt zu Gefallen in Kummer und Elend ſtürzen? — Sey es denn auch ſchwer, die verwöhnte Sinnlichkeit zu bezähmen, und manches ſonſt Genoſſene ſich verſagen zu lernen: ſo muß doch ein Vernünftiger ſich dazu bequemen können, ſo bald er ſeinen Wohlſtand bedroht ſieht. — Unzählige peinliche Sorgen plagten die menſchliche Geſellſchaft weniger, wenn ſie mehr gewohnt wäre, das Nöthige vom Unnöthigen zu unterſcheiden, und ſich am erſtern genügen zu laſſen. 1 Tim. 6, 6.

Zweyter Theil.

Freylich reicht jene Vorſchrift noch nicht ganz hin, um alle Nahrungsſorgen zu verbannen. Es bleiben doch wirkliche Bedürfniſſe übrig, die befriedigt ſeyn wollen. Hierzu giebt es denn für Arbeitsfähige nur **ein** rechtmäßiges Mittel, (und unrechtmäßige muß der Chriſt verabſcheuen) nämlich Arbeitſamkeit, treuer Fleiß in nützlichen Berufsgeſchäften. Der Erlöſer heißt uns auf die Geſchöpfe ſehen, die von Gott ohne ihr Zuthun ernährt werden, und ſetzt dann hinzu: ſeyd ihr denn nicht viel mehr als ſie. Dies iſt ſo wenig eine Anmahnung zu einem müßigen Vertrauen, daß dadurch vielmehr der Geſchäftsfleiß als ein Hauptmittel zur Zufriedenheit des Lebens empfohlen wird. Offenbar haben Jeſus Worte den Sinn: Finden vernunftloſe Creaturen ihre Verſorgung: wie viel ſicherer hat das edlere Geſchöpf, der Menſch, ſeinen Unterhalt zu hoffen, da er ſelbſt hierzu mitwirken kann?

Der Regel nach braucht es auch nur einer mit Ueberlegung und Treue bewieſenen Arbeitſamkeit, um ſich vor Mangel zu ſchützen. Jede gemeinnützige Berufsart nährt den, der ſie gehörig treibt, obgleich die eine reichlicher, die andere ſparſamer. Hat ein Theil zwar nie mehr bey ſeiner Arbeit, als das Leben für heute erfodert: ſo eröffnet ſich doch — wenn nur Geſundheit und Kräfte fortdauern — morgen dieſelbe Segensquelle wieder; und ein anderer Theil erwirbt doch auch in ſeiner glücklichen Lage noch ein Uebriges für künftige Zeiten und für ſeine nothleidenden Brüder. — So iſt es ſelbſt itzt in der Welt, ungeachtet Berufsfleiß und Thätigkeit in Geſchäften noch ſo häufig mangeln. Wie, wenn dieſe Tugenden bis zu der Allgemeinheit und Vollkommenheit gebracht würden, die ſich doch als möglich denken läßt? Wenn Alle ſich befliſſen, in ihrem Stande zu thun, was ihnen obliegt; wenn Niemand mehr träge und müßig wäre; Jeder ſeine Zeit und Kräfte zur Hervorbringung des Nützlichen gewiſſenhaft anwendete: würde dann nicht noch manchem Mangel mehr abgeholfen, manchen ängſtlichen Befürchtungen der Zukunft glücklich vorgebauet werden?

Vor aller Verarmung ſichert nun zwar weder Fleiß noch ſparſame Einſchränkung. Allein ſeltener wird doch die Beſorgniß dieſes Uebels; und wenn ſie denn auch eintritt: ſo muß ſie wenigſtens bey weitem nicht ſo peinlich ſeyn. Es iſt große Beruhigung, zu wiſſen, daß man ein Uebel nicht verſchuldet habe. Wer alles zur Erhaltung ſeines Wohlſtands that, laſſe es mit ſeinem Glücke ruhig kommen, wie es der höchſten Weisheit gefällt. Soll es durch Unfälle ſinken: ſo finde er ſeinen Troſt in dem guten Zeugniſſe des Gewiſſens. Er ſey unbekümmert für ſeine Ehre, die bey Rechtſchaffenen durch Unglück nicht leiden kann; unbekümmert um Hülfe, die von Beſſergeſinnten dem ſchuldlos Unglücklichen noch nie verſagt worden iſt.

Dritter Theil.

Um indeß unſre Ruhe ſicher zu gründen, lehrt uns das Chriſtenthum der Vorſehung Gottes vertrauen. Dieſer Unterricht iſt ein vorzüglicher Theil und eine Hauptwohlthat der

Lehre Jeſu. Müßte der Menſch ſich ſelbſt oder einem blinden Zufall überlaſſen zu ſeyn glauben: ſo würden ihn bey ſeiner Neigung, vorauszudenken, bey der Verborgenheit der Zukunft und bey dem Gefühl ſeiner Schwäche außer tauſend andern Beunruhigungen auch ſtete Nahrungsſorgen ängſtigen müſſen. Wer verbürgte ihm die Fortdauer der erfoderlichen Fruchtbarkeit der Erde? Was berechtigte ihn, zu hoffen, daß ſich auch für ihn ferner die nöthigen Erwerbsmittel finden würden? Wie gerecht wäre die Furcht, daß er vielleicht noch oft in die traurigſte Verlegenheit gerathen, und wohl gar hülflos im Mangel umkommen werde? Eine bisherige beſſere Erfahrung, die nicht zugleich von dem Glauben an die Vorſicht unterſtützt wird, iſt kein zureichendes Sicherungsmittel. — Wohl alſo uns Chriſten, daß wir einen Gott kennen, der für uns ſorgt; einen Regierer der Welt, der ihre Naturkräfte erhält, und alle ihre Veränderungen mit höchſter Weisheit lenkt; einen Schöpfer, der ſich aller ſeiner Werke erbarmt, der dem Vieh ſein Futter giebt, und die geringſte Creatur nicht vergißt; einen Vater, der weiß, was wir bedürfen, und deſſen Güte uns fortan das Nöthige, was er bisher ſo reichlich gab, erwarten läßt! Ewiger Dank ſey unſerm göttlichen Glaubensſtifter für dieſe uns geſchenkte beruhigende Erkenntniß und Ueberzeugung! Nun mag die Zukunft immer dunkel ſeyn: wir fürchten nicht, verlaſſen zu werden. Künftiger Ueberfluß, künftiger Mangel ſind nun beyde gleich weiſe Schickungen eines Gottes, der unſer Verhängniß als Vater leitet, das Uebel mäßigt, und es einen frohen Ausgang gewinnen läßt. Sein Wille geſchehe!

Dieſer Glaube könnte allerdings noch weit beruhigender ſeyn, als er es bey einer großen Menge von Chriſten iſt. Und er würde es ſeyn, wenn Aller Herzen nur ſeiner Einwirkung empfänglich wären. „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit.“ Möchten wir dieſe Vorſchrift erfüllen, und fromme Rechtſchaffenheit uns als das Wichtigſte angelegen ſeyn laſſen! Möchten wir den Gedanken und Glauben an Gott durch öftern heiligen Umgang mit ihm nähren, und ſo leben, daß nie ein in-

nerer Vorwurf des Gewiſſens unſerm Vertrauen zu ihm hinderlich wäre! Möchten wir die Liebe des Zeitlichen, ſeiner Vergänglichkeit eingedenk, und in Hoffnung beſſerer Güter, ſo bey uns mäßigen, daß uns nie Habſucht ſorgenvoll und mistrauiſch machte! Möchten wir endlich zur Erhaltung und Verbeſſerung unſers Glücks allezeit redlich das Unſre thun, in allen unſern Unternehmungen weiſe, in allen Geſchäften treu und gewiſſenhaft verfahren, alſo den Weg gehen, den uns Gott zu unſerm Wohlergehen durch Vernunft und Religion angewieſen hat! Dann wären ängſtliche Zweifel und Sorgen unter uns Chriſten nicht mehr möglich. Wir hätten zur vollkommenſten Ruhe genug an Gottes Fürſorge und an der Verſicherung Jeſu: Euer himmliſcher Vater weiß, was ihr bedürfet!

Am Bußtage.

Text. 5 B. Moſ. 10, 12 — 14.

Einleitung.

Es giebt mehr als einen Bewegungsgrund, den Menſchen zur Erfüllung der göttlichen Gebote anzuhalten. Ihn verpflichtet dazu ſchon der Gehorſam, den er Gott, ſeinem Schöpfer und Oberherrn ſchuldig iſt, und die damit natürlich verknüpfte Vorſtellung, daß er ſich dadurch der Gnade des Höchſten würdig, durch Ungehorſam hingegen verantwortlich und ſtrafbar macht. Aber noch weit wirkſamer muß bey ihm die Vorſtellung ſeyn, daß alle Gebote Gottes ihm bloß zu ſeinem eignen wahren Beſten gegeben worden ſind; daß ihm Sünden und Laſter lediglich zur Verhütung ſeines Unglücks verboten wurden; und daß er nur in dem Maaße wahrhaftig glücklich werden kann, als er den ihm befohlnen Pflichten nachlebt. Dies Letztere zu wiſſen, iſt für ihn höchſt wichtig. Es erhebt den blinden, vielleicht nur durch Furcht erzwungenen Gehorſam zu einer willigen kindlichen Folgſamkeit. --- Unſer Text enthält gleichfalls dieſen ſtärkern Antrieb zur Frömmigkeit und Tugend. Nachdem Moſes den Iſraeliten die Foderungen Gottes an ſie in der Kürze vorgehalten hatte, ſo ſetzte er den

Grund hinzu, warum ſie denſelben nachzuleben hätten: „auf daß dirs wohlgehe.“ In jenen Zeiten dachte man ſich zwar bey dieſen Worten wohl vornehmlich nur beſondere Segnungen und Bolohnungen des Gehorſams: indeß liegt in ihnen weit mehr, nämlich die Wahrheit: daß alle Vorſchriften Gottes ſchon an ſich oder durch ihre natürlichen Folgen, den, der ſie erfüllt, glücklich machen. Dieſe Wahrheit müſſen wir Chriſten heller, als die Vorwelt, einſehen, da wir die vortrefflichſte Sittenlehre haben. Ihre Erkenntniß iſt beſonders an dieſem Tage vermögend, uns auf zweckmäßige Empfindungen und Vorſätze zu leiten. ---

Vortrag.

Die Beglückung des Menſchen, als den einzigen Zweck aller göttlichen Gebote.

I. Beweis dieſer Wahrheit.

II. Folgen, die aus ihr fließen.

Erſter Theil.

Bey den Geſetzen, die wir mit Recht als göttlich verehren, muß unfehlbar ein weiſer und wohlthätiger Zweck vorhanden ſeyn: aber dieſer Zweck kann nicht auf ihren Urheber, auf Gott ſelber gehen. Dies iſt ein ſo richtiger Satz, daß man glauben ſollte, er könne längſt bey allen Menſchen, die nur einige Kenntniß von Gott haben, als bekant und ausgemacht vorausgeſetzt werden. Indeß iſt es gewiß noch nicht überflüſſig, ihn mit ſeinen Beweisgründen in das gehörige Licht zu ſetzen. Was in den älteſten Zeiten beynahe allgemein geglaubt ward, das iſt auch noch die Meynung vieler unwiſſender Chriſten, nämlich: Gott habe bey ſeinen Geboten hauptſächlich nur die Abſicht, ſeinen Willen geltend zu machen, und als Oberherr ſein Anſehen unter den Menſchen zu erhalten. Vorzüglich ſey die Beförderung ſeiner Ehre die Hauptabſicht bey den Geboten, die ſeinen Dienſt und ſeine Anbetung betreffen. — So leicht man ſich die Entſtehung ſolcher Begriffe aus ſinnlichen und menſchlichen Vorſtellungen von Gott und ſelbſt aus misverſtandeneu Schriftſtellen erklären kann: ſo iſt es doch endlich Zeit, ſie abzulegen. Wir, die wir nicht mehr Kinder an Einſicht ſeyn ſollen,

len, zu denen auch die Bibel nicht mehr ſo, wie zu den noch unerleuchteten Geſchlechtern der Vorwelt, ſpricht, wir, denen ſich Gott durch Jeſum in einem hellern Lichte geoffenbaret hat, ſollten auch wiſſen und bedenken, daß der Unendliche, das vollkommenſte, ſeligſte Weſen zu ſeiner Glückſeligkeit unſrer auf keine Weiſe bedarf. Seine Zufriedenheit und Freude kann nicht auf unſerm Gehorſam beruhen. Durch Ungehorſam können wir ſeine höchſte Glückſeligkeit nicht ſchmälern. Seine Ehre beſteht nicht in dem, was armſelige Geſchöpfe von ihm denken. Sie iſt der Beſitz ſeiner höchſten Vollkommenheit, und dieſe wird weder dadurch, daß wir ihm folgſam ſind, vergrößert, noch kann ſie dadurch verlieren, daß wir ihm widerſtreben. Er war der Allerſeligſte, noch ehe wir Menſchen, noch ehe ſeine uns gegebenen Geſetze waren, ſo wie er es itzt iſt und in Ewigkeit ſeyn wird.

Alſo nicht ſeinetwegen, ſondern allein um der Menſchen ſelber willen, und — wie könnten wir anders denken? — aus väterlicher Fürſorge für ihr wahres Wohl machte er ihnen ſeinen heiligen Willen bekant. Das folgt unfehlbar aus ſeiner Weisheit, aus ſeiner Güte. Könnten wir wohl annehmen: er habe uns irgend etwas unterſagt, das uns zuträglich, oder er habe etwas von uns gefodert, deſſen Vollbringung für uns von nachtheiligen Folgen ſey? So erniedrigten wir ja den Allweiſen und Allgütigen unter jeden guten menſchlichen Regenten, oder Vater, die doch beyde in ihren Befehlen irren, oder auch gezwungen ſeyn können, bey ihrer menſchlichen Schwäche manches ihres eignen Vortheils halber zu verfügen. Nein, der Gott, welcher als Schöpfer und Verſorger höchſt weiſe und ohne allen Eigennutz die Liebe iſt, muß es auch nothwendig als Geſetzgeber ſeyn.

Und ſo finden wir es auch, wenn wir ſeine Vorſchriften der Erfahrung nach ohne Vorurtheil und Leidenſchaft prüfen. Die ſtrengſten und ſchwerſten, wie die leichtern, alle zielen ſie auf unſre Glückſeligkeit ab. Es iſt kein Verbot, das nicht zur Verhütung unſers Unglücks gegeben wäre, keine befohlne Pflicht, deren Vollbringung nicht die erwünſchteſten Folgen hätte. Irrthum und Sinnlichkeit laſſen zwar oft den betrogenen Menſchen insgeheim das Gegen-

theil

theil glauben, laſſen ihn in der Tugend eine undankbare Laſt, in der Sünde hingegen ſein Glück und ſeine Freude ſehen. Aber wie ſehr wird nicht auch jedesmal dieſer verkehrte Glaube durch den Erfolg widerlegt? Mögen doch immerhin mit allen Untugenden ſcheinbare Vergnügungen oder Vortheile verbunden ſeyn: ſo beſteht doch auch ihr unvermeidliches Gefolge in weit überwiegenden Uebeln. Da treten denn — und gewöhnlich nur zu bald — Reue und Elend, Verderbniſſe des Herzens und Zerrüttung des äußern Wohlergehens an die Stelle der nur kurz genoſſenen Vergnügungen und Vortheile. Die Sicherheit verwandelt ſich in Gefahr und Unruhe, die Freude in Furcht und Herzeleid. Dies ſind Eigenſchaften und Wirkungen der Sünde, die ſich von ihrer Natur nicht trennen laſſen, die der Allmächtige ſelbſt nicht aufheben kann. Und er ſollte uns dieſe Quellen des Unglücks, die Laſter nicht verbieten? Oder wir ſollten nicht einſehen, daß ſein ſtrenges Verbot weiſe Güte ſey? — Schwer iſt die Ausübung jeder Tugend, zumal für den noch Ungeübten. Sie koſtet Ueberwindung der Begierden, muthigen Widerſtand gegen Reizungen zum Böſen, Aufopferung lockender Luſt und Vortheile, oft ſelbſt des äußern Glücks, mühſame Anſtrengung der Kräfte und Uebernehmung mancher Gefahren. Sie hat wenig Empfehlendes für den, der nur auf den gegenwärtigen Augenblick ſieht. Aber ſehen wir nur auf ihre entferntern Vergeltungen: ſo ſind dieſe unendlich groß und herrlich. Vervollkommnung der Seele und aller ihrer Neigungen, ſelige Ruhe des Gemüths und Gewiſſens, ein freudiges Bewußtſeyn des Guten, Sicherheit vor ſelbſtverſchuldeten Uebeln und größtentheils auch wahrer Gewinn für äußeres Glück und Wohlſtand ſind früher oder ſpäter ihr reicher Lohn. Wie konnte Gott es beſſer mit uns meynen, als in ſeinen Anweiſungen und ernſtlichen Ermahnungen zur Tugend?

Vernunft und Erfahrung überzeugen uns alſo, daß Gott unſre Glückſeligkeit ſuchte, indem er uns Geſetze gab. Und welche könnten, nach ihren wohlthätigen Wirkungen beurtheilt, wohl dieſer Abſicht Gottes mehr gemäß, folglich ſo gewiß göttlich ſeyn, als die Jeſus Sittenlehre enthält?

Höchſt

Höchſt nöthig und heilſam iſt die Strenge, womit uns dieſe alle Untugenden verbeut. Offenbar beglückend ſind alle von ihr gefoderte Pflichten. Wie wahr nennt Jeſus diejenigen ſelig, die nach ſeiner Vorſchrift reines Herzens, ſanftmüthig, friedfertig, demüthig, verſöhnlich und in allen Stücken rechtſchaffen geſinnet ſind! Wie richtig wird uns die Befolgung der Gebote Chriſti als der Weg zu unſrer Wohlfahrt in dieſem und dem künftigen Leben angeprieſen! Matth. 7, 24. Jac. 1, 25. Selbſt die von Jeſu gebotenen Pflichten der Gottesverehrung haben keinen andern Zweck als unſer eignes Beſtes. Gebet und alle Andachtsübungen geſchehen nicht dem höchſten Weſen zu Gefallen, das keines Menſchen bedarf (Apoſtelg. 17, 25.), ſondern ſie ſollten für uns Beförderungsmittel der Ruhe, der Hoffnung des Glaubens und der Tugend ſeyn. Befolgten alle Chriſten mit treuem Ernſt die Sittenlehre ihres göttlichen Religionsſtifters: ſo wären ſie, im Ganzen und auch einzeln betrachtet, durchgehends die glücklichſten, die ſeligſten Menſchen.

Zweyter Theil.

Sind die göttlichen Gebote unſre Führer zu Glückſeligkeit: ſo müſſen ſie uns von dieſer Seite mehr, als von jeder andern ehrwürdig, heilig und unverletzlich ſeyn. Nun ſollten wir ſie doch nicht mit dem Kaltſinn behandeln, als ob ſie eigenſinnige oder mit unſerm wahren Wohl unverträgliche Befehle wären. Nie ſollte uns der Gedanke einkommen, dem, was ſie vorſchreiben, unter irgend einem Vorwande auszuweichen, ſie nur zur Hälfte zu erfüllen, oder ſie gar muthwillig zu übertreten. Tief müßte ſie ſich jeder Chriſt ins Herz und Gedächtniß prägen, und ſie in allen Fällen zur Richtſchnur ſeines Thuns und Laſſens machen. Das heißt uns nun die vernünftige Selbſtliebe, die weiſe Sorge für unſer Wohl in dieſem und im künftigen Leben. Der iſt ein Feind von ſich, der ſeine Chriſtenpflichten wiſſentlich aus den Augen ſetzt. —

Wie aber, wenn wir mit dieſem Gedanken einen Blick auf unſer Leben thun? Wenn wir, wie es beſonders dieſer Tag fodert, mit Aufrichtigkeit und Ernſt über das Gute und

Feh-

Fehlerhafte in unſerm bisherigen Verhalten nachdenken? Wie werden wir nun jede Sünde mit ganz andern Empfindungen bereuen! — Unglückliche, von Laſtern verführte Menſchen! Wenn ihr euch heute an die Menge eurer pflichtvergeſſenen Handlungen und böſen Thaten erinnert: ſo habt ihr nicht erſt nöthig, durch die Vorſtellung euch zur Verabſcheuung eures böſen Lebens zu erwecken, daß ihr als Ungehorſame Gottes Gerechtigkeit zu beſondern Strafen gereizt haben möchtet; daß nun vielleicht allerhand Unglück und Plagen, die mit eurem Thun nichts zu ſchaffen haben, euch verfolgen werden. Fühlet vielmehr nur den Undank, den ihr gegen euren höchſten Wohlthäter begangen habt, das Unwürdige in eurem Verhalten, daß ihr Vorſchriften und Ermahnungen Gottes, die auf euer Beſtes gerichtet waren, verachtet habt. Erkennt und fühlet, wie euch jede Sünde ſchadet, und noch künftig unausbleiblich ſchaden wird. Betrachtet die Gefahr des bisher betretenen Weges. Hat euch das Laſter ſo glücklich gemacht, als ihr hofftet? Habt ihr bey Stolz, Habſucht, Ueppigkeit, Wolluſt, Unmäßigkeit, Ungerechtigkeit, Liebloſigkeit, Neid und Rachgier die erwünſchte Zufriedenheit der Seele gefunden oder vielmehr verlohren; euer Herz verbeſſert oder verdorben; in euerm Gewiſſen einen ſeligen Frieden gegründet, oder einen bittern Stachel in daſſelbe gedrückt; euch auf traurige Tage Troſt oder peinliche Vorwürfe bereitet; euer künftiges Ende erleichtert oder verbittert; für die Ewigkeit an Hoffnung gewonnen oder verlohren? Oder wäret ihr auch fühllos genug, dieſen Schaden der Seele nicht zu empfinden: ſo bedenkt doch ſelbſt die Unſicherheit eures äußern Glücks, und den Verluſt, den es vielleicht ſchon erlitten hat. Habt ihr euch nie durch ſtrafbare Handlungen vor der Welt entehrt; durch geäußerte ſchlechte Geſinnungen euch nicht um manches Redlichen Gunſt und Achtung gebracht? Ward nicht dies Laſter euerm Vermögen, jenes eurer Geſundheit ſchädlich? Und ſind nicht vielleicht noch manche traurige Folgen zurück, die die Zukunft herbeyführen wird? Müßt ihr euch nicht als Feinde von euch ſelbſt anklagen? — Beſſere Chriſten, auch eure Vergehungen waren der Güte Gottes, die euch glücklich machen wollte, hinderlich. Warum waret

ihr

ihr doch ſo oft leichtſinnig und ſorglos genug, eure Pflichten zu vergeſſen? Könnte es nicht auch um eure Gemüths- und Gewiſſensruhe noch weit beſſer ſtehen? Würdet ihr nicht vielen Uebeln mehr entgangen ſeyn, wenn ihr euch allezeit treu auf der Tugendbahn erhalten hättet? —

Müſſen dieſe Betrachtungen eine ernſtliche Reue hervorbringen: ſo führen ſie uns auch eben ſo gewiß zu den aufrichtigſten Vorſätzen eines gebeſſerten, tugendhaften Lebens. Wer ſollte noch ferner ſein Unglück wollen, oder ſeinem wahren Glücke muthwillig widerſtreben? Wer nicht ſich mit feſtem Sinn entſchließen, dem, was Gott aus weiſer Liebe verbot, ganz zu entſagen, und durch beſſern Gehorſam ſeine Glückſeligkeit aufs neue zu begründen?

Am ſechszehnten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 7, 11—17.

Einleitung.

Eine Wittwe, die wehklagend ihren einzigen Sohn, den Troſt ihres Alters, zu Grabe begleitete, und die, ſowohl zum Beweiſe ihrer Rechtſchaffenheit, als ihres bedauernswürdigen Zuſtands, ein zahlreiches, mitleidiges Gefolge hatte, war wohl ein zu rührender Anblick, als daß nicht das gefühlvolle Herz des größten Menſchenfreundes dadurch auf das ſtärkſte hätte bewegt werden ſollen. Kurz, aber ſtark und lebhaft iſt die Beſchreibung des Eindrucks, den dieſe Erſcheinung auf ſein Gemüth machte: „und da ſie der Herr ſahe, jammerte ihn derſelbigen.“ Aber ein Mitleiden, wie das ſeine, konnte nicht bloß müßige Empfindung bleiben. Er rief ihr, gewiß mit einem Blicke, der bey ihr größere Hoffnungen erregen mußte, liebreich zu: weine nicht! und gab ihr ihren Sohn lebend wieder. Nie hat wohl der Erlöſer nach unſern Empfindungen von den höhern Kräften, die ihm zu Gebote ſtanden, einen wohlthätigern Gebrauch gemacht. Wer ſegnet nicht noch im Herzen dieſe menſchenfreundliche That, wodurch der Jammer einer tiefgebeugten Mutter in Freude verwandelt ward! --- --- Zeugt das ganze Betragen Jeſu bey

dieſem Vorfalle von der edelſten Herzensgüte: ſo fodert es uns auch zu dem Gedanken auf, ob und in wiefern wir wohl bey ähnlichen Vorfällen ein ähnlich gutmüthiges Mitleiden beweiſen können. An Gelegenheiten dazu mangelt es nicht. Und ſind wir denn auch unvermögend, zu leiſten, was der Göttliche vermochte: ſo iſt es doch ſchon zur Erprobung unſers Menſchengefühls genug, und für die Leidenden nicht ohne Segen, wenn unſer ganzes Verhalten aufrichtige Theilnehmung verräth, und wenn wir zur Erleichterung ihres Kummers das thun, was in unſern Kräften ſteht.

Vortrag.

Die Theilnehmung an den Leiden derer, welche ſchmerzliche Todesfälle erlebt haben.

I. Wie natürlich und pflichtmäßig ſie iſt.

II. Wodurch ſie ſich, wenn ſie rechter Art iſt, äußert.

Erſter Theil.

Die Theilnehmung oder das Mitgefühl fremder Leiden iſt zwar einem unverdorbenen Herzen bey allem, was Andern Schmerzliches begegnet, natürlich: aber ſie iſt es doch mehr und minder, nachdem die Leiden beſchaffen ſind. Je größer das Uebel, je rührender es für die Sinne iſt, je weniger ihm abgeholfen werden kann, und je ausgebreiteter ſeine traurigen Folgen ſcheinen, deſto ſtärker wird ein gutes Gemüth dadurch gereizt, ſich mit dem Zuſtande des Unglücklichen zu beſchäftigen, ſich in ſeine Lage zu verſetzen, und ſeine Empfindungen mit ihm zu theilen. Nach dieſer Naturregel haben nun gewiß Diejenigen ein vorzügliches Recht auf unſer Mitleiden, die durch das Abſterben Eines der Ihrigen betrübt worden ſind.

Dies iſt ſchon wahr von ganz gewöhnlichen Trauerfällen. Die einzelnen Erfahrungen abgerechnet, daß die Angehörigen eines Verſtorbenen entweder ganz unempfindlich ſind, oder daß ſie gegründete Urſache haben, mit ſeinem Abſcheiden zufrieden zu ſeyn: ſo befinden ſich doch die Meiſten in einer betrübten Gemüthslage, ſo oft ihnen Jemand aus ihrer nähern Verwandtſchaft oder Freundſchaft

durch den Tod entriſſen worden iſt. Sie haben da nun einmal das ernſte Bild und die grauenvollen Wirkungen des Todes ſo ganz in der Nähe, mit mehr Aufmerkſamkeit und eine längere Zeit geſehen. Der klägliche Anblick des tödtlich Kranken, des Sterbenden, hat ſich tief in ihre Seele gedrückt. Noch wiſſen ſie ſich die Angſt und Schmerzen, die er ausſtehen mußte, lebhaft zu vergegenwärtigen, und jede Erinnerung hieran ſtimmt ihr Gemüth aufs neue zur bitterſten Wehmuth. Bald ſchwebt ihnen vor, wie er in ſeinen geſunden Tagen war; was ſie an ihm hatten, wie er ſie, und ſie ihn liebten; wie glücklich ihr Umgang war. Aber gerade alsdann, wenn ihre rege Einbildungskraft ſie am meiſten mit der Vorſtellung täuſcht, als ob ſie nun noch ſo glücklich wären, fällt ihnen mit einemmale der Gedanke ſchwer auf das Herz: ach, er iſt nicht mehr! — Oft, wo herzliche Zuneigung herrſcht, können die Hinterbliebenen ihren nur zu wahren Verluſt ſich kaum als wahr und möglich denken. Ihnen iſt wachend, als ob ſie träumten. Aber dann giebt es wieder Augenblicke, wo der Gedanke deſto heller und lebhafter bey ihnen iſt: daß ihr Freund dort erblaßt liegt, daß ſie für dieſe Welt auf immer von ihm geſchieden, daß alle ihre Freude an ihm, alle Hoffnungen, die ſie von ihm hegten, mit ihm geſtorben ſind. — Empfindungen dieſer heftigern Art müſſen ſich denn nun auch allemal ſehr merklich äußern. Man ſieht ſie dem Leidenden bey ſtummen Schmerze im Angeſichte und in jeder Geberde, oder ſie verrathen ſich durch unaufhaltſame Thränen und lautes Jammern. — O, wer könnte davon ein Zeuge ſeyn, ohne ſich zu gleichen Empfindungen geſtimmt zu fühlen! Wer könnte ſich ſelbſt in der Ferne den Gemüthszuſtand dieſer Gebeugten beſchreiben laſſen, ohne gleichſam unwillkührlich mit ihnen zu trauern! Man hat es mit Recht von jeher als ein Kennzeichen eines weichgeſchaffenen, edeln Herzens angeſehen, wenn Jemand unter Wehklagenden heftig gerührt ward. Es iſt ein ſchöner Zug in der Lebensgeſchichte Jeſu, den Johannes erzählt (Joh. 11, 35.), daß er, obgleich ſeiner Auferweckerkraft gewiß, doch ſo gerührt an Lazarus Grab trat. Die Worte: und Jeſu giengen die Augen über, ſind die ſchönſte Lobrede auf ſein Herz. Indeß, wenn

wenn ſich auch nicht von allen Menſchen ein ſo hoher Grad von Gefühl, und am wenigſten ein durch Grundſätze verſtärktes und veredeltes Mitleiden erwarten läßt: ſo ſollte doch Niemand bey jenen Auftritten ganz unempfindlich bleiben. Doch zur Ehre der Menſchheit muß man auch ſagen, daß hierzu nur wenige ganz ſchlechte Gemüther fähig ſind. Bey dem größern Theile behauptet der gute Naturtrieb doch noch ſein Recht, ſo daß ſie in der Geſellſchaft Leidtragender ernſthaft und traurig werden.

Aber müſſen Trauerfälle überhaupt herzliches Mitleiden erregen; ſo iſt die Auffoderung bey manchen noch weit ſtärker wegen gewiſſer, beſonders bedauernswürdiger Umſtände, die mit ihnen verknüpft ſind. Es giebt eine große Menge und Mannigfaltigkeit derſelben, und vielleicht iſt es bey mehr als der Hälfte aller Sterbefälle wahr, daß man ſolche beſondere Urſachen hat, die Nachbleibenden zu bemitleiden. Bald liegen ſie in der Art des Todes, bald in ſeinen Folgen. Da wird Jemand plötzlich ins Grab geſtreckt, ohne daß die Seinen im mindeſten darauf vorbereitet ſeyn konnten. Welch ein ſchrecklicher Uebergang von der glücklichſten Gemüthsruhe zu Angſt und Betäubung! Da ſtirbt ein Anderer nach vorhergehender langwieriger Qual, ſo daß ſeine Angehörigen endlich ſelbſt mit widerſtrebendem Herzen um ſeine Auflöſung flehen mußten. Ach, jedesmal wird ihr Herz aufs neue zerriſſen, ſo oft ſie an ſein Lager gedenken. Da ſtirbt ein Dritter gerade zu einer Zeit, wo er ſeiner Familie am wertheſten, und, wie es ſcheint, am nöthigſten war. Er ſollte nun nach durchlebten ſauern, kummervollen Jahren erſt recht ihre Freude ſeyn, oder ihr Glück, das nun eben anfieng aufzublühen, vollenden: aber der Tod riß ihn aus ihren Armen. Wer findet Dieſe nicht alle doppelt mitleidswürdig! Und wie groß iſt nicht bey ſo vielen andern Fällen der Verluſt des Glücks oder die Reihe betrübender Folgen! Hier wird ein edler, guter Mann, der die Ehre und der Stolz ſeiner Verwandtſchaft war, zu früh ihr und der Welt entzogen. Dort wird eine beglückte Ehe zu bald getrennt, oder der Sterbende hinterläßt ſeine Wittwe, ſeine Waiſen unverſorgt und in drückendem Mangel. Da wird eine Mutter dem Säugling, den

ſie eben gebohren hatte, oder Unerzogenen, die noch ſo ſehr ihrer bedurften, entriſſen. Hier müſſen Aeltern ein hoffnungsvolles Kind, gerade ihr liebſtes, oder gar ihr einziges hingeben. Dort erblaßt ein Jüngling, der nach vollendeten Vorbereitungsjahren nun eben anfieng, zum Vergnügen der Seinen, oder (wie der, deſſen unſer Text erwähnt) zum Troſt und zur Unterſtützung einer betagten Mutter oder unverſorgter Angehörigen zu leben. — Man denke ſich die mannigfaltigen Leiden, die wehmüthigen Gefühle, die peinlichen Sorgen, die ganze kummervolle Lage, worin der Tod hier einzelne Perſonen und ganze Häuſer verſetzt, und man ſollte nicht — auch nur bey der mittelmäßigſten Herzensgüte — an ihrem Schickſal Theil nehmen? Wahrlich da muß allen nicht ganz Verhärteten ihr Herz eben ſo laut wie die Bibel zurufen: weinet mit den Weinenden!

Zweyter Theil.

Pflicht der Natur und der Religion iſt es alſo, Trauernden ſein Mitleiden zu ſchenken. Allein da dieſe edle Pflicht leicht misverſtanden wird, und beſonders in unſerm für bloß ſcheinbare Gefühle geſtimmten Zeitalter die ſchädlichſten Misdeutungen erlitten hat: ſo bedarf ſie es ſehr, daß wir ſie nach ihrer wahren Beſchaffenheit und nach dem, wodurch ſie ſich äußern muß, darſtellen.

Die Pflicht der Theilnehmung und des Mitleidens beruht allerdings überhaupt auf Empfindungen, alſo auch bey Todesfällen. Hier iſt ſie Gefühl des durch den Tod verurſachten Uebels, Traurigkeit, Wehmuth, Beſorgniß näherer und entfernterer betrübter Folgen, eine Gemüthsverfaſſung, dem Zuſtande derjenigen ähnlich, die dies Schickſal ſelbſt erfahren haben. Aber es muß auch einem Jeden ſchon von ſelbſt einleuchten, daß dieſe Empfindungen nicht bloß vorgegeben und erheuchelt werden dürfen. Fern ſey von Allen, die ein Klaghaus betreten, (ſo wie jede Gleißnerey im Umgange, am meiſten mit Unglücklichen), alle unredliche Verſtellungskunſt, die man den Sitten, dem Wohlſtande und der Höflichkeit allein ſchuldig zu ſeyn glaubt; fern die unwürdige Bemühung, traurige Geberden zu erkünſteln, Thränen ge-

gewaltſam ins Auge zu drängen, überſpannte Verſicherungen zu geben, wovon das Herz nichts weiß, und mit einer Betrübniß, die nur auf der Oberfläche herrſcht, zu glänzen! Wo könnte wohl ein ſolcher leerer Prunk mit vorgeblicher Gutmüthigkeit unanſtändiger ſeyn? Er iſt ein ſicheres Merkmal einer wirklich unempfindlichen, ſchlechten Gemüthsart. Das wahre Mitleiden beträgt ſich immer am natürlichſten. Unbekümmert um Regeln, unbeſorgt, durch was für Zeichen und Worte, drückt der Theilnehmende das aus, was er fühlt, ſo weit es ſich zu erkennen geben läßt. Sein Angeſicht voll Ernſt, voll zärtlichen Kummers iſt der reine Abdruck deſſen, was in ihm vorgeht. Auch ſein trockenes Auge verräth Schmerz; fließen aber ſeine Thränen: ſo ſind ſie ein aufrichtiger Erguß des lebhaftern Mitgefühls. — Und kann es denn wohl ſchwer ſeyn, dies ſchlichte, gerade Betragen zu beobachten? O laßt uns doch nur dafür ſorgen, daß wir wirklich mitempfinden! Laßt uns nicht, wie verzärtelte Weichlinge, die Wohnungen der Trauernden fliehen, unter dem falſchen Vorgeben, als ob wir für einen ſolchen Umgang zu empfindlich wären. Iſt es doch für uns noch ſonſt in mehr als einem Betracht weiſe und gut, Klaghäuſer zu beſuchen. Pred. Sal. 7, 3. 4. Laßt uns öfter und mit Nachdenken die bekümmerte Gemüths- und Glückslage der Gebeugten betrachten, und uns in ihre Stelle ſetzen, oder auch nur voraus erwägen, was uns noch Aehnliches treffen, wie uns dann ſeyn möchte. Mehr braucht es nicht, um von Herzen an ihrem Verhängniß Theil zu nehmen.

Mitleidige Gefühle, wenn ſie wahr und gehörig lebhaft ſind, machen den Menſchen allemal geſchäftig zur Abhelfung oder doch zur Verminderung des Leidens. So können ſie auch in den Fällen, von denen wir reden, nicht unwirkſam ſeyn. Zwar läßt ſich hier der Hauptſache nach weit weniger thun, als bey andern Arten von Uebeln, indeß findet die Liebe immer noch Gelegenheit genug, ſich thätig zu erweiſen. Wir ſind freylich außer Stand, die Urſache des Kummers wegzuſchaffen, oder, wie Jeſus, Todte zu erwecken, Aeltern ihr beweintes Kind, einer Mutter den entſchlafenen Sohn, einer zärtlichen Familie den Freund und Bruder lebend wie-

derzuſchenken, und ſo ihre Wehmuth in Entzücken zu verwandeln. Allein lindern können wir doch ihre Schmerzgefühle durch weiſe Tröſtungen, durch liebevolle Unterſtützung. — Wie iſt es doch ein ſo wohlthätiges, ſeliges Geſchäft, durch Troſt blutende Wunden des Herzens zu heilen! Und ein Geſchäft, was Jeder kann, wenn er nur will. Ach, Tröſtungen erfodern nicht beſondere Einſichten und gelehrte Kenntniſſe, nicht künſtliche Beredtſamkeit! Hier würde die Kunſt oft nur (ſo wie etwa im Gebete) ein kaltes Herz verrathen. Jeſus ſelber tröſtete mit wenigen, einfaltvollen Worten, und doch ſo herzlich eindringend. So will es auch die Natur und Aufrichtigkeit. Sage deinem klagenden Freunde, was dir dein Herz eingiebt, ohne allen Schmuck der Worte. Laß deine Blicke mehr zu ihm ſprechen, als deinen Mund. Laß es ihm unverſtellt merkbar werden, was du mit ihm fühlſt. Dies iſt Balſam für ſeine Wunde. Heilt ſie gleich langſam: ſo haſt du doch das Verdienſt, ihre Heilung in etwas früher befördert zu haben. — Und Chriſt, dem die Religion thätige Liebe nach Verhältniß der Kräfte gebeut, bemühe dich nicht nur Tröſter, ſondern auch, wo es nöthig iſt, Helfer zu ſeyn. Werde der nähere Freund, Rathgeber und Führer der Verlaſſenen. (Jac. 1, 27.) Nimm dich der Wittwe an, als Fürſprecher und Vertheidiger, die dich jammert. Hilf der brodtlos gewordenen Familie, wenn du kannſt, zu ihrer Verſorgung. Sey der Vater und Erzieher der Waiſen, die du beklagſt. So trockneſt du mit liebreicher Hand ihre Zähren, und handelſt als ein wahrhaftig mitleidiger Menſchenfreund.

Am ſiebenzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Luc. 14, 1—11.

Einleitung.

Jeſus war zu einem Gaſtmahle geladen, wo die Gäſte aus ſeinen größten Gegnern beſtanden, und wo es eigentlich darauf angeſe-

geſehen war, ihn zu Falle zu bringen. Man hatte in dies Haus einen waſſerſüchtigen Menſchen gebracht, in der Erwartung, daß er durch deſſen Heilung, nach damaligen Begriffen, den Sabbath entheiligen, und ſich ſo bey dem Volke verhaßt machen, oder auch wohl als ein Verächter des Geſetzes angeklagt werden ſollte. Doch die böſe Abſicht mislang. Er machte den Menſchen geſund, und rechtfertigte die That mit ſo einleuchtenden Gründen, daß ſeine Feinde ſich ſchämen mußten.

Itzt fand er Gelegenheit, den Anweſenden noch eine nöthige Lehre über das ſchickliche Verhalten im geſellſchaftlichen Umgange zu geben. Er bemerkte, wie die Phariſäer mit kleinlichem Stolze einander im Sitzen bey Tiſche den Rang abzugewinnen und ſich vorzudrängen ſuchten. Um ſie das Thörichte dieſer Eitelkeit fühlen zu laſſen, äußerte er, ſo als zufällig, den ſehr richtigen Gedanken: einem Gaſte ſtehe nichts ſo ſehr an, als Beſcheidenheit. Durch ſtolzes Selbſterheben über Andere ſetze er ſich der empfindlichen Demüthigung aus, Geehrtern weichen zu müſſen. Der Beſcheidene hingegen, der eine der untern Stellen wähle, genieße gewöhnlich das Vergnügen, daß ihm ein ehrenvollerer Platz angewieſen werde. Ueberhaupt bereite ſich der Menſch durch Selbſterhöhung Haß und Verachtung: durch Demuth aber Hochſchätzung und Liebe. --- Eine weiſe Erinnerung, die unſers weitern Nachdenkens werth iſt, und aus welcher der Satz fließt: alſo iſt es wahre Klugheit, in dem Verlangen nach äußerer Ehre mäßig zu ſeyn.

Vortrag.

Die vernünftige Mäßigung des Wunſches nach äußerer Ehre.

I. Worin ſie beſteht und was für Verhaltungsregeln ſie uns vorſchreibt.

II. Wie ſehr ſie zur Weisheit des Lebens erfoderlich iſt.

Erſter Theil.

Die äußere Ehre oder die Achtung, welche uns die Welt durch gewiſſe eingeführte Zeichen, durch Worte und durch ihr Betragen erweiſet, ſoll uns auf keine Weiſe gleichgültig ſeyn. In ſofern ſie wirklich verdient iſt, macht ſie einen Theil unſers Glücks aus, den wir nächſt dem Beyfalle Gottes und dem guten Zeugniſſe des Gewiſſens am meiſten zu

ſchätzen haben. Sie iſt ein Gut, nach dem wir ſowohl aus vernünftiger Sorge für uns ſelbſt, als um der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu werden, (was kein Verachteter kann,) ſtreben müſſen; ein Gut, deſſen Nichtachtung ein ſchlechtes Gemüth verrathen würde. Sie iſt dem Rechtſchaffenen eine ſüße Belohnung ſeiner Tugenden und Verdienſte, eine große Aufmunterung, Gutes zu thun. — Und ſo wie das Verlangen nach Ehre überhaupt rechtmäßig iſt: ſo muß auch Jeder wünſchen, daß ihm die Achtung erzeigt werde, die ihm in ſeinem Stande zukömmt. Dies iſt zur Erhaltung der guten Ordnung nothwendig. Die verſchiedenen nöthigen Klaſſen der Menſchen mußten ihren verhältnißmäßigen Rang gegen einander haben, ohne welchen keine Unterordnung, keine Folgſamkeit, kurz, keine bürgerliche Geſellſchaft Statt fände. Den alſo zu behaupten, erfodert ſowohl die Pflicht, als die Klugheit. — Aber eben ſo vernünftig und nothwendig iſt es nun auch, den Wunſch nach Ehre vor der Welt zu mäßigen, in dieſe keinen größern Werth zu ſetzen, als den ſie verdient, und ſie weder unerſättlich zu begehren, noch ſie mit Gewalt erzwingen zu wollen, oder ſie durch unzweckmäßige, wohl gar sträfliche Mittel zu ſuchen. Es darf nie vergeſſen werden, daß ſie an ſich, oder unverdient, nichts iſt, und daß äußere Vorzüge uns nur in ſofern anſtehen, als wir uns dabey mit Grund der innern Würdigkeit bewußt ſind. Niemand muß alſo mehr Achtung verlangen, als ihm gebührt. Ein weiſer, beſcheidener Mann ſtrebt nie nach einem höhern Stande, ohne zuvor mit ſich ausgemacht zu haben, ob er ſich auch für denſelben ſchicke. Er begehrt kein angeſeheneres Amt, wenn er nicht ſicher weiß, daß er die Foderungen deſſelben erfüllen kann. Er bemüht ſich nicht, Titel und Ehrennamen zu erlangen, denen ſeine Verdienſte, ſeine Fähigkeiten, ſeine Einkünfte und ſeine ganze übrige Lage nicht angemeſſen ſeyn würden. Sich bewußt, daß dieſe Dinge, bey denen das Weſentliche fehlt, ihm nicht nur keine wahre Hochachtung bereiten, vielmehr ihn, bey dem vernünftigern Theile wenigſtens, und ſelbſt in ſeinen eignen Augen herunterſetzen würden, bleibt er lieber in dem Stande, den er mit Ehre bekleidet, in dem Amte, dem er genugthun kann. — Und in dieſem ſeinen

Stan-

Stande wird der Vernünftige ſich auch allemal zu beſcheiden wiſſen, daß er Geehrtern nachſtehen muß. Nie wird er dieſen vorgezogen, oder gleich geachtet ſeyn, nie ſich über die, welche ihm gleich ſind, erheben wollen; nie auf Koſten der Geringern ſeine Vorzüge geltend machen; nie Ehrenbezeugungen annehmen, die ihm nicht zukommen, ſondern mit den Merkmalen der Achtung zufrieden ſeyn, die ſein Verhältniß gegen Andere mit ſich bringt. —

Die Mäßigung des Ehrtriebs fodert aber ferner auch, daß man ſich nöthigenfalls der Vorzüge ſeines Standes willig und ohne Unzufriedenheit begeben könne. Dies hat nicht die Meynung, daß wir uns mit Gleichgültigkeit verächtlich begegnen, beſchimpfen und abſichtlich herabſetzen laſſen ſollen. Aber das müſſen wir doch auch ruhig zu ertragen im Stande ſeyn, wenn uns von Unwiſſenden die gebührende Begegnung nicht widerfährt, wenn uns irgend einmal ein Geringerer vorgezogen, wenn aus dem Betragen Anderer merklich wird, daß ſie von uns nicht die vortheilhafte Meynung hegen, die wir zu verdienen glauben. Inſonderheit müſſen wir uns vor dem lächerlichen Stolze hüten, den Jeſus in unſerm Texte rügt, auf gewiſſe Kleinigkeiten im Umgange ſo genau zu ſehen und da alles auf das pünktlichſte nach dem Unterſchiede der Perſonen und Stände abgemeſſen wiſſen zu wollen. Es verräth viel Thorheit, wenn Jemand darüber im Ernſte unwillig werden kann, daß ihm etwa nicht ſein rechter Titel, oder nicht die Oberſtelle, oder der Platz, der ihm gehört, gegeben worden iſt, oder daß ihm andere kleine Höflichkeiten der Art nicht in dem Maaße, wie es ſein Eigenſinn und ſeine Eitelkeit begehrte, erzeigt worden ſind. Ueber dergleichen Dinge ſollte ſich doch Jedweder aus Beſcheidenheit, ja ſchon aus Klugheit wegzuſetzen wiſſen. Denn darin ſo ängſtlich etwas ſuchen, beweiſet nicht nur einen ausſchweifenden Ehrgeiz, ſondern auch ſelbſt Mangel an feinen Sitten und Lebensart, und iſt ein gewiſſes Mittel, ſich Spott und Verachtung zu bereiten. Was kann ein achtenswürdiger Mann, der ſeinen Werth fühlt und den Jeder kennt, darunter leiden, wenn er nicht immer ſeiner Würde gemäß von Andern unterſchieden wird, und wenn er ſelbſt, wo nichts darauf ankömmt, ſeinen

Rang vergißt? Seine Verdienſte werden dadurch nicht geſchmälert; ſein Werth bleibt derſelbe, oder wird vielmehr noch erhöhet.

Sollen wir ſo unſre Begierde nach äußerer Ehre mäßigen: ſo läßt ſich auch leicht urtheilen, was wir von manchen Hülfsmitteln zu urtheilen haben, die ſo oft angewandt werden, um ſich vor der Welt ein größeres Anſehen zu geben. Unſre ganze Hochachtung gebührt dem Manne, der ſeine Pflichten ohne Hinſicht auf Ruhm uud Lob erfüllt, der den Beyfall der Welt nur als ein zufälliges Glück betrachtet, ohne ſich dadurch leiten zu laſſen. Aber wie unedel und verächtlich iſt dagegen auch Derjenige, deſſen erſter und letzter Zweck es bey allen ſeinen Handlungen iſt, gerühmt nnd bewundert zu werden! Was iſt ſein Dienſteifer anders, als Schein und Eigennutz? Wie kann der immer den geraden Weg gehen, den ihm das Gewiſſen vorſchreibt! Wie gewiß wird er ſeinen beſſern Einſichten zuwider Manches unterlaſſen, Manches thun müſſen, nachdem er voraus ſieht, daß er dadurch gefallen oder misfallen, Billigung oder Misbilligung erfahren werde! Möchte es doch in jedem Berufe, und beſonders von Denen, welche in wichtigen Aemtern ſtehen, erkannt werden, wie leicht ein falſcher Ehrgeiz den Menſchen irre leiten und zu den pflichtwidrigſten Handlungen verführen kann! — Es giebt im Umgange vornehmlich mancherley Künſte, die von Ehrſüchtigen zur Befriedigung ihrer Leidenſchaft gebraucht zu werden pflegen: aber dieſe alle verdienen entweder verachtet oder verabſcheuet zu werden. Verachten muß jeder verſtändige, geſittete Menſch allen eiteln Selbſtruhm, alles Großthun mit vermeynten oder wirklichen Vorzügen, alle Erzählungen, deren Zweck Selbſterhebung iſt, oder auch nur zu ſeyn ſcheinen könnte. Das ſind Schwachheiten, welche der Ehre nur ſchaden, ſtatt daß ſie Mittel ſeyn ſollten, ſie zu erhöhen. So ich mich ſelber ehre (ſagt Jeſus einſt Joh. 8, 54.), ſo iſt meine Ehre nichts. Eine Wahrheit, die ſich in jedem Falle beſtättigt, und die uns nöthigt, nur da, wo wir nicht umhin können, und dann doch nur mit äußerſter Vorſichtigkeit, von uns ſelbſt zu reden. Verachten müſſen wir alle die gewöhnlichen Bemühungen der Eitelkeit, durch

zufällige Güter, durch Reichthum, prachtvollen Aufwand, geſuchten Umgang mit Höhern, oder auch durch Nachahmung derſelben und andere dergleichen Blendwerke glänzen zu wollen. Aber noch mehr verachten und verabſcheuen ſollen wir alle äußere Ehre, die nur auf Koſten des guten Namens und Glücks des Nächſten erhalten werden kann; jenes niedrige Beſtreben, durch geheime Verleumdung Andere auszudrängen und uns auf ihren Poſten zu ſchwingen, jene Falſchheit, die ſich fremdes Verdienſt zueignet, jene Liebloſigkeit, mit der man ohne Scheu durch Spotten und Läſtern den Ruhm des Witzes und den zweydeutigen Namen eines guten Geſellſchafters ſo theuer erkauft. Alle auf dieſen Wegen erworbene Achtung iſt bloß ſcheinbar und, näher betrachtet, Schande. Der Rechtſchaffene begehrt ihrer nicht.

Zweyter Theil.

Es ſind mehrere Gründe vorhanden, die uns den Wunſch nach äußerer Ehre mäßigen heißen. Aber es wird zur Empfehlung dieſer Pflicht genug ſeyn, ſie nur von der Seite zu erwägen, daß ſie ein ſo höchſt nöthiger Theil der Weisheit des Lebens und ſowohl um der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, als um unſrer ſelbſt willen erfoderlich iſt.

Sehen wir auf die menſchliche Geſellſchaft überhaupt: ſo würde dieſe an Glückſeligkeit unendlich gewinnen, wenn alle ihre Mitglieder frey von Ehrſucht, oder wenn dies Laſter auch nur weniger herrſchend wäre. Ungemäßigte Begierde nach äußerer Ehre iſt eine der Hauptquellen des Elends. Aus ihr entſpringen tauſendfache Stöhrungen der Ruhe und Zufriedenheit, der Liebe und Eintracht, Ungerechtigkeiten, wechſelſeitige Beleidigungen, Mistrauen, Argwohn und ein ganzes Heer ſittlicher Uebel mit ihren Folgen. Wie können Menſchen friedlich und glücklich bey einander leben, ſo lange Jedweder, nur auf ſeine Ehre, wie auf ſeinen Vortheil bedacht, den Andern zu verkleinern geneigt iſt, um ſich zu erheben? Oder ſo lange der Stolz die Gemüther trennt und gegen einander kaltſinnig macht? Iſt es dieſe Untugend nicht, die leichter, als jede andere, bald den Nächſten kränkt, bald von ihm gekränkt zu ſeyn glaubt, in beyden Fällen aber die bitter-

ſten Feindſchaften und Verfolgungen erregt? Durch ſie wird der Vornehmere ein liebloſer Verächter des, der unter ihm ſteht, der Geringere ein ſcheelſüchtiger Neider und Haſſer des Höhern. In allen engern Verbindungen iſt ſie vollends eine ſtete Urſache des Zwiſts und Misvergnügens. Aeußert ſie ſich im geſellſchaftlichen Leben auch nur in gewiſſen Kleinigkeiten: ſo wird ſie doch ſchon dadurch ein großes Hinderniß des erwünſchten frohen Umgangs. Wie froſtig, wie gezwungen geht es in allen den Geſellſchaften zu, wo elende Rangſucht, abgemeſſene Pünktlichkeit in Ehrenerweiſungen, Neid und Hochmuth herrſchen? — Laßt uns dieſe böſen Verderber unſerer Zufriedenheit und Freude, dieſe Feinde der wechſelſeitigen Liebe, nach Möglichkeit entfernen, und wir werden in allem Betracht beglückter leben. Schon Paulus gab den Chriſten den Rath: „Laſſet uns nicht eitler Ehre geizig ſeyn, uns unter einander zu entrüſten und zu haſſen.“ Demuth und Beſcheidenheit würden in mehrer Allgemeinheit auch ein feſteres Band des Friedens unter uns knüpfen, würden Einigkeit, wechſelſeitiges Zutrauen und Wohlwollen befördern und erhalten, Geſelligkeit und Freundſchaft erweitern und uns in ihnen mehr wahres Vergnügen finden laſſen. —

Und hat nicht Jeder insbeſondere auch für ſich von dieſen Tugenden die wichtigſten Vortheile? Alle Mäßigung iſt Weisheit, das gewiſſeſte Mittel, die Ruhe des Gemüths zu ſichern und ſich vor allen unglücklichen Wirkungen der Leidenſchaften zu verwahren. Vorzüglich gilt das von der Mäßigung der Ehrbegierde. — Beſcheidenheit macht innerlich und von außen glücklich. Dort erhält ſie Gleichmüthigkeit und Zufriedenheit; hier bereitet ſie dem Menſchen Gunſt, Liebe, Freundſchaft und allgemeine Hochachtung. Sie iſt ein Kennzeichen von Verſtand, von richtiger Weltkenntniß, Gutmüthigkeit und gebildeten Sitten. In jedem Stande iſt ſie eine Zierde des Menſchen. Was macht Großen der Erde mehr wahren Ruhm, was erwirbt ihnen mehr Liebe und Verehrung, als Entferntheit von Stolz und gütige Herablaſſung? Was iſt Geringern anſtändiger als das Bewußtſeyn deſſen, was ſie ſind und was ſie nicht ſind? Ehrſucht bereitet Haß und Verachtung! Demuth hingegen innige Werthſchätzung.

Des Erlöſers Worte ſind in allem Betracht wahr „wer ſich „ſelbſt erhöhet, der wird erniedriget werden, und wer ſich „ſelbſt erniedriget, der wird erhöhet werden.“

Am Michaelisfeſte.

Text. Matth. 18, 1—11.

Einleitung.

Es iſt bemerkenswerth, daß unſer Erlöſer allemal mit einer beſondern Werthſchätzung von Kindern ſpricht. Seinen Jüngern, die voll Eitelkeit um den Vorrang ſtritten, ſtellte er ein Kind zum Muſter vor, und empfahl ihnen, von dieſem Demuth zu lernen. Ueberhaupt hieß er ſie nach der jugendlichen Unſchuld und Güte des Herzens ſtreben, um würdige Bekenner ſeiner Lehre zu ſeyn. Hüten ſollten ſie ſich, der Jugend im Umgange durch Worte und Handlungen anſtößig zu werden und durch Verderbung ihres Herzens die ſchwerſte Verantwortung auf ſich zu laden. Wer von ihnen ſich eines Kindes liebreich annehme, der mache ſich um ihn ſelbſt verdient. Keiner ſolle je Kleine und Unmündige verächtlich halten, da ſie vor Gott einen vorzüglichen Werth hätten. --- So bezeugt Jeſus hier und auch bey andern Gelegenheiten eine ausgezeichnete Achtung für Kinder.

Und wie ſehr gereicht nicht dieſe Art zu denken dem Verſtande und Herzen des Erlöſers zur Ehre! Wie beſchämend iſt ſein Beyſpiel für die Erwachſenen, welche mit verachtender Gleichgültigkeit auf die Jugend herabſehen, oder ſich vor ihren Augen und Ohren alles erlauben, unbeſorgt, ob ſie wohl nicht ihre Verführer werden! Wie beſchämend ſelbſt für Aeltern, die bey aller vermeynten Liebe doch die frühern Lebensjahre ihrer Söhne und Töchter für einen unbedeutenden Zeitraum halten, und gerade deswegen die wichtigſten Erziehungspflichten verabſäumen! Verdient nicht der Menſch wirklich ſchon im Anfange ſeines Lebens geachtet zu werden? Verdient er es nicht, von gewiſſen Seiten betrachtet, mehr, als der Erwachſene? Es wird leicht ſeyn, uns hiervon zu überzeugen.

Vortrag.

Ueber die ſchuldige Achtung gegen Kinder.

I. In

I. In wiefern und aus welchen Gründen ihnen Achtung gebührt.

II. Wodurch dieſelbe bewieſen werden muß.

Erſter Theil.

Die Kindheit iſt freylich überhaupt genommen der unvollkommenſte Stand des Menſchen. Kinder ſind noch nicht, was ſie werden ſollen, und nur erſt durch Zeit und Erziehung werden können. Ihre Leibes- und Seelenkräfte ſind noch ſchwach und unausgebildet. Sie haben weder Kenntniſſe noch Erfahrungen. Sie ſind nicht nur noch unfähig, der Welt zu nützen, ſondern auch ſelbſt der Hülfe Anderer in aller Art bedürftig. Ihr Herz iſt äußerſt verführbar, eben ſo, und noch mehr, empfänglich für das Böſe, wie für das Gute. — Alle dieſe Eigenſchaften nöthigen uns, Kinder den Erwachſenen nachzuſetzen. Aber dennoch behalten ſie ihren entſchiedenen Werth, der uns, ſie zu achten, nöthigt. Sie ſind Menſchen — noch unverdorbene Menſchen. Jenes macht ſie uns der Hauptſache nach gleich; dies erhebt ſie über uns.

Unſre Kinder haben mit uns in der Welt ein gleiches Bürgerrecht, gleichen Anſpruch auf die Vorzüge, die uns verliehen wurden, und auf die Glückſeligkeit, die wir beſitzen, oder noch hoffen. Ihr Leben iſt für die menſchliche Geſellſchaft eben ſo wichtig, als das unſere. Nach Verlauf einer kurzer Zeit treten ſie an unſere Stelle, ſind uns an Einſichten, Fähigkeiten und Erfahrungen wenigſtens gleich; leiſten der Welt dieſelben Dienſte. Wir ſehen in ihnen künftige Erwachſene, deren Stand, Verhältniſſe und Maaß von Erkenntniſſen und Gaben wir zwar noch nicht beſtimmen können, von denen es ſich aber mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen läßt, daß ſie bey der zunehmenden Aufklärung der Welt uns im Allgemeinen eben ſo an Klugheit und Geſchicklichkeit übertreffen werden, wie wir unſere Vorfahren zu übertreffen glauben. Unter ihnen ſind Manche, welche demnächſt die wichtigſten Aemter bekleiden, oder ſich durch vorzüglichen Fleiß in gemeinnützigen Geſchäften, durch beſondere Verdienſte, durch rühmlichen Tugendwandel auszeichnen und vielleicht

weit mehr Gutes ſtiften werden, als deſſen wir uns rühmen können. Die Jugend iſts, worauf ſich bey unſrer Sterblichkeit alle Hoffnung für die Fortdauer unſres Geſchlechts und für das Glück der Welt gründet. Durch ſie werden in der Zahl der Lebenden die Lücken, die der Tod macht, wieder ausgefüllt, oft ſehr glücklich ausgefüllt. Sie iſt die Pflanzſchule für den Staat, für die Religionsgeſellſchaft und für den Himmel. — So angeſehen, kann ſie uns nie geringſchätzig ſcheinen. Wir erweiſen ihr nicht zu viel Ehre, wenn wir ſie, des kleinen Unterſchieds der Jahre und des Vorzugs unſrer frühern Ausbildung ungeachtet, für das erkennen, was wir ſelber ſind.

Für Aeltern kömmt hierzu nun noch, daß ihnen ihre Kinder die größten Geſchenke Gottes und bey weitem die wichtigſten Güter ſeyn müſſen, die ſie auf Erden haben. Mehr, als alle andere Beſitzungen, mehr, als die größten Reichthümer müſſen ihnen ihre Söhne und Töchter werth ſeyn, die ihre Ebenbilder, die Erhalter ihres Namens, in frühern Jahren ihre Freude und Hoffnung, in der Folge ihre Ehre, oder auch die treuſten Gehülfen und ihr Troſt im Alter ſind. Unverzeihlich wäre es für ſie, wenn ihnen dieſe jemals gleichgültig ſeyn könnten, oder wenn ſie, mit der Menge derſelben unzufrieden, aus Liebe zur Gemächlichkeit und zum Wohlleben, oder aus unnöthiger Beſorgtheit eines Theils von ihnen entledigt zu werden wünſchten. Unverzeihlich, wenn Väter und Mütter, wie man beſonders in den geringern Ständen wahrnimmt, es ſich ſo ganz einerley ſeyn laſſen, was aus den Ihrigen einſt werden mag, und ſie durch Vernachläßigung oder gar durch Verleitung zu dem für die Jugend ſo verderblichen Almoſenſuchen und andern noch böſern Dingen an ihrem Glücke hindern. Denen gilt im vorzüglichen Sinne die Warnung: Sehet zu, daß ihr nicht jemand von dieſen Kleinen verachtet! Muß die Jugend, als die Hoffnung des Menſchengeſchlechts, und ihr künftiges Wohlergehen allen Gutdenkenden am Herzen liegen: wie vielmehr Denen, welche an ihr und ihrem Schickſal ſelbſt ſo nahen Antheil haben!

Was uns Erwachſenen aber eine beſondere Achtung gegen Kinder einflößen muß, das iſt ihre Unſchuld und natürliche Herzensgüte. Zwar kann hier nur von denen die Rede ſeyn, die wirklich noch unverdorben ſind, und in dem Betracht dürfen wir vielleicht bey den meiſten nicht eben über Jahre der Unmündigkeit weit hinaus gehen. Wie ſchwer iſt es bey der gewöhnlichen Behandlungsart der Jugend, daß junge Herzen lange unverführt bleiben! Matth. 18, 7. Auch wollen wir keinesweges noch unverdorbene Kinder für Engel ausgeben. Sie ſind, wie wir, Menſchen, an denen wir die größte Eingeſchränktheit, die gefährlichſte Neigung zur Sinnlichkeit und alle Anlagen zu Leidenſchaften und Fehlern wahrnehmen. Aber dennoch hat das unverführte Kind ſicherlich vor allen Erwachſenen große Vorzüge. Bey ihm iſt die Sünde nur noch möglich, die von dieſen bereits tauſendmal begangen ward. Es kennt in ſeiner Schwäche und glücklichen Einfalt viele Begierden noch nicht, die unſern Gemüthern längſt die gewünſchte Ruhe geraubt und uns zu Vergehungen hingeriſſen haben. Im Beſitz ſeiner anerſchaffenen Unſchuld weiß es noch nichts von Reue und Gewiſſensvorwürfen; nichts von der unſeligen, durch Gewohnheit verſtärkten Sündenliebe, die den Jüngling und Mann zu wiederholten, obgleich oft ſchon verabſcheuten, böſen Handlungen nöthigt; nichts von der durch Genuß und Verwöhnung erzeugten abgöttiſchen Liebe der Welt, ihrer Güter und Freuden. Seine Wünſche erſtrecken ſich nicht weit, und ſind leicht befriedigt. Daher denn auch die unbefangene Fröhlichkeit, die ungehinderte Zufriedenheit und Fähigkeit zum Genuſſe des Lebens. — Glückſelige, beneidenswerthe Jahre! Wie Mancher wünſchte ſie ſich ſchon zurück! Ach wie Mancher möchte ſo gern von dortan ſeine Laufbahn noch einmal beginnen, um ſie vielleicht unter einer beſſern Leitung weiſer und würdiger fortzuſetzen! — Fühlen müſſen wir bey jeder Vergleichung zwiſchen uns und der noch unentweihten Jugend, wie ſehr uns die Unſchuld der Letztern achtenswerth, ja ehrwürdig ſeyn muß.

Und dieſe Achtung ſteigt noch höher, wenn wir gewiſſe gute Geſinnungen und — warum ſollten wir ſie nicht ſo nennen? — natürliche Tugenden bedenken, die dem jugendlichen

Alter

Alter vorzugsweiſe eigen ſind, und die der Menſch ſo lange als eine Mitgabe des Schöpfers beſitzt, bis er die entgegengeſetzten Fehler von Erwachſenen annimmt. Kinder (ich rede immer von unverdorbenen) haben eine geringe Meynung von ſich, und eine größere von jedem Andern. Beſcheidenheit, Demuth zeichnen ſich bey ihnen merklich aus. Eben ſo wenig, als von Stolz, wiſſen ſie von Argwohn und Mistrauen. Treuherzig vertrauen ſie Jedermann; eine Eigenſchaft, die die ſchönſte Tugend ſeyn würde, wenn alle Menſchen ſo gut wie ſie wären, die aber nun freylich durch die Verdorbenheit der Welt zum Fehler wird. Aufrichtigkeit, Entferntheit von Verſtellung und Falſchheit, Genügſamkeit, ſtärkerer Trieb zur Menſchenliebe und Freundſchaft, Geſelligkeit, Neigung, thätig zu ſeyn, Friedfertigkeit, die, wenn ſie auch unterbrochen, doch leicht ohne nachbleibenden Groll hergeſtellt wird, alles dies ſind Vorzüge des Kinderherzens, vor denen der größte Theil der Erwachſenen erröthen muß. Wie wahr wird nun das Urtheil Jeſu: Es ſey denn, daß ihr wie Kinder werdet, ſonſt werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen!

Zweyter Theil.

Gebührt der Jugend aus dieſen Gründen von uns Achtung: ſo iſt nun die Frage, wodurch wir ſie zu beweiſen haben.

Verſtändige werden hier leicht bemerken, daß das auf eine ſehr fehlerhafte und nachtheilige Art geſchehen kann. Eine übelverſtandene Achtung gegen Kinder wäre es, ihnen ganz ſo, wie Erwachſenen zu begegnen, die gute Meynung, welche man von ihnen hegt, allzuſehr hervorſcheinen zu laſſen, ſie zu häufig ins Angeſicht zu loben, oder gar vor ihnen zu geſtehen, daß man ſie für beſſer, klüger und geſchickter, als ſich und Andere halte. Noch thörichter und verderblicher, ſie als unabhängige Menſchen zu behandeln, alles nur bittweiſe von ihnen zu verlangen, und eine ſchwachſinnige Furcht vor ihrem Unwillen zu verrathen. Oder ſie zu voreilig und auf eine ſchmeichelhafte Weiſe mit den zufälligen Vorrechten ihrer Geburt und Glücksumſtände bekant zu machen, ſie zu verleiten, oder auch nur ihnen zu geſtatten, daß ſie ſich als Menſchen

ſchen einer vorzüglichern Art betrachten, Andern, etwa Geringern und beſonders ihren dienenden Hausgenoſſen, geringſchätzig und ſtolz begegnen dürfen. O, daß nie Väter und Mütter, oder wer ſonſt um die Jugend iſt, ſich der ſchweren Verſündigung ſchuldig machen möchten, ſo ſie zum Stolz und Eigendünkel und allen daraus entſpringenden unglücklichen Eigenſchaften zu verwöhnen. Kinder müſſen zu ihrem Beſten in dem Bewußtſeyn ihrer Schwachheit, Unvollkommenheit, Hülfsbedürftigkeit und Abhängigkeit von Andern erhalten werden. — Indeß iſt dabey immer eine ſolche Begegnung möglich, die eine vernünftige Werthſchätzung und Zuneigung zu erkennen giebt. Enthaltung von aller unbilligen Härte, Behutſamkeit und Mäßigung im Tadel, vorſichtiges Lob, wo ſie Lob verdienen, Freundlichkeit im Umgange, Willigkeit, ſich mit ihnen nach ihrem Faſſungsvermögen zu unterhalten, liebreiche Zurechtweiſung, wo ſie irren, ſind hierzu die nöthigſten Stücke, und zwar Vorſchriften, die Jedem, der Kinder wirklich ſchätzt, ſein Herz ſchon geben muß.

Wahre Achtung gegen die Jugend beweiſet ſich aber vornehmlich durch eine treue Sorge für ihre Erziehung und Wohlfahrt. Aeltern mögen es ſich merken, daß ſie auf ihre Kinder einen falſchen Werth ſetzen, oder ihnen eine ſehr unüberlegte Zuneigung beweiſen, wenn ſie ſie verzärteln, oder mit Verabſäumung ihres Verſtandes und Herzens nur für ihr äußeres Glück bedacht ſind; daß ſie aber dann erſt dieſe ihrer Fürſorge Anvertrauten gebührend ſchätzen, wenn ſie angelegentlich bemüht ſind, ſie zu weiſen, guten tugendhaften Menſchen, zu nützlichen Mitgliedern der Welt und zu wahren Verehrern der Religion zu bilden.

Iſt uns inſonderheit die Unſchuld und das gute Herz der Jugend achtenswürdig: ſo werden wir auch zur Bewahrung dieſes ihres unſchätzbaren Glücks nach Möglichkeit beytragen. Wie könnten wir dann die ſchreckliche Sünde begehen, wiſſentlich und abſichtlich ihre Verführer, oder ihr auch nur aus Sorgloſigkeit durch Worte und Handlungen anſtößig zu werden! Nein, Unſchuld iſt das koſtbarſte Gut des Menſchen. Wehe dem, der es ihm entreißt! Matth. 18, 6. Sie dagegen bewahren helfen; Kinder ſo unverdorben, als

ſie aus Gottes Hand kommen, zu erhalten bemüht ſeyn, ſie vor Verführung warnen, ihrem Auge und Ohr jede Reizung zur Sünde zu entziehen ſuchen, durch Belehrung und Beyſpiel das Gute bey ihnen anzubauen und zu befeſtigen ſtreben, iſt für Jedermann das größte Verdienſt um die Menſchheit.

Am achtzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Matth. 22, 34—46.

Einleitung.

Es iſt ein großer Vorzug der chriſtlichen Sittenlehre, daß ſie die Pflichten, welche ſie vorſchreibt, ſo genau unter einander verbindet. So wie ſie dieſelben lehrt, ſind ſie alle gleich nöthige Theile eines Ganzen. Keine kann weggedacht oder übertreten werden, ohne daß dadurch die übrigen zugleich verletzt würden, und die chriſtliche Tugend überhaupt an ihrem Werth verlöre. Jac. 2, 10. Inſonderheit iſt ein ſehr genauer Zuſammenhang zwiſchen den Hauptpflichten, welche, der eignen Erklärung des Erlöſers zufolge (Matth. 22, 37. — 40.), von allen andern den Grund ausmachen, nämlich Liebe zu Gott und Menſchenliebe mit Selbſtliebe verbunden.

Ueber die Pflichtmäßigkeit der Selbſtliebe iſt nun freylich wohl kein Zweifel zu beſorgen. In Anſehung dieſer Geſinnung bedarf der Menſch keiner Anmahnung, ſondern nur einer vernünftigen Leitung. Liebe zu Gott hingegen und Menſchenliebe mußten ihm erſt als Pflichten einleuchtend gemacht werden, wiewohl auch ſchon zu beyden ein Grund in ihm ſelber liegt, zu jener in ſeiner Vernunft, zu dieſer in ſeinem Naturgefühl und in ſeiner Selbſtliebe. Und beyde hat nun das Chriſtenthum als unſre heiligſten Obliegenheiten in das hellſte Licht geſetzt, ja es hat erwieſen, daß beyde unzertrennlich ſind, oder daß die Erfüllung der einen ohne die Ausübung der andern durchaus unmöglich iſt.

Hiervon handelt unſer Text, und es iſt um ſo nöthiger, uns hierüber zu belehren, da ſich das menſchliche Herz in dieſem Stück oft geneigt fühlt, eine unerlaubte Trennung dieſer beyden Hauptpflichten vorzunehmen, und ſich zu bereden, es könne Gott lieben, wenn es auch nicht eben alle Foderungen der Nächſtenliebe befolge.

Vortrag.

Ueber die nothwendige Verbindung der allgemeinen Menſchenliebe mit der Liebe gegen Gott.

I. Dieſe Nothwendigkeit gründet ſich theils auf die Natur der Liebe überhaupt, und theils auf das Verhältniß, worin alle Menſchen nebſt uns mit Gott ſtehen.

II. Beyde Pflichten erhalten auch erſt ihren wahren Werth, wenn ſie mit einander verbunden werden.

Erſter Theil.

Liebe iſt Empfindung von Wohlgefallen an bemerkten ſchätzbaren Eigenſchaften und Vorzügen. Nur der iſt ihrer fähig, welcher für das, was gut iſt, Aufmerkſamkeit und Gefühl hat; und ſo muß ſie auch da am erſten erregt werden, wo es am leichteſten iſt, das Gute an einer Sache oder Perſon zu entdecken. Dies voraus geſetzt, iſt es denn auch wohl eine ſehr richtige Behauptung, daß ſichtbare, wenn gleich geringere, Vorzüge eher zur Liebe reizen, als ſolche, die nur durch Nachdenken erkennbar, obgleich unendlich größer, als jene, ſind. Dies wird noch mehr alsdann der Fall ſeyn, wenn das bemerkte Gute dem, was auch wir an uns ſelbſt wahrnehmen, ähnlich iſt. Wer hier kalt und gleichgültig bleiben kann, deſſen Herz iſt auch überall zu Empfindungen der Liebe verdorben. So urtheilt mit vieler Menſchenkenntniß ein Apoſtel (Joh. 4, 20.): Wer ſeinen Bruder nicht liebt, den er ſieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſieht?

Gott iſt allerdings das liebenswürdigſte Weſen. Wer könnte den Menſchen mit ihm vergleichen wollen? Aber eben ſo wahr iſt es doch auch, daß erſt Uebung des Verſtandes, Unterricht und Nachdenken uns diejenige Erkenntniß von ihm geben, die die Seele mit innigem Wohlgefallen an ihm erfüllt. Ihn lieben iſt alſo kein eigentlicher Naturtrieb, keine Eigenſchaft des Menſchen an ſich; es iſt dem ſich ſelbſt Ueberlaſſenen eben ſo wenig möglich, als er je eine richtige Kenntniß von dem höchſten Weſen erlangen wird; es iſt ein

bloßes Vorrecht der gebildeten, durch Religion zu Gott emporgehobenen Vernunft. Und auch dieſe findet immer noch eine gewiſſe Mühe, in ſich ein den höchſten Vollkommenheiten gemäßes Gefühl von Vergnügen und Freude zu erwecken, weil ſie hier von der Sinnlichkeit nicht unterſtützt, vielmehr gehindert wird. Um ſich des Schöpfers zu freuen, muß ſie ſeine Geſchöpfe zu Hülfe nehmen. Sie liebt ihren Gott nie ſo rein, ſo feurig, wie ſie wohl wünſcht, ſondern mehrentheils nur in ſeinen Werken und Wohlthaten, und auch da nur abwechſelnd und unvollkommen.

Wie ganz anders verhält ſichs in dieſem Betracht mit Menſchen? Sie ſind nicht nur ein Gegenſtand unſrer Sinne, ſondern auch, wie der Apoſtel anmerkt, Jeder ſieht in dem Andern ſeinen Bruder. In ihnen erkennen wir gleichſam als in einem Spiegel uns ſelbſt und alle die Vorzüge, die wir mit ſo vielem Vergnügen uns und unſrer Natur eigen wiſſen. Ihr bloßer Anblick iſt daher ſchon eine ſtarke Auffoderung zum Wohlwollen, und dieſe Wirkung kann bey einem guten Gemüthe nie ganz, weder durch Gewohnheit, noch auch ſelbſt durch wahrgenommene Fehler ganz aufgehoben werden. Ueberdies ſind Menſchen es allein, die einen unſrer ſtärkſten Triebe, den Trieb zur Geſelligkeit, befriedigen können. Ihnen verdanken wir alle Freuden des Umgangs. So ſind wir auch mit ihnen durch mancherley Mittel, durch gemeinſame Vortheile, Bedürfniſſe, ſelbſt Schwächen und Leiden, und wenn wir weiter ſehen, auch durch eine gleiche Beſtimmung für die Ewigkeit vereinigt. Wir gehen einen Weg zur Glückſeligkeit. — So ein ſtarkes Band mußte es auch ſeyn, was Menſchen mit Menſchen zuſammenknüpfte. Für den nähern Umgang mit Gott war nur erſt die Ewigkeit beſtimmt; hier nur ſo viel davon, als unſre Vorbereitung erfoderte. Mit unſern Brüdern hingegen verband uns ſchon die Sinnenwelt. An ihnen ſollten wir in dieſem erſten Stande unſers Daſeyns den Sinn der Liebe wecken, üben und vervollkommnen lernen. — Aber hieraus folgt auch, wie wenig derjenige, welcher gegen Menſchen fühllos ſeyn kann, ſein Gemüth zu Empfindungen des Wohlgefallens an Gott wird erheben können, oder wie wahr der Ausſpruch iſt: wer

Bruder nicht liebt, den er ſieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht ſieht?

Und ſo wie es ſchon aus dieſen Vorſtellungen erweislich iſt, daß Liebe zu Gott ohne Menſchenliebe nicht beſtehen kann: ſo werden wir von der Unzertrennlichkeit beyder Pflichten noch ſtärker überzeugt, wenn wir das Verhältniß betrachten, worin unſre Mitmenſchen zugleich nebſt uns mit Gott ſtehen. Sie ſind, wie wir, ſeine Geſchöpfe, Geſchöpfe der edelſten Art; wie wir, ein vorzüglicher Gegenſtand ſeines Wohlgefallens und ſeiner Güte. Ihre Glückſeligkeit iſt ſein Wunſch, wie die unſre, und nach ſeiner weiſen Anordnung beruht ein beträchtlicher Theil ihrer Wohlfahrt auf unſrer Liebe, wie von unſerm Wohl auf der ihrigen. Das alles kann uns ein Blick auf die Welt lehren. Aber Jeſus Lehre hat dieſe wichtigen Wahrheiten in ein helleres Licht geſetzt. Sie heißt uns Gott als unſern gemeinſchaftlichen, gegen Alle gleich gütig geſinnten Vater, und uns als eine einzige große Familie anſehen, in welcher jeder Einzelne ohne Rückſicht auf äußere Unterſchiede gleiche Kindesrechte hat. Sie beſchreibt uns die großen von Gott gemachten Anſtalten zur Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit immer als für Alle beſtimmt. Und damit uns der Gedanke an die durch einen Gott, Schöpfer und Beglücker unter uns gewirkte Verbrüderung nicht entfallen möge: ſo mußten wir daran durch alle unſre Andachten erinnert werden. Unſre Gebete ſind Anrufungen eines gemeinſchaftlichen Vaters, und die feyerlichſte unſrer Religionshandlungen, Jeſus Gedächtnißmal, bringt es vor die Augen und vor das Gefühl, daß wir als ſeine Erlöſte einer gleichen Gnade Gottes und gleicher Hoffnung theilhaftig ſind. — Wie iſt es nun aber möglich Gott zu lieben und zugleich gegen die, die er liebt, kaltſinnig zu ſeyn! Den Schöpfer hoch zu ſchätzen und ſeine vorzüglichern Geſchöpfe zu verachten? Dem Wohlthäter und Vater ſeine Zuneigung zu widmen und ſeine geliebten Angehörigen und Kinder gleichgültig anzuſehen oder gar zu haſſen? Das vertrüge ſich ſchon dann mit der Natur der Liebe nicht, wenn dieſe ſeine Kinder uns auch nicht weiter angiengen. — Allein nun ſind ſie außerdem unſre Mitkinder deſſelben Vaters. Wahre Aelternliebe

erzeugt nothwendig auch Geſchwiſterliebe. Wiſſen Kinder es nicht, daß ſie ſich durch Eintracht und gegen einander bewieſene Zärtlichkeit und Güte ihrem Vater weit gefälliger und ihm mehr Freude machen, als durch alle Liebkoſungen oder ſonſtige Gefälligkeiten gegen ihn, die jedes ihm beſonders zu erweiſen ſucht? — Und wie, wenn uns nun noch ausdrückliche Gebote und Ermahnungen unſers Vaters zu dieſem Bruderſinn verpflichten? Wenn dies das Hauptgebot iſt, was wir von ihm haben? 1 Joh. 4, 21. — Selbſt der große Unterſchied in dem ſittlichen Verhalten kann dieſe Pflicht nicht aufheben. Wir müſſen uns gedrungen fühlen, ſo allgemein zu lieben, wie Gott liebt, und wie er uns geboten hat.

Zweyter Theil.

Die Liebe gegen Gott und die des Nächſten geben einander ferner aber auch durch ihre Vereinigung erſt den Werth und die Wirkſamkeit, die ſie beyde haben müſſen.

Alle Zuneigung gegen Menſchen, wenn ſie nicht durch kindlichen Sinn gegen Gott unterſtützt wird, bleibt höchſt mangelhaft. Da iſt ſie entweder zu einſeitig, partheyiſch und bloß auf Die, die uns lieben, eingeſchränkt, oder ſie iſt unſichere natürliche Weichherzigkeit, die ſich nach Launen und Umſtänden verändert. Mit Liebe zu Gott hingegen verbunden, oder vielmehr aus ihr abgeleitet, wird ſie nun wahre Tugend. Nun bekömmt ſie ihren gehörigen Umfang, umſchließt alle Menſchen, Angehörige und Freunde, Bekannte und Unbekannte, Gute und Böſe, Freunde und ſelbſt Feinde. Nun iſt ſie nicht mehr Schein, ſondern wahr und herzlich, wie ſie vor dem Allwiſſenden ſeyn muß. 1 Joh. 3, 18. Sie läßt es nicht bey müßigen Empfindungen, nicht bey Worten bewenden, ſondern geht in mannigfaltige Thätigkeit über. Sie hat nun lautere Abſichten, nicht mehr Menſchenlob und und ſelbſtſüchtige Wünſche, nein nur das Verlangen, die reinen Freuden des Wohlthuns zu ſchmecken und ſich den Beyfall Des zu erwerben, der ins Verborgene ſieht. Sie wird nun ganz ein Bild nach Gottes Güte.

Aber eben ſo ſehr gewinnt nun eben die Liebe zu Gott, wenn ſie mit der Menſchenliebe verbunden wird. Außerdem,

daß ſie alsdann viel zutraulicher wird: ſo bekömmt ſie hier auch ihre ſchönſte Gelegenheit, ſich durch Einfluß auf das thätige Leben wahr und wirkſam zu erweiſen. Ein Herz, von kindlichem Gefühl gegen Gott erfüllt, hat nicht genug daran, ſeine Größe und Herrlichkeit zu bewundern, und ſich ſeiner zu freuen, oder die Pflichten äußerer Verehrung zu leiſten. Sein beſter Beweis von dem, was es empfindet, iſt treuer thätiger Gehorſam. 1 Joh. 5, 3. Allein von dieſem Gehorſam iſt nun gerade die Ausübung der Nächſtenliebe der wichtigſte Zweig. Hier eröffnet ſich ihm der weiteſte und ſchönſte Wirkungskreis. Die Pflichten, die dahin gehören, machen ſo viel von der chriſtlichen Sittenlehre aus, daß Paulus verſichert, wer ſie beobachte, der habe (in der Hauptſache) das Geſetz erfüllet. Röm. 13, 8. Wie viel würde alſo der Liebe gegen Gott ohne thätige Menſchenliebe fehlen? Die letztere iſt gleichſam die Hand der erſtern.

Liebe zu Gott kann nicht Statt finden ohne Dankbarkeit. Die Güte, die wir an dem höchſten Weſen mit Freuden bewundern, verherrlicht ſich ja auch an uns durch zahlloſe Wohlthaten. Aber wie ſollen wir Dem mehr, als durch Gefühl und Worte, dankbar ſeyn, der unſer nicht bedarf? Hier würde gewiſſermaaßen eine Lücke in unſrer Tugend entſtehen, ein reger, edler Wunſch unbefriedigt bleiben, wenn der Allweiſe uns nicht in Jeſus Sittenlehre einen Weg gezeigt hätte, erkenntlich zu ſeyn. Er wies uns in ſeinem Namen Menſchen als Gegenſtände des Wohlthuns an. Wie ſüß für ein gutes, frommes Herz, dieſem Winke zu folgen! Matth. 25, 40.

Innig ſind alſo die Pflichten gegen Gott und Menſchen verbunden. Niemand betrüge ſich mit dem Irrthum, ſie trennen zu wollen. Jeder ſey in gleichem Maaße gefliſſen, Gott über alles zu lieben, und ſeinen Nächſten, als ſich ſelbſt.

Am neunzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Matth. 9, 1 — 9.

Einleitung.

Die Verſicherung, welche Jeſus nach dieſer Erzählung einem zu ihm gebrachten Kranken gab: dir ſind deine Sünden vergeben! war zwar eigentlich eine Zuſage, daß er ihn heilen wolle. Denn nach Jüdiſchen Begriffen waren alle Krankheiten und andre Uebel, ſie mochten Folgen eigner Schuld ſeyn oder nicht, Strafen Gottes und Beweiſe ſeiner Ungnade; ihr Aufhören alſo auch ein Beweis von göttlicher Begnadigung oder erlangter Vergebung der Sünden. Indeß leuchtet aus jenem Zuruf offenbar auch die edle Abſicht des göttlichen Menſchenfreundes hervor, das niedergeſchlagene Gemüth dieſes Unglücklichen aufzurichten. Denn wirklich ſcheint derſelbe eben ſo von ſeinem Gewiſſen, als von Körperſchmerz gequält geweſen zu ſeyn, er mag ſich nun über die Entſtehung ſeines Leidens gegründete Vorwürfe zu machen gehabt oder ſich nur überhaupt als vor Gott ſtrafbar betrachtet haben. Um alſo auch ſein Herz zu beruhigen und ihn mit erneuertem Vertrauen an Gott denken zu lehren, verkündigt ihm der Erlöſer zugleich, indem er ihn zu heilen verſpricht, auch Vergebung bey Gott.

Aber was heißt bey Gott Sünden vergeben? In wiefern läßt ſich das, was man ſonſt Verzeihen nennt, hier annehmen? Dieſe Fragen hat man bisher noch zu wenig unterſucht oder ſie ſich doch größtentheils irrig und nach allzu menſchlichen Vorſtellungen beantwortet. Und gleichwohl kommt hier auf eine richtige Erklärung ſo ſehr viel an. Nicht nur hängt ſie ſehr genau mit würdigen Begriffen von dem höchſten Weſen zuſammen: ſondern auf ſie gründet ſich auch allein die wahre Gewiſſensberuhigung und der anhaltende Ernſt in der Beſſerung des Lebens.

Vortrag.

Ueber die chriſtliche Lehre von der Vergebung der Sünden.

I. Wie ſie erklärt werden muß.

II. Einfluß, den ſie, recht verſtanden, auf die Beruhigung und Beſſerung des Menſchen hat.

Erſter Theil.

Wir können den wahren Sinn dieſer wichtigen Religionslehre nicht beſſer ins Licht ſetzen, als wenn wir zuerſt die gewöhnliche irrige Art, ſie zu erklären, beleuchten.

Das Wort Vergeben iſt von Menſchen entlehnt, bey denen es ſo viel bedeutet, als: den über eine erlittene Beleidigung gehegten Unwillen oder Zorn und Haß fahren laſſen und dem Beleidiger die verwirkte Strafe ſchenken. Ganz in dieſem Sinne ward es bereits im erſten Zeitalter der Welt auf Gott angewandt, und alle Religionen nahmen den Lehrſatz an: die Gottheit verzeihe begangene Verſündigungen auf eben die Weiſe, wie Menſchen einander Schuld und Strafe erlaſſen. Das war denn auch die Meynung des Judenthums; und von dieſem iſt ſie ſelbſt auf die Chriſten fortgepflanzt worden. Der göttliche Stifter unſrer beſſern Religion legte freylich den Grund zu lauterern Begriffen hierüber: allein die Welt mußte erſt im Nachdenken ſehr viel weiter gekommen ſeyn, ehe ſie dieſe faſſen konnte. Nur itzt erſt, da ſich eine gereinigtere Gotteserkenntniß allgemeiner zu verbreiten anfängt, ſcheint es möglich, aber dann auch ſo viel mehr nöthig zu ſeyn, jenem Irrthum Abſchied zu geben, der mit einer wahren Verehrung Gottes unverträglich und mehr als man gewöhnlich glaubt, der Tugend nachtheilig iſt.

Höchſt verkehrt und unwürdig iſt es zuvörderſt von Gott gedacht, wenn man ihm theils eine menſchliche Art von Unwillen, Zorn, Straf- und Rachbegierde, und theils auch Veränderlichkeit des Sinnes beymißt. Daß die Bibel, zumal in ihren älteſten, für das ſinnliche Kindheitsalter der Welt geſchriebenen Büchern ſo redet, iſt freylich wahr. Sie ſtellet Gott als einen über die Sünden der Menſchen Erzürnten, als einen auf ſeine Ehre Eiferſüchtigen, als einen ſtrengen Rächer des Unrechts, dann aber wieder als ein Weſen vor, das ſich beſinnen, ſich durch Opfer, durch des Sünders Demüthigungen und Beſſerung beſänftigen laſſe, deſſen Strenge ſich nun mit einem Male in die größte Gelindigkeit und in eine Nachſicht ohne Grenzen verwandle, von dem der Uebertreter ſeiner Geſetze vorhin alles zu fürchten gehabt, nun aber nichts mehr zu fürchten habe. Allein dieſe der Zeit erfoder-

liche und größtentheils nur bildliche Vorſtellungen werden wir doch wohl nicht dem Buchſtaben nach nehmen wollen. Wie vertrüge ſich das mit dem, was eine aufgeklärte Vernunft über das göttliche Weſen denken muß, und mit den Begriffen, welche uns Jeſus von demſelben mitgetheilt hat? Nach ſeiner Lehre iſt Gott die Liebe, ſelbſt gütig gegen die Undankbaren und Boshaften; er liebte uns, da wir noch Sünder waren. Auch iſt bey ihm keine Veränderung, kein Wechſel. Fern ſind von ihm alſo auch alle menſchliche unſtete Gefühle, alle Arten von Leidenſchaft, die als Beweiſe von Schwäche und Eingeſchränktheit ſich von ihm durchaus nicht annehmen laſſen. Wie könnten wir dies von dem Unendlichen wiſſen, und ihm gleichwohl noch einen Uebergang von Güte zum Zorn oder von feindſeligen Geſinnungen zu Sanftmuth und Liebe beymeſſen! Wie unanſtändig wäre es für ihn und für unſre Vernunft, die Schriftlehre von der Vergebung der Sünden ſo zu erklären! — Dieſe Vorſtellungsart iſt aber auch noch aus einem andern Grunde verwerflich. Sie thut der Sittlichkeit und Tugend Schaden. Wer ſich Gott als einen Beſänftigten denkt, der erwartet nun auch gewöhnlich die Aufhebung aller verwirkten Strafen, weil er dieſe als Folgen des göttlichen Unwillens und als willkührlich betrachtet; eine Erwartung, die eben ſo ſehr den Leichtſinn befördert und der Beſſerung hinderlich wird, als ſie auch ſchon an ſich ungegründet iſt. Menſchen verhängen freylich Strafen, die willkührlich ſind und ſich folglich auch nach Gefallen wieder aufheben laſſen. Sie haben keine andre, die ihnen zu Gebote ſtünden. Allein der Unendliche bedarf in ſeiner Regierung dieſer unvollkommnen Hülfsmittel nicht. Die Strafen, deren er ſich bedient, fließen nothwendig aus der Natur der Sünde ſelbſt. Sie beſtehen lediglich in den Uebeln, die dieſe an ſich und unfehlbar nach ſich ziehen muß, theils für die Seele, deren Ruhe und Wohlfahrt und theils auch für das äußere Wohlergehen. Und wie können wir glauben, daß der Allweiſe und Heilige ſeiner Anordnung zuwider etwa aus rege gemachter Barmherzigkeit (oder vielmehr Schwachheit) nach einer von uns begangenen Verſündigung die unangenehmen ſtrafenden Folgen nicht werde eintreten

laſſen, welche der Natur und den Umſtänden nach daraus entſpringen müſſen, und welche er ſelbſt zu unſrer Beſſerung nöthig fand! Lehrt uns denn nicht ſchon die Erfahrung das Gegentheil? Hat wohl je ein Menſch ganz ungeſtraft, das heißt ohne allen Nachtheil ſeines Wohls, geſündigt? Sind Reue, demüthige Bitten und ſelbſt Beſſerung je vermögend geweſen, dem Gewiſſen das verlohrne ſüße Bewußtſeyn der Unſchuld wieder zu verſchaffen, oder die durch Unordnungen zerrüttete Geſundheit des Körpers oder den zerſtörten Wohlſtand des Verſchwenders herzuſtellen? — Auch iſt es wahrlich ſehr gut, daß die höchſte Weisheit hierin keine Abänderung macht, ſondern die Folgen der menſchlichen Handlungen durchaus ihren einmal beſtimmten Gang nehmen läßt! Wie würde ſonſt der ſinnliche Menſch die Sünde noch weit mehr ſcheuen! Ihn tugendhaft zu erhalten oder zur Tugend zurück zu leiten, wäre unmöglich!

Wir dürfen uns alſo unter Vergebung der Sünden keine Art Veränderung vorſtellen, die in Gottes Geſinnung oder in dem Plan ſeiner Regierung vorgehe. Dieſer Ausdruck, bey dem man nie vergeſſen muß, daß er bildlich iſt, bezeichnet auf eine beſonders lebhafte, fühlbare Weiſe das neue Verhältniß, worin Gebeſſerte mit Gott treten. An Gottes Seite ändert ſich zwar nichts. Seine Liebe gegen ſie wird nicht erneuert: denn ſie ward durch die Sünde weder geſchwächt noch aufgehoben. Seine Fürſorge für ihr Beſtes war vorhin, wie itzt, dieſelbe. Aber an ihrer Seite geht eine große Veränderung vor. So wie ſie vorhin als Sünder nach der Natur ihres Gewiſſensgefühls unmöglich das Bewußtſeyn der Gnade des heiligen Gottes haben konnten: ſo kehrt nun mit der Beſſerung die gefühlvolle, beruhigende Ueberzeugung in ihr Herz zurück, daß ihr Gott als Vater auf ſie blickt. Es bildet ſich in ihrer Seele eine neue Zuverſicht zu ihm, gerade wie in der Seele eines mit ſeinem Vater ausgeſöhnten Kindes. Auch werden ſie nun wirklich der göttlichen Fürſorge mehr empfänglich. Sie verlaſſen die Sünde, dies unüberſteigliche Hinderniß ihrer wahren Wohlfahrt, und betreten von neuem die Bahn, auf welcher der Allgütige ſie allein zur Glückſeligkeit leiten kann und will. —

Dies

Dies neue Gefühl der göttlichen Gnade, dies erneuerte Vertrauen, dieſe neue Hoffnung auf Glückſeligkeit ſollte die Religion ſo lebendig, als möglich, erwecken. Deswegen redet ſie ſo oft und nachdruckvoll in der Sprache der Empfindung von Gottes Bereitwilligkeit, zu verzeihen, von ſeiner Erbarmung gegen Sünder. Ja ſie ſtellt ſelbſt den Tod Jeſu, des Sohns und Geſandten Gottes, als einen Beweis dieſer ſeiner Erbarmung dar, und macht es dem von ſeinem Gewiſſen Beunruhigten damit gleichſam anſchaulich, daß Gott die Liebe iſt.

Aber was wird nun nach dieſer Erklärung aus den ſtrafenden Folgen der Sünde, die ſich der Menſch in ſeinem ungebeſſerten Zuſtande bereitet hat? Daß hierin keine der Ordnung der Natur zuwiderlaufende Abänderung Statt finde, haben wir vorhin richtig angemerkt. Indeß fliegt daraus doch auch keine völlige Unabänderlichkeit jener Strafen. Einige derſelben, welche die Seele angehen, als Verdorbenheit der Gemüthsneigungen, Gewiſſensangſt, peinliche Reue und Schaam, ängſtliche Furcht vor Gott und künftiger Rechenſchaft — dieſe werden durch die Beſſerung ſelbſt nach und nach weggeſchafft. Und was die veranlaßten äußern Uebel betrifft: ſo müſſen die freylich wohl zum Theil, ſo lange dies Leben dauert, unabhelflich getragen werden. Doch ſollte Gott, deſſen Güte und Weisheit keine Grenzen hat, deſſen Allwiſſenheit in des Menſchen Leben alles (alſo auch Fall und Beſſerung) vorausſah, deſſen Vorſehung vorher ordnete, wie weit die Folgen jeder Handlung gehen ſollten, nicht auch hier Maaß und Ziel geſetzt und es ſo eingerichtet haben, daß der Gebeſſerte nicht mehr leiden muß, als es zu ſeinen wahren Wohl oder für das allgemeine Beſte erfoderlich iſt? So ſind auch dieſe Uebel ſchon um vieles erträglicher bey dem hergeſtellten Gewiſſensfrieden; und die Ewigkeit läßt nicht nur ihre völlige Endigung, ſondern auch die erwünſchte Erfahrung hoffen, daß Gott alle hier begangene Fehler zum Glück und Guten lenken wird.

Zweyter Theil.

So erklärt iſt nun die Lehre von der Vergebung der Sünden nicht nur vollkommen vernunftmäßig und gottanſtändig: ſondern ſie hat nun auch erſt den gehörigen Einfluß auf Beruhigung und Tugend.

Es muß doch für die Gewiſſensruhe viel zuträglicher ſeyn, wenn man ſie auf ſichere Gründe und wahre Begriffe von Gott, als auf unrichtige Vorſtellungen von ihm bauet. Denkt man ſich einmal bey dem höchſten Weſen Zorn und Rache: ſo mag man immer annehmen, dieſer ſein Zorn ſey für itzt geſtillt, und man wird doch weder ein herzliches Vertrauen zu ihm faſſen können, noch ſich aller Furcht entledigt fühlen. Es wird gar leicht ein geheimer Zweifel an der völligen Ausſöhnung, eine ängſtliche Beſorgniß übrig bleiben, ob der geſtillte Zorn auch nicht wieder entbrennen und irgend einmal noch ſich für die alte Schuld rächen möchte. Vornehmlich wird dieſe Befürchtung leicht rege bey erlebten Unfällen, die man als Zornbeweiſe betrachtet, und auch da, wo ſie am peinlichſten iſt, bey der Annäherung des Todes. — Denkt euch hingegen Gott als die ewig unveränderliche Liebe, als den Allgütigen, der keiner Rache, keines Haſſes fähig iſt, der zwar von Sündern ernſtlich Beſſerung verlangt, aber nur, damit ſie dem unvermeidlichen Verderben entgehen und glückſelig werden; denkt euch Jeſus Lehre und Tod als Beweiſe hiervon, als Anſtalten, die der höchſte Erbarmer zu eurer Rettung gemacht hat: wie wird ſich euer Herz gerührt und von Dankbarkeit durchdrungen fühlen! Wie wird es das uneingeſchränkteſte kindliche Zutrauen zu Gott faſſen! Wie gegründet und ſicher wird da die Ruhe des Gewiſſens!

Eben ſo verhält ſichs nun auch mit den Wirkungen dieſer Lehre auf die Beſſerung und Fortdauer des neuangenommenen Tugendſinns. Beſſerung aus Furcht vor Zorn und Rache verdient eigentlich dieſen Namen gar nicht. Und glaubt man noch dazu, dieſer Zorn gehe leicht vorüber; laſſe ſich durch geäußerte Reue, Flehen und andre Mittel der Art ſtillen; durch das, was man Buße nennt, entgehe man aller Strafe: ſo iſt nicht abzuſehen, woher der zur wahren Sinnesänderung nöthige Ernſt kommen ſoll. Wird ſich nicht das

ver-

verwöhnte Herz durch jede neue Reizung ſo viel leichter zu ſeinen alten Sünden wieder hinreißen laſſen, je mehr es nach wiederholten Vergehungen auch auf neue Beſänftigung des Richters rechnet? — Doch, wenn Gott die Liebe iſt und zugleich der Heilige, Gerechte, der nur nach der Ordnung ſeiner ewigen Geſetze beglücken kann: ſo entſtehen ganz andre Gefühle und Geſinnungen in der Seele, die ſicherer neuen Tugendſinn bewirken; Beſchämtheit, herzliche Gegenliebe, Ehrfurcht und Gehorſam. Und geſellen ſich hierzu die vernünftigen Vorſtellungen, daß die Sünde ſich ſelber ſtraft und nothwendig ſchon an ſich unglücklich macht; daß ihre Folgen, hienieden wenigſtens, zum Theil unvertilgbar ſind; daß nur ächte Beſſerung die Wunden der Seele heilt; daß lediglich erneute wahre Rechtſchaffenheit für den Gefallenen der alleinige Weg zu ſeiner Wohlfahrt bleibt: ja, dann muß das Herz von Beſſerungstrieb ganz erfüllt werden und den lebendigſten Vorſatz faſſen, die Sünde auf immer zu verabſcheuen und die betretene beſſere Bahn mit unverletzter Treue zu wandeln!

Am zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Text. Matth. 22, 1 — 14.

Einleitung.

Es war ein getreues Bild, was Jeſus in dieſer Erzählung von dem Betragen der Juden gegen ihn und ſeine Lehre entwarf. Dieſe ſeine Zeitgenoſſen verwarfen dem größern Theile nach die ihnen gepredigte beſſere Religion, und unter denen, welche ſie annahmen, waren Unwürdige, die ſie auf eine ſträfliche Weiſe durch ihr Thun entehrten. Einige betrugen ſich aus unverſtändigem Eifer, oder aus noch ſchlechtern Gründen, offenbar feindſelig gegen ſie; Andere ließen es bey bloßer Verachtung. Die Meiſten waren aus Vorurtheil, Stolz und Anhänglichkeit an alte Meynungen zu abgeneigt und auch zu unfähig, die Wahrheit zu prüfen und ihren Werth zu fühlen. Zwar hatte Jeſus dennoch gleich von Anfang an ſeine Anhänger. Allein rechnet man von dieſen erſt noch Dieſeni-

jenigen ab, welche es, ohne zu wiſſen, warum, oder aus verkehrten Abſichten waren, oder die ihn eben ſo leichtſinnig wieder verließen, als ſie ſich zu ihm geſellet hatten, oder die von ſeiner Lehre nur behielten, was ihnen anſtand, und die mit dem Bekenntniſſe zu ihr ein laſterhaftes Herz zu verbinden hofften: ſo war wohl die Anzahl ſeiner erſten wahren Verehrer äußerſt eingeſchränkt.

Dies Verhältniß hat ſich nun freylich mit der weitern Verbreitung und mit dem zunehmenden beſſern Verſtändniß der Lehre Jeſu beträchtlich verändert. Das Chriſtenthum hat der Zahl und auch der Wahrheit nach mehr Verehrer und mehr erklärte Feinde. Inzwiſchen muß es doch noch in ſeinem eignen Gebiet häufig genug, bald öffentliche, bald geheime Verachtung leiden, und zwar eine Verachtung, die ſich in mannigfaltigern Arten, als ſelbſt bey ſeiner Entſtehung, äußert, und die um ſo viel nachtheiliger wird, je mehr man ſie mit Scheingründen zu unterſtützen gelernt hat. Deſto nöthiger aber wird es denn auch, dies ſchleichende verderbliche Gift anzuzeigen und davor zu warnen.

Vortrag.

Ueber die verſchiedenen Aeußerungen der Verachtung und Gleichgültigkeit gegen das Chriſtenthum.

Eine treue Darſtellung derſelben und einige hinzugefügte nöthige Bemerkungen werden hinreichend ſeyn, uns über die Sträflichkeit und ſchädlichen Folgen dieſes Betragens gegen die Religion zu belehren.

Die Abneigung gegen die Religion hat ſich von jeher in verſchiedenen Geſtalten gezeigt, doch immer ſo, wie es den Zeiten und der Denkart derſelben gemäß war. Ehe das Chriſtenthum ſich des öffentlichen Schutzes der weltlichen Macht zu erfreuen hatte, ward es nicht nur mündlich und in Schmähſchriften, ſondern auch thätig verfolgt. In nachfolgenden Jahrhunderten, als es durch Menſchenlehren und Aberglauben entſtellt worden war, ward es durch grobe Heucheley herabgewürdigt und vielfältig nur zum Deckmantel der Bosheit gebraucht. Itzt, da es durch Gottes weiſe Vermittelung wieder geläutert erſcheint; da man ſich mit dem glücklichſten Erfolge bemüht, die Wahrheit, Vernunftmäßigkeit

und

und Wohlthätigkeit ſeiner Lehren zu erweiſen, itzt geht der Religionshaß wieder auf ſeine eigene Art zu Werke. Er kann ſeine ehmaligen Waffen nicht ſo ganz mehr gebrauchen: aber er hat ſie verändert und noch obenein neue erfunden. Er darf nicht mehr blutdürſtig verfolgen, oder auf eine grobe Art ſchmähen und läſtern: aber er hüllt ſich dafür in feinere Spöttereyen, oder in ernſthaften Tadel und vorgebliche Wahrheitsliebe ein. Er bezeichnet ſich nicht ſo häufig mehr durch ein deutlich feindſeliges Verfahren, als vielmehr durch angemaaßte höhere Weisheit, durch vorgewandte gute Abſichten, die Welt von dem Joche falſcher Meynungen zu befreyen, oder auch durch Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Irrthum, die fälſchlich Duldſamkeit genannt wird, und in Handlungen durch ausſchweifenden Leichtſinn. Das, was uns die Erfahrung hiervon ſehen läßt, verdient näher erwogen zu werden.

Es iſt unleugbar, daß das Chriſtenthum in unſern Zeiten mehr, als jemals, unbillig beurtheilt und ſeine Erniedrigung auf alle Weiſe verſucht wird. Mag es eine Folge des geſtiegenen Eigendünkels und des vermeynten Vielwiſſens, oder auch noch anderer herrſchender Zeitfehler ſeyn, genug die Religion hat gegenwärtig unzähliche Angriffe auszuſtehen. Das iſt ihr Schickſal in Geſprächen und in Schriften. Von Tauſenden, die ſich voller Eigenliebe tiefere Einſichten und beſondern Scharfſinn zutrauen, wird ſie nicht etwa mit forſchender Wahrheitsliebe geprüft (was billig jeder Chriſt thun ſollte,) ſondern gefliſſentlich herabgeſetzt. Der ſpöttelt mit elendem Witz über ſie, als ob ſie längſt für Kluge ein ausgemachter Gegenſtand der Verachtung und des Gelächters ſey; Jener, um billiger zu ſcheinen, nimmt die Miene des Ernſtes an, und erklärt ſie für Betrug und Aberglauben. Dieſer verwirft ſie ganz; der wenigſtens einige ihrer wohlthätigſten Wahrheiten. Der eine möchte ſie gern überall abgeſchafft und eine vermeyntlich beſſere Weltweisheit, oder eine Art von Naturreligion (die doch ſelbſt erſt aus dem Chriſtenthum abgeleitet iſt,) an ihre Stelle geſetzt wiſſen; ein Anderer betrachtet ſie beynahe gar als ein nothwendiges Uebel, und behauptet frech von Jeſus theurer Lehre, daß ſie

doch

doch aus politiſchen Gründen und um des großen Haufens willen nicht wohl entbehrlich ſeyn möchte. Hier wird ſie ohne alle Unterſuchung, als deren ganz unwerth, verurtheilt, dort wird ſie abſichtlich verdreht und mit den thörichtſten Menſchenmeynungen beladen und verwechſelt, damit man ſie nur deſto bitterer tadeln und verſpotten könne. — Dies ſind bekannte Proben von der Behandlungsart, die man itzt nur zu oft der Religion widerfahren läßt. Es iſt wohl nicht nöthig, noch hinzuzuſetzen, daß ſie auf Geringſchätzung derſelben hinweiſen. Und gewiß für Verſtändige, Billigdenkende eben ſo unnöthig, das Unwürdige in dieſem Benehmen bemerklich zu machen. Das muß Jeder ſchon ſelbſt fühlen, der nur nicht von blindem Religionshaß angeſteckt iſt; der nur einige beſſere Kenntniß vom Chriſtenthum beſitzt, und der auch nur für die Ueberzeugung und den Glauben ſo vieler weiſer Männer, die doch wirklich unter den Chriſten ſind, einige Achtung hegt. — Freylich, ſo allgemein und groß auch dieſe Geringſchätzung ſcheinen, oder wirklich ſeyn mag: ſo iſt daher für die Religion gleichwohl nichts zu fürchten. Sie hat nun ſchon ſo viele Angriffe aller Art ausgehalten, daß jeder neue nur als ein mit ſchon abgeſtumpften Waffen wiederholter ruhig angeſehen werden kann. Ja, die Vorſehung, welche aus allem menſchlichen Frevel endlich Gutes herauszubringen weiß, ließ dieſe häufige Beſtürmung der Wahrheit zu, um ſie ſelbſt der Welt in ihrer Unüberwindlichkeit und Stärke zu zeigen. Einſt — man muß, man kann es hoffen, — einſt wird eine Zeit kommen, wo die Religionsfeinde im Gefühl ihrer Ohnmacht ermüden werden, und wo eine klügere Nachwelt ihre immer geläuterte, richtigere, hellere Religionskenntniß, trotz alles Spottes und Tadels, allgemeiner ſchätzen wird. Für Einſichtsvolle ſind ja itzt ſchon dieſe Angriffe mehr verächtlich als gefährlich.

Aber nicht bloß durch Spott und Tadel kündigt ſich die Verachtung der Religion an. Sie erſcheint oft in einer weniger verdächtigen Geſtalt, und dann iſt ſie doppelt ſchädlich. Es giebt nämlich, beſonders unter der mehr gebildeten Klaſſe, eine Menge von Solchen, die jede Entehrung des Chriſtenthums für unanſtändig erklären, zugleich aber

auch deutlich genug zu verſtehen geben, daß ſie ſeinen Werth oder Unwerth dahin geſtellt ſeyn laſſen, oder daß ſie es auch bloß als einen unſchädlichen Irrthum ſchwacher Menſchen gutmüthig dulden wollen. Ihr Vorſatz iſt, ſich zu keiner Parthey zu ſchlagen. Sie ſind ihrer Meynung nach eben ſo wenig Feinde, als Freunde des Chriſtenthums. Um ſich auf dieſem für gut gefundenen Mittelwege zu erhalten, weichen ſie gern jeder Gelegenheit aus, wo ſie ſich über die Religion erklären, und für oder wider ſie Theil nehmen müßten. Sie reden nie als nothgedrungen von ihr, und dann mit Kälte und Gleichgültigkeit. Alles andere iſt ihnen wichtiger. — Auf den erſten Blick ſcheint dies nun zwar den Namen einer eigentlichen Verachtung nicht zu verdienen, und bey jeder minder erheblichen Sache würde es auch nicht ſo genannt werden können. Allein man bedenke, daß die Religion die allerwichtigſte Angelegenheit iſt; daß ſie es ohne Ausnahme allen Menſchen ſeyn muß; daß in Anſehung ihrer ſchlechterdings keine Partheyloſigkeit Statt findet: und was iſt dann Gleichgültigkeit gegen ſie anders, als wirkliche Verachtung? Sehr wahr und richtig urtheilt Jeſus ſelbſt eben ſo (Luc. 11, 23.): Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich, und wer nicht mit mir ſammelt, der zerſtreuet. Bey allen dargebotenen Gütern, Vortheilen und Wohlthaten iſt Nichtachtung und Nichtgebrauch völlig einerley mit Geringſchätzung und Verwerfung. Die nach unſerm Texte geladenen Gäſte bezeigten ſich nicht alle ſpöttiſch und feindſelig gegen den Herrn, der ſie fodern ließ. Ein Theil von ihnen lehnte bloß aus nichtigen Urſachen die Einladung ab; und doch heißt es von dieſen mit Recht: ſie verachteten das. Und iſt denn die Religion nicht unter allen Gütern, Wohlthaten und Bedürfniſſen des Menſchen das unentbehrlichſte und größte? Heißt es nicht daher, ſie erniedrigen, wenn man ihr andere Dinge, irdiſche vergängliche Güter gleichſchätzt, oder ſie um derer willen hintanſetzt? Oder iſt das Chriſtenthum etwa nicht die Religion, die es ſeyn ſollte? Befriedigt es nicht Verſtand, Herz und alle höhern Wünſche? Bietet es nicht genugſame Beruhigung, Troſt und Hoffnungen dar? Hat es nicht den wohlthätigſten Einfluß auf Sinn und Wandel?

del? Sind ſeine Lehren, mit unbefangener Vernunft unterſucht, Unwahrheit oder Wahrheit? Man beantworte ſich das, und frage dann ſein Herz, ob man gegen das Chriſtenthum gleichgültig ſeyn könne, ohne es verächtlich zu halten.— Man ſage nicht zur Entſchuldigung dieſer Geſinnungsart, daß man damit doch nur ſich ſelbſt, nicht aber der Religion, ihrer Achtung und Aufnahme ſchade. Wäre auch nur das erſte: ſo würde ja auch das ſchon in einer ſo wichtigen Sache und bey der Möglichkeit einer beſſern Ueberzeugung und Denkungsart eben ſo ſchwer zu verantworten, als unbegreiflicher Leichtſinn ſeyn. Aber bey jenem Kaltſinn ſchadet man auch wirklich der Religion auf eine merkliche Weiſe, und vielleicht mehr, als durch Spott und offenbare Feindſeligkeit. Spötter und Feinde haben ſich längſt um das Zutrauen des größern Theils gebracht. Aber wer gegen das Chriſtenthum bloß gleichgültig thut — und das iſt doch ſo bald merklich — hat gewöhnlich ein ſo unſchuldiges Anſehen; wird leicht für ſo ſehr billig, duldend und wahrheitliebend gehalten, daß Hunderte wiſſentlich und unwiſſend allmählich ſeine Denkart annehmen. Der Spötter verdirbt mehrentheils nur Gemüther, die bereits halb verdorben waren; der Gleichgültige hingegen verführt auch beſſere Herzen. Jener erreicht ſeine böſe Abſicht nur da, wo man unſittliche Reden duldet, dieſer aber würdigt die Wahrheit unvermerkt auch bey denen herab, die auf Ordnung, Sittlichkeit und Wohlſtand halten; und je geehrter ſein Stand, je bekannter er von Seiten ſeiner Einſichten und eines im übrigen anſtändigen Verhaltens iſt, deſto nachtheiliger wirkt ſein Exempel.

Noch eine dritte Art, Verachtung gegen die Religion zu äußern, beſteht in ihrem Misbrauch, oder in ihrer unzweckmäßigen Anwendung auf das Leben. Dies iſt nun die gewöhnlichſte von allen, und eben ſo mannigfaltig als ſtrafbar. Wer Jeſus Lehre mit dem Munde bekennt, und ſie durch ſein Thun verleugnet; wer ſich den Schein der Frömmigkeit und des Glaubens bey innerm Widerwillen zueignet, um bloß Nebenabſichten durchzuſetzen, und zeitliche Vortheile unter der Larve der Gottesfurcht zu erlangen; wer ſein Herz zwiſchen Tugend und Laſter theilt, oder die beruhigenden

Lehren des Chriſtenthums freventlich ſo misdeutet, daß ſie ihm zur Sorgloſigkeit im Sündigen dienen müſſen; wer aus ſträflicher Menſchenfurcht und falſchem Ehrgeiz ſeine beſſern Ueberzeugungen ableugnet, unzeitig verſteckt, oder dem Spötter und Religionsfeinde preis giebt; wer aus Eigennuß oder irgend einer andern böſen Begierde erkannten heiligen Pflichten zuwider handelt, — alle dieſe machen ſich auf eine grobe Weiſe der Verachtung des Chriſtenthums ſchuldig. Sie ſind es vornehmlich, die an ſich und Andern ſeine Wohlthätigkeit hindern, und es vor der Welt als eine unnütze Anſtalt, als Betrug und Blendwerk erſcheinen laſſen. Das Bild dieſer unwürdigen Chriſten und ihre Strafbarkeit läßt uns unſer Text in dem Leichtſinnigen ſehen, der die Einladung zum Gaſtmahl zwar annahm: aber in unſauberer Geſtalt erſchien, und aus der beſſern Geſellſchaft geworfen ward. — Möchten ihm doch nicht ſo Viele in unſern Zeiten des Leichtſinns gleichen!

Am 21 Sonntage nach Trinitatis.

Text. Joh. 4, 47—54.

Einleitung.

Der Mann, deſſen in unſerm Text gedacht wird, würde vielleicht nie den entſcheidenden Schritt gethan haben, ſich mit ſeinem ganzen Hauſe für Jeſum zu erklären, wenn nicht ein trauriger Vorfall ihm dazu Anlaß gegeben hätte. Von Jeſus Lehre und Thaten mochte er bereits gehört haben: aber, wie es nach der Anrede des Erlöſers an ihn (v. 48.) ſcheint, ohne ſonderlichen Erfolg. In ſeiner zerſtreuungsvollen Lage, als ein Hofbedienter des Königs Herodes hatte er wohl wenig Zeit und noch weniger Luſt, der Sache weiter nachzudenken. Aber ſein Sohn fiel in eine tödtliche Krankheit. Alle gewöhnliche Hülfsmittel waren umſonſt. Der Tod ſchien unvermeidlich. In dieſer betrübten Lage ward ihm das, was er von Jeſu vernommen hatte, wichtiger. Er ſuchte ihn ſelbſt auf, zwar freylich nur als wunderthätigen Arzt: fand aber ſeine Erwartung weit übertroffen. Ein Wort

des Göttlichen gab dem Kinde in der Ferne Leben und Geſundheit; und der dankbare Vater glaubte nun auch mit Ueberzeugung an ſeine Sendung und Lehre.

Viele werden ſich bey dieſer Begebenheit leicht an ähnliche Wirkungen empfundener Uebel aus ihren Erfahrungen erinnern. Die nämlich, denen die in guten Tagen wenig geachtete Religion erſt in traurigen Begegniſſen ſchätzbar zu werden anfieng, oder bey denen ſich doch Glaube und Liebe gegen ſie verdoppelte, weil ſie ihnen im Unglück, wenn auch nicht leibliche Hülfe, doch Muth, Troſt und Hoffnung gewährte. Sollten wir wohl nicht bereits alle mehr und minder erfahren haben, daß Trübſale uns dem Chriſtenthum geneigter machen, und uns ſeinen Werth ſtärker fühlen laſſen? Eine ſehr erklärliche Wahrheit!

Vortrag.

Ueber den Einfluß der Leiden auf die Werthſchätzung der Religion.

I. Leiden entfernen dasjenige, was der Theilnehmung an der Religion und dem Gefühl ihres Werths hinderlich iſt.

II. Sie verſchaffen dem Menſchen die ſchätzbarſten Erfahrungen von ihrer Wohlthätigkeit.

Erſter Theil.

Wir würden den Freunden der Religion und ſelbſt ihr zu nahe thun, wenn wir behaupteten, daß ſie nur allein in der Noth geſchätzt würde. Dies hieße entweder ihren Werth, den ſie auch für Glückliche hat, bezweifeln, oder allen Menſchen einen hohen Grad von Fühlloſigkeit, Leichtſinn und Verdorbenheit beymeſſen, und auf alle Weiſe der Erfahrung widerſprechen. Nein, es giebt, Gott Lob, eine beträchtliche Anzahl verſtändiger, gutgeſinnter Chriſten, die ihr Chriſtenthum von Herzen lieben und hochachten, ohne daß ſie erſt durch ein bitteres Gefühl von Ungemach dazu genöthigt worden wären; die es wiſſen und empfinden, daß ſich auf den Glauben an daſſelbe und auf ſeine thätige Ausübung auch im Wohlergehen alle wahre Zufriedenheit gründet, daß aller Freudengenuß dadurch erhöhet und veredelt wird. Aber auſ-

ſerdem, daß dieſe Werthachtung noch immer eines Zuwach- ſes fähig iſt, den ihr vornehmlich Leiden geben können: ſo kann man doch auch wirklich von Mehrern mit Recht ſagen, daß in ihnen lediglich erſt durch ſchmerzliche Gefühle und Wi- derwärtigkeiten eine gewiſſe Neigung für die Religion geweckt und unterhalten wird. Dies, was die Erfahrung ſo unleug- bar beſtätigt, läßt ſich auch leicht begreifen, wenn man Glück und Leiden und die Einwirkung von beyden auf die Gemüther der Menſchen, wie ſie gewöhnlich ſind, neben einander hält.

Glück und gute Tage ſind, zumal wenn ſie ununterbro- chen fortdauern, gewiß nicht der günſtigſte Zuſtand, um das Herz für die Religion zu gewinnen. Sie werden vielmehr ihrer guten Aufnahme bey dem größern Theile auf mehr als eine Weiſe hinderlich, und ſchwächen eben ſo die bereits vor- handene Empfindung ihrer Schätzbarkeit. Dem Beglückten iſt und bleibt ſie freylich der Hauptſache nach ſo wichtig, wie dem Unglücklichen: aber jener fühlt dies doch weniger als dieſer, und von gewiſſen Seiten iſt ſie ihm auch wirklich für den gegenwärtigen Augenblick nicht ſo unentbehrlich. Ihrer Tröſtungen bedarf er itzt nicht, und beredet ſich gern, daß er auch künftig ihrer nicht bedürfen werde. Als Vergütungs- mittel für verlohrne Freuden kann ſie ſich ihm in ſeiner er- wünſchten Verfaſſung nicht empfehlen. Als weiſe Führe- rinn und Rathgeberinn in Verlegenheiten iſt ſie ihm überflüſ- ſig. Und was ſie am Schluſſe des Lebens von Troſt und Hoffnung verſpricht, läßt noch ſo entfernt, daß es wenig Ein- druck macht. Es geht der Religion wie der Freundſchaft; beyde haben für alltägliche Menſchen zur Zeit des Wohlerge- hens nur halben Werth. — Hierzu kömmt, daß mit dem Glücke insgemein auch größere Zerſtreuungen verknüpft ſind, die der Beſchäftigung mit den Angelegenheiten der Seele ſcha- den. Da iſt keine Zeit, über ernſthafte Wahrheiten nachzu- denken, keine Zeit zur Erbauung. Geräuſch, Geſellſchaften, Vergnügungen oder auch allzu große Verwickelungen in irdi- ſches Verkehr rauben leicht alle der Religion und Andacht ge- hörige Stunden. — Und was das Schlimmſte iſt: ſo findet die Sinnlichkeit, ſo wie der Stolz, im äußern Glücke eine gefährliche Nahrung. Nur zu bald wird der, dem es zu wohl

 geht,

geht, eitel und ſich ſelbſt genug. Spr. Sal. 30, 9. Oder Güterliebe und Ergeʒungsſucht bemächtigen ſich zu ſehr ſeines Herzens, vielleicht gar ausſchweifende Begierden. Dies ſind oft ſchon die Wirkungen weniger guter Tage, und bey anhaltendem größern Glücke wird gewiß ſehr viel Weisheit, Aufmerkſamkeit und feſter Tugendſinn erfodert, um ihnen zu entgehen. Wie kann aber ein ſo verwöhntes, verdorbenes Gemüth für Gott und Religion Gefühl haben? 1 Joh. 2, 15. Wie können ihm Wahrheiten wichtig ſeyn, die die Sinnlichkeit ſo wenig befriedigen, die noch dazu ſtrenge Selbſtverleugnung und Mäßigung der Weltliebe fodern?

Betrachten wir dagegen die Verfaſſung des Leidenden: ſo kann dieſe zwar auch unter gewiſſen Umſtänden und auf eine beſondere Art der Anhänglichkeit an Gott und Religion nachtheilig werden. Es können da ſchädliche Zweifel, Mistrauen, Unzufriedenheit und Kaltſinn entſtehen, wenn Hoffnungen, Bitten und heiße Wünſche vergeblich ſcheinen. Allein das ſind doch gemeiniglich nur Wirkungen auf Augenblicke, Fehler, deren ſich das Herz bald ſchämt, und die dann in entgegengeſetzte beſſere Geſinnungen übergehen. Hiob. 42, 2-6. Uebrigens aber finden ſich nun in der Lage des Leidenden nicht nur jene vorhin erwähnten Verſuchungen und Gefahren nicht, ſondern vielmehr die dringendſten Antriebe zur Frömmigkeit. Leiden, worin ſie auch beſtehen mögen, machen dem Menſchen die Religion zum größern Bedürfniß. Der Kranke, Der Arme, Der Verfolgte, der, den ein bitterer Verluſt ſchmerzt, oder den häusliche Uebel, geheime Bekümmerniſſe und Sorgen drücken, muß etwas haben, woran ſein Herz ſich halten kann. Und wo wird er dieſen Stab ſeiner Ruhe am ſicherſten finden? Etwa in den ungewiſſen Erwartungen, die er von Zeit und Umſtänden hernehmen könnte? Aber thun dieſe auch einem geängſteten Gemüthe genug? Und wie, wenn ihm alle Wahrſcheinlichkeit eines beſſern Schickſals mangelt? Wenn lebenslanges Elend oder der Tod allein ſeine Erwartung iſt? Oder ſoll er ſich mit dem Mitleiden der Welt und mit dem Beyſtande treuer Freunde behelfen? Aber was nützt ihm leeres Mitleiden? Und treue Freunde? Ach, der Unglückliche hat deren nicht viel, und die

er

er hat, können bey ſeinen meiſten Uebeln nicht viel mehr, als ihn bedauern! Wie willkommen ſind ihm in dieſer Verlaſſenheit die Tröſtungen, die beſſern Ausſichten, die ihm der Glaube an Gott darbeut! Wie fühlt er da die vielleicht noch nie ſo empfundene beruhigende Kraft des Gebets! Wie viel mehr anziehendes haben die wohlthätigen Lehren von Gottes Vorſehung, Weisheit und Güte und von dem zukünftigen Leben! — Auch iſt das Herz des Leidenden für alles dies aus dem Grunde empfänglicher, weil ſeine Umſtände mehr dem ernſten Nachſinnen günſtig ſind. Den Unglücklichen fliehen Zerſtreuungen und Freuden, oder er flieht auch ſie, und zieht ſich gern in eine Stille zurück, die ihn zu gefühlvollen Ueberlegungen und Betrachtungen einladet. Hier lernt er richtiger über die Welt und den vorhin zu hoch angeſchlagenen Werth ihrer Güter und Freuden, ſo wie über die Schätzbarkeit der bisher zu wenig geachteten Religion urtheilen. Das Schickſal hat ſeine zu heftigen Begierden gemäßigt. Die Sinnlichkeit beherrſcht ihn nicht mehr ſo unumſchränkt. Seine ganze Seele hat eine glücklichere Stimmung für edlere Freuden. — Das ſind die Wirkungen der Leiden bey Allen, die noch überhaupt einiges Eindrucks fähig ſind, und doppelt haben ſie dieſen Nutzen, wenn ſich mit dem Gefühl des Elends Reue über ein fehlerhaftes Leben vereinigt. Schon oft — was man auch immer gegen Nothbekehrungen ſagen mag — haben harte Uebel ein verdorbenes Gemüth zuerſt zur Selbſterkenntniß geleitet, und ihm die erſten Vorſätze der Frömmigkeit und Tugend eingeflößt. Jeſ. 26, 16. Noch öfter ſind Freunde Gottes und der Tugend dadurch in ihren guten Geſinnungen befeſtigt worden.

Zweyter Theil.

Wie ein Freund uns dann theurer wird, wenn er bey uns in ſchweren Prüfungstagen treu aushält, und uns durch ſeine weiſen Bemühungen Erleichterung verſchafft, oder wie wir eine Arzeney mehr ſchätzen, wenn wir ihre vorzügliche Heilkraft nicht nur aus Beſchreibungen kennen, ſondern ſie bereits an uns ſelbſt erprobt haben: ſo erwirbt ſich auch das Chriſtenthum unſre innigſte Zuneigung durch Erfahrungen

von ſeiner Wohlthätigkeit. Nicht der Glückliche kann dieſe Erfahrungen in dem Maaße und Umfange haben, wie ſie ſich dem Leidenden darbieten. Jener mag zwar die Freuden und die ſüße Zufriedenheit empfinden, die die Religion überhaupt gewährt. Er mag wiſſen, wie ſie ihre beglückten Freunde vor Abwegen bewahrt, und auf dem Tugendpfade erhält. Aber wie ſie auch ein beklommenes Herz durch ihre Troſtgründe erleichtert, wie ſie den Muth in Gefahren ſtärkt, wie ſie die bitterſte Wehmuth verſüßt, wie ſie ängſtliche Sorgen und Zweifel vertreibt, und der ermüdeten Seele Kraft giebt, ſich in den härteſten Verhängniſſen zu faſſen, das iſt nur dem Geprüften bekant. Wer dieſe ihre Wirkungen bloß an Andern ſieht, kann ſie ſchön finden, bewundern: aber er wird ſie doch nur halb verſtehen gegen Den, den eignes Gefühl belehrt. —

So wichtige Erfahrungen müſſen denn auch nicht bloß für den gegenwärtigen Augenblick das Herz rühren, ſondern einen bleibenden Eindruck zurücklaſſen. Sey es freylich, daß Leichtſinnige nur ſo lange die Religion verehren, als ſie ihres Troſts benöthigt ſind; daß ſie dieſes Troſts, wie der gefühlten Noth, in nachfolgenden Tagen des Glücks vergeſſen, und daß ſich nachher ihr Herz gar verſchlimmert: ſo werden doch weiſere Chriſten einen beſſern Gebrauch von ihren Prüfungen machen. Sie werden es erſt hinterher in einer ruhigern Gemüthsverfaſſung recht helle und lebhaft erkennen, wie hülfsbedürftig und gefahrvoll ihre Lage war, was Gott an ihnen that, und wie viel ſie den Tröſtungen ſeines Worts verdanken. Oft und gern wird ſich der Geneſene ſein ſchweres Krankenübel vergegenwärtigen, und ſich die Wahrheiten wiederholen, die ihn bey Geduld und Hoffnung erhielten. Mit Freuden wird ſich der aus Mangel Gerettete erinnern, wie in der traurigſten Verlegenheit doch Gebet und Vertrauen zu Gott ſeinen Muth nicht ſinken, und ihn nicht auf ſündliche Wege gerathen ließ. Die, welche bittere Bekümmerniſſe anderer Art erlebten, werden mit froher Bewunderung zurückdenken, woher ſie die Geiſtesſtärke hatten, jene Schickſale zu ertragen, und mit Davids frommen Dankgefühl vor Gott bekennen (Pſ. 119, 92.): Wo dein Wort nicht wä-

wäre mein Troſt geweſen: ſo wäre ich vergangen in meinem Elende! — Wem muß die Religion nicht ewig ſchätzbar bleiben, den ſolche Erinnerungen zur Liebe gegen ſie verpflichten?

Und hier haben wir denn alſo auch einen wichtigen Grund mehr, Gottes Weisheit und Güte in der Zulaſſung unſrer Leiden zu verehren. Sie ſind die wirkſamſten Erweckungs- und Uebungsmittel der Gottesfurcht.

Am 22 Sonntage nach Trinitatis.

Text. Matth. 18, 23—35.

Einleitung.

Es ſcheint in dieſer Erzählung beynahe etwas Unglaubliches zu ſeyn, daß der ſtrafwürdige Menſch, dem eine unermeßliche Schuld und die verdiente Ahndung ſeiner Untreue erlaſſen war, faſt in demſelben Augenblicke einen Andern um einer geringen Foderung willen mit der unbarmherzigſten Härte behandelt haben ſollte. Er, der ſo eben in der größten Angſt ſeinen Herrn fußfällig um Gnade gefleht, und mehr Mitleiden, als er hoffte, gefunden hatte, ſollte ſo wenig menſchlich, ſo undankbar geweſen ſeyn, ſeinem Schuldner, der mit denſelbigen Worten bat, alle Nachſicht zu verſagen, und ihm, da er doch bezahlen wollte, nicht einmal Friſt zu gönnen? Er hätte ſogar nicht daran gedacht, daß ihm dieſe Strenge am wenigſten anſtehe; daß ſie ihm allgemeinen Unwillen und wahrſcheinlich auch die Ungnade ſeines gütigen Herrn zuziehen würde? Wie viel Unbilliges, Bösherziges und ſelbſt Vernunftwidriges vereinigt ſich in dieſem Betragen! --- Aber bey aller anſcheinenden Unbegreiflichkeit enthält dieſe Geſchichte doch viel Wahrheit. Nehmen wir das Bildliche von ihr weg: ſo redet der Erlöſer von einem Fehler, der eben ſo ſehr wider alle Vernunft und wider alles Billigkeitsgefühl iſt, als die Härte jenes Gläubigers, und der doch alle Tage von Menſchen begangen wird.

Menſchen nämlich verzeihen weniger als Gott. Sie, die doch minder an Andern zu fodern haben; die noch dazu nicht nur des Unendlichen Langmuth, ſondern auch der Geduld ihrer Brüder ſo ſehr bedürfen, ſind ſo oft unerbittlich ſtrenge gegen Jeden,

der ſich, ſey es abſichtlich oder nicht, an ihnen vergeht. Und was noch mehr iſt, ſie richten und ſtrafen ohne Schonung ſelbſt Denjenigen, deſſen Fehltritte ſie eigentlich nicht einmal angehen. Sie verurtheilen Andre, ohne zu bedenken, daß ſie ſich ſelbſt ihr Urtheil ſprechen. --- Wie ſollen wir uns dies erklären? Und wie wenig läßt es ſich entſchuldigen!

Vortrag.

Ueber die Unbilligkeit, Andern die Nachſicht und Geduld zu verſagen, die man ſelbſt nöthig hat.

I. Urſachen dieſer böſen Gewohnheit.

II. Nähere Erörterung der damit bewieſenen Unbilligkeit.

Erſter Theil.

Daß Menſchen wirklich die Gewohnheit haben, die Fehler Anderer mit größter Strenge zu beurtheilen, und gleichwohl zu verlangen, daß man gegen die ihrigen Nachſicht beweiſen ſoll; daß ſie Den, der ſich vergeht, gern ſcharf beſtraft wiſſen, für ſich ſelbſt aber wollen, daß von Strafgeſetzen in ihrem Falle Ausnahmen gemacht werden; daß ſie nicht leicht verzeihen, wenn ihnen Leids geſchieht, doch aber Verzeihung erwarten, wenn ſie Jemand zu nahe getreten ſind, davon wird wohl Niemand erſt noch Beweiſe fodern. Das ſind Erfahrungen, die jeder Beobachter täglich machen kann. Und auch die Quellen dieſer Partheylichkeit laſſen ſich leicht entdecken. Sie ſind überhaupt Unbekantheit mit ſich ſelbſt und Eigenliebe. Hieraus laſſen ſich alle jene Arten von Unbilligkeit herleiten.

Es ſetzt faſt nothwendig einen Mangel an Selbſtkenntniß voraus, wenn ein fehlerhafter Menſch dem Andern hart begegnen ſoll, zumal ſolcher Fehler wegen, die ihnen gemeinſchaftlich eigen ſind. Denn die Regel, daß man kein Recht habe, zu ſtrafen, wo man ſelbſt Strafe verdient, iſt ſo ſonnenklar gerecht, ſo der Vernunft gemäß und das Gefühl ihrer Wahrheit ſo natürlich ſtark, daß erſt eine gänzliche Abhärtung und Verdorbenheit des Gemüths dazu gehört, um ſie wiſ-

wiſſentlich zu übertreten. Es kann Jemand wohl aus vermeynter Weltklugheit dawider handeln, und ſeine eigenen Fehler, etwa um ſie zu verſtecken, mit ſcheinbarem Unwillen an Denen tadeln, die ſie an ſich haben ſichtbar werden laſſen. So z. B. verurtheilt der geheime Freund der Wolluſt den Wollüſtling, deſſen Ausſchweifungen bekant werden; der noch nicht ertappte Betrüger ſchilt auf die Ungerechtigkeiten, worüber Jemand ergriffen worden iſt. Aber das geſchieht doch nur zum Schein, und kluge Menſchenkenner merken auch bey ſolchen Gelegenheiten leicht den bloß geborgten Ernſt. Es iſt der Eigenliebe zu ſehr zuwider, ſich mit Wiſſen in Andern zu verdammen, und Niemand thut es gern, wenn er nicht glaubt, daß Noth und Klugheit es fodern. — Man kann alſo mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß Diejenigen am wenigſten ſich ſelbſt kennen, die gegen fremde Fehler am ſtrengſten eifern, oder daß ſie doch in dieſem Augenblicke nicht an ſich denken müſſen. So werden nun auch tauſend unbillige Urtheile und Handlungen begreiflich, ohne daß man Die, welche ſich ihrer ſchuldig machen, als Freche und im höchſten Grade Unverſchämte anſehen darf. Der gewöhnliche Ton in Geſellſchaften iſt, des Nächſten Fehler bald ſpöttiſch, bald ernſthaft muſtern. Fragt man, wie dies möglich iſt, von Menſchen, die doch in Wahrheit ſelbſt nicht fehlerfrey ſind, wie dieſe über einen ſo bedenklichen Gegenſtand ſo redſelig, ſo launigt oder ſo bitter ſeyn können; ſo iſt die Antwort: ſie kennen ſich entweder überhaupt nicht, oder ſie haben zum wenigſten für itzt ihr Auge von ſich abgewandt, und auf Andre gerichtet. Ihr Gewiſſen könnte ihnen freylich wohl ſagen: „aber du haſt ja auch große Schwachheiten, wenn gleich nicht eben dieſe.“ Doch das hindern dann ſchon Zerſtreuungen, und zudem gehört hierzu ein zarteres, mehr ausgebildetes Gewiſſensgefühl, als die Meiſten haben. Auf gleiche Weiſe erkläre man ſich die ſonderbare, obgleich nicht ſeltene Erſcheinung, wenn Menſchen von ſolchen Schwachheiten und Thorheiten an fremden Perſonen reden, die wir in gleichem, wohl noch größern Grade an ihnen kennen. Nimmermehr glauben ſie, ihr eignes Bild zu zeichnen. Wie könnten ſie ſonſt ſo darauf unwillig ſeyn! Und

ſo wie der Menſch ſeine noch fortdauernden größten Schwächen, vielleicht aus allzu großer Vertraulichkeit mit ihnen, nicht mehr an ſich, nein, nur an Andern wahrnimmt: ſo kann es noch leichter geſchehen, daß er fehlerhafte Handlungen, die er vor dem häufig begieng, ganz vergeſſen hat, weil er ſie gern vergeſſen wollte, und ſie nun da, wo er ſie gegenwärtig ſieht, auf das härteſte richtet. Iſt dies nicht den Bejahrten meiſtens in Anſehung der Jugendfehler eigen? Iſt es nicht eben ſo oft das Betragen der ſtolzen Geänderten, die gegen Solche, dergleichen ſie ehmals waren, die größte Härte im Urtheilen und Handeln beweiſen? — Unbekant mit ſich ſelbſt ſind ferner auch alle Diejenigen, welche auf Beſtrafung jedes kleinern und größern Vergehens, ohne Rückſicht auf Umſtände und auf Genugthuung für alles, was ihnen zuwider geſchah, beſtehen. Dieſe müſſen doch nicht wiſſen, nicht beachten, wie oft ſie ſelbſt geſtraft zu werden verdienen, und wie Viele an Ihnen Genugthuung zu ſodern haben. Wie, wenn ſie jedwedes von ihren Mitmenſchen Geſprochene verantworten und vergüten ſollten? Am wenigſten müſſen ſie bedenken, wie groß ihre Schuldrechnung bey Gott iſt. —

Dieſe Unbekantheit mit ſich ſelbſt iſt nun eines Theils wohl dem unterlaſſenen Nachdenken über ſich zuzuſchreiben. Andern Theils iſt ſie aber auch eine Folge und Wirkung der Eigenliebe. Aus bloßer Eigenliebe unterlaſſen es Viele, ſich näher zu betrachten, um nicht durch entdeckte Mängel in der guten Meynung, die ſie einmal von ſich haben, geſtört zu werden. Kommen ihnen dann aber ihre Fehler ungeſucht vor Augen: ſo weiß die Selbſtgefälligkeit immer Mittel, ſie zu verſchleyern. Am meiſten betrügt dieſe böſe Eigenſchaft den Menſchen, wenn er zwiſchen ſich und Andern Vergleichungen anſtellt. Da iſt er allemal beſſer und bey gleichen Vergehungen mehr zu entſchuldigen. Seine größten Thorheiten, ſeine ſträflichſten Handlungen erſcheinen ihm als ſehr verzeihlich; des Nächſten Irrthümer und Uebereilungen hingegen als ſtrafwürdige Verbrechen. Gegen das, was ſeine eigne Schuld vermehrt, iſt er abſichtlich blind, bey Andern aber nur gegen das, was die ihrige vermindert. In jedem fremden Auge

ſieht

ſieht er den kleinſten Splitter; in ſeinem wird er des Balken nicht gewahr. Iſt es zu verwundern, wenn dergleichen durch ihr Herz Betrogene ſich alles, und ihren Mitmenſchen nichts zu gute gehalten wiſſen wollen? Wenn ſie ſich heute beſchweren, daß man ihnen zu hart mitfahre, und doch morgen noch viel härter gegen fremde Menſchlichkeiten ſind? — In gewiſſen Fällen rührt dieſe Härte auch noch aus einer andern Wirkung der Eigenliebe her. Es iſt nämlich dem eiteln Herzen empfindlich, durch Anderer Vergehungen an ähnliche, deren man ſich ſchuldig erkennen muß, und die man bey ſich und bey der Welt in Vergeſſenheit gebracht zu haben hoffte, erinnert zu werden, und ihr Andenken erneuert zu ſehen. Da rächet ſich denn der gekränkte Stolz durch Haß und Bitterkeit, und ſucht zugleich damit das neu aufgedeckte Grab ſeiner Thorheiten wieder zu übertünchen. —

Zweyter Theil.

Dieſe Betrachtungen, die ſich noch viel weiter ausführen laſſen, erklären nun zwar die Billigkeit, von der wir reden: aber ſie entſchuldigen ſie nicht. Es geſchehe aus Mangel an Selbſtkenntniß, oder mit Bewußtſeyn deſſen, was man ſelber iſt, aus Gedankenloſigkeit oder aus ſtolzer Eigenliebe: ſo iſt es immer etwas ſehr Strafbares, Fehlenden die Nachſicht nicht zu gönnen, die man doch auch von Andern in mehr als einem, wohl gar in demſelben Falle nöthig hat. Damit handelt man offenbar, nicht nur wider das Gebot der freywilligen Liebe und Güte, ſondern ſelbſt wider den erſten Grundſatz der Gerechtigkeit, nach welchem alle Menſchen gleiche natürliche Rechte haben, und den Jeſus ſo ſchön mit den Vorſchriften der Liebe in den Worten vereinigt hat: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen. Und für Chriſten iſt es doppelt ſtrafbar, da ſie nicht nur nach dem Muſter Gottes verzeihen und Geduld beweiſen, nicht nur (1 Petr. 4, 8.) aus Liebe auch der Sünden Menge bedecken ſollen, ſondern da ihnen von Gott mehr verziehen wird, als ſie je verzeihen können. Was iſt ihr liebloſes Richten, ihre Hartherzigkeit gegen Gefallene, ihre Rachgier

und Unverſöhnlichkeit gegen Beleidiger beſſer, als das Betragen des böſen Knechts, dem Millionen erlaſſen wurden, und der ſeinen Mitknecht um hundert Groſchen ins Gefängniß warf?

Iſt es denn etwa auch ſo ſchwer, ſeine eigne Fehlerhaftigkeit zu kennen? Für Den freylich wohl, der ſie nicht kennen will: aber außerdem gewißlich nicht. O, ein Blick auf unſer Herz, ein wenig ernſte Aufmerkſamkeit auf unſre gewohnte Denkart und Handlungsweiſe lehrt uns ſchon ſo viel, als wir, um demüthig und billig zu ſeyn, gebrauchen! Und wie, wenn wir auf unſer ganzes Leben zurückſehen, und nur die Vergehungen ausheben, die uns noch ohne Mühe erinnerlich ſind; wenn wir dann das Vergangene nur ſo im Ganzen überrechnen, — wem entfällt da nicht der Muth, ſeines Nächſten Richter zu ſeyn! — Auch das gewöhnliche Blendwerk der Eigenliebe: daß man zwar überhaupt wohl ſeine Fehler habe, aber doch den nicht, von dem eben die Rede ſey: oder daß man auch bey ähnlichen mehr vor ſich habe, rechtfertigt die Härte nicht. Da fragt es ſich doch nun erſt noch, ob unſere oder dieſer Fehler des Nächſten größer iſt. Wären wir aber auch wirklich im geringern Grade ſtrafbar: ſo iſt es doch noch kein ſo gar großer Vorzug, bloß weniger ſtrafbar zu ſeyn. Und was gehört nicht dazu, um das Maaß von Schuld für Andere ſicher zu beſtimmen? Wer kann alles das berechnen, was ihnen vielleicht zur Entſchuldigung dienen könnte? Man irrt ſehr oft, wenn man ſeine Mitmenſchen, aber ſelten, wenn man ſich ſtrenge beurtheilt.

Freylich folgt aus dieſem allen nun nicht, daß gegen Menſchen, die ſich vergehen, gar keine Strenge bewieſen werden müſſe. In gewiſſem Maaße und ſo weit Geſetze, Ordnungsliebe, Tugend und gemeine Wohlfahrt ſie erfodern, und im Reden und Urtheilen, wo die Aufrichtigkeit ſie erheiſcht, iſt ſie nothwendig und nach den Umſtänden oft heilſamer, als zu große Gelindigkeit. Nur beweiſe ſie ſich nicht durch Spott und Bitterkeit, nur nicht durch Haß, unnöthiges Wehethun, liebloſe Verachtung und Unverſöhnlichkeit. Sie habe immer Liebe und Menſchlichkeit zur Seite.

Wer

Wer andere ſtrafen will, ſtrafe zuerſt ſeine eigenen Fehler; und wer es fühlt, daß ihm Manches nachgeſehen werden muß, ſehe beſcheiden und billig auch Andern nach.

Am 23 Sonntage nach Trinitatis.

Text. Matth. 22, 15 — 22.

Einleitung.

Das Zeugniß, was dem Erlöſer hier von ſeinen Feinden gegeben wird: „wir wiſſen, daß du wahrhaftig (aufrichtig) biſt, und „lehreſt den Weg Gottes recht, und du fragſt nach Niemand: „denn du achteſt nicht das Anſehen der Menſchen,“ dies Zeugniß war ein verdientes Lob, ob es gleich nur die Abſicht hatte, boshafte Anſchläge zu verbergen und ihn ſicher zu machen. Er bewies ſelbſt im gegenwärtigen Falle durch die Entſcheidung der ihm vorgelegten verfänglichen Rechtsfrage, daß ſie nicht zu gut von ihm geurtheilt hatten. Die von ihnen im Herzen bezweifelte Verbindlichkeit, dem Kaiſer die gefoderten Abgaben zu entrichten, legte er ihnen ſo nahe, daß ſie ſie eingeſtehen mußten. Zugleich aber hieß er ſie auch das leiſten, was ſie nach ihrer beſondern Staatsverfaſſung zur Unterhaltung der Prieſter, die ſowohl ihre Obern, als Diener der Religion waren, geben mußten. Das Urtheil war eben ſo freymüthig, als mit kluger Vorſicht geſprochen. Seine Gegner konnten nichts auf ihn bringen, und giengen beſchämt hinweg.

Ueberhaupt gehört es mit zu dem Vorzüglichen in dem Leben und Verhalten Jeſu, daß er immer ohne Scheu die Wahrheit ſagte, wo ſie nöthig und nützlich war; daß er ſie aber auch allemal auf eine Art zu ſagen wußte, die es ſeinen Widerſachern unmöglich machte, ihm beyzukommen. Hierzu gehörte in ſeinem Berufe und Verhältniß die größte Weisheit mit dem größten Muth verbunden. Und ſo zeigte er ſich ſelbſt da, als die Bosheit ſeinen Tod ohne Rückſicht auf Schuld oder Unſchuld beſchloſſen hatte.

Dies ſein Beyſpiel lehre uns denn nicht nur treue Freunde der Wahrheit, ſondern es auch mit der weiſen Behutſamkeit ſeyn, die uns vor unnöthigen Gefahren ſichert, und der Welt mehr Nutzen ſchafft.

Vor-

Vortrag.

Ueber den größern Werth, den die Aufrichtigkeit hat, wenn ſie mit Klugheit verbunden iſt.

I. Ob und wie ſich dieſe Tugend mit Klugheit vereinigen läßt.

II Wie viel größer alsdann ihr Werth und Nutzen iſt.

Erſter Theil.

Es wird oft, wiewohl irrig bezweifelt, ob Aufrichtigkeit mit Klugheit, oder dieſe mit jener, verträglich ſey. Der Fehler liegt bloß darin, daß man beyde falſch erklärt und in einer weitern Ausdehnung nimmt, als man ſollte. Wäre es Aufrichtigkeit, wie Mancher glaubt, ohne Unterſchied alles zu ſagen, was man denkt und für wahr hält, alles geradezu zu beantworten, warum man gefragt wird, alle Geheimniſſe des Herzens, alle Meynungen und Urtheile über Andere Allen zu entdecken: ſo ſtünde ſie mit der Klugheit im Widerſpruche. Oder nöthigte uns dieſe letztere, nur ſo zu reden, wie es unſer jedesmaliger nächſter Vortheil zu erfodern ſcheint; hieße ſie uns nach Gelegenheit und Umſtänden wider unſre Ueberzeugung ſprechen, loben, wo wir tadeln, ſchmeicheln, wo wir ſtrafen, und ſchweigen, wo wir bekennen ſollten: ſo wäre ſie allerdings das Gegentheil der Aufrichtigkeit. Allein beſteht Aufrichtigſeyn nicht in jener fehlerhaften Offenherzigkeit; iſt es vielmehr nur darin zu ſetzen, daß man nie wider ſeine Ueberzeugung rede, und, was man denkt, nur da mittheile, wo es nothwendig oder von Nutzen iſt; und heißt wahre Klugheit hier nicht mehr, als richtige Beurtheilung, wo man pflichtmäßig reden, wo man im Gegentheil ſchweigen ſoll: ſo laſſen ſich beyde nicht nur mit einander vereinigen, ſondern ſie müſſen auch nothwendig verbunden werden. Wo nicht, ſo handelt der Aufrichtige thöricht und der Kluge als ein Falſcher. Dieſe innige Verbindung von beyden behauptet auch ſelbſt der göttliche Stifter unſrer Sittenlehre, indem er ſeinen Jüngern befiehlt (Matth. 10, 16.):

Seyd klug wie die Schlangen, und ohne Falſch wie die Tauben.

Die Klugheit alſo — in dem edlern Sinne des Worts, wie man ſie allzeit verſtehen ſollte — muß gleichſam die Wegweiſerinn der Aufrichtigkeit ſeyn. Um das, was ſie in dieſer Abſicht zu leiſten hat, näher zu beſtimmen: ſo beſteht es vornehmlich in folgenden Vorſchriften:

Zuerſt heißt ſie den Aufrichtigen die von ihm erkannte oder geglaubte Wahrheit vorſichtig an ſich halten, wo ihre Bekantmachung offenbar ſchädlich ſeyn, oder wo der Schaden den Nutzen überwiegen würde. Dieſer Fall tritt öfter ein, als man gewöhnlich denkt. Er erſtreckt ſich nicht nur auf unſre und Anderer Heimlichkeiten, nicht nur auf die entdeckten oder mit Grund vermutheten Fehler und Vergehungen des Nächſten, ſondern auch auf manche allgemeine, wichtige Wahrheiten. So giebt es z. B. mehrere Irrthümer, fehlerhafte Gewohnheiten und Arten des Aberglaubens, wovon ein Nachdenkender leicht den Ungrund und das Thörichte einſieht, die aber ſo feſt eingewurzelt ſind, daß ſie ſich wenigſtens vorerſt noch nicht ausrotten laſſen. Soll nun jeder Einſichtsvollere, alles, was er darüber denkt, aller Orten laut bekant machen? Soll er unberufen hier ein Verbeſſerer ſeyn wollen, wozu er doch vielleicht nicht das erfoderliche Anſehen hat? Wird er nicht oft vorausſehen, daß er, ohne ſeinen Zweck zu erreichen, nur ſich um alles Zutrauen bringen, nur erbittern, nur den Eigenſinn zu noch ſtärkerm Feſthalten an falſchen Meynungen reizen, und alſo mehr Böſes als Gutes ſtiften, der Wahrheit wirklich mehr ſchaden als Nutzen ſchaffen werde? Iſt es nicht beſſer, da behutſamer zu Werke zu gehen, ſich alles Ungeſtüms zu enthalten, und eine bequemere Zeit abzuwarten, wo ſich von Vorſtellungen mehr Eindruck hoffen läßt? Es iſt eine ſchöne Sache um die Aufklärung der Welt und um die Verbeſſerung der Irrthümer: aber wer dabey auch nicht behutſam und ſchonend genug verfährt, der zerſtört mehr, als er aufbauet. Gewiſſe Wahrheiten und beſſere Kenntniſſe, deren die Welt noch zu ungewohnt iſt, erfodern, daß das Menſchengeſchlecht erſt nach und nach darauf vorbereitet werde. — So behutſam verfuhr unſer Erlöſer.

Er nahm ſeinen Jüngern nicht auf einmal oder gewaltſam alle die irrigen Meynungen, die ſie noch aus dem Judenthum hatten. Faſt unvermerkt flößte er ihnen beſſere Begriffe ein. Lange verſchwieg er ihnen das, was ihnen zu fremd vorgekommen ſeyn, und ihren Glauben vielleicht wankend gemacht haben würde. Und noch als er von ihnen Abſchied nahm, verwies er ſie auf eine künftige höhere Belehrung von Gott. Ich habe euch, ſprach er (Joh. 16, 12.), noch viel zu ſagen: aber ihr könnet es itzt nicht tragen. — Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß nur da gegen Irrthümer Schonung bewieſen werden muß, wo ſie nicht merklich ſchädlich ſind, und wo ihre Vertilgung wohl ſelbſt den Einſturz mancher Wahrheit nach ſich ziehen könnte. Gegen wirklich verderbliche Meynungen und ſündlichen Aberglauben erhebe jeder Wahrheitsfreund ſeine Stimme ohne Zurückhaltung.

Wer bey Aufrichtigkeit Klugheit beweiſen will, der ſage ferner, wo er reden muß, nicht mehr und nicht weniger, als die Sache erfodert. Hätte Jeſus ſich über die ihm vorgelegte Streitfrage weitläuftig ausgelaſſen: ſo möchten ſeine Feinde leicht etwas gefunden haben, was ſie ihm ſcheinbar hätten zur Laſt legen können. Aber er wußte, wen er vor ſich hatte, und ſagte gerade ſo viel, als nöthig war. Uns diene das zur Lehre, daß wir doch auch ſtets ſorgfältig unterſcheiden, an welchem Orte, zu welchen Perſonen, in was für Abſicht wir reden, und was für ein guter oder übler Gebrauch von unſern Worten gemacht werden könne. Hüten mögen wir uns, nichts Ueberflüſſiges, nichts, was wir nicht verantworten können, zu ſagen. Weder Fröhlichkeit, noch Unmuth und leidenſchaftliche Hitze, weder Haß noch Liebe, weder Unbedachtſamkeit noch unzeitige Vertraulichkeit entlocke unſerm Munde ein Geheimniß, ein Urtheil oder ſonſt etwas, das uns gereuen möchte. Bloß was wir für dienlich halten, um Nutzen und wahres, edles Vergnügen zu befördern, um Uebel zu verhüten, und was dabey wahrhaftig iſt, das allein werde von uns geſprochen. — Iſt dieſe Unterſcheidung des Nöthigen und Ueberflüſſigen, des Nützlichen und Schädlichen überhaupt nothwendig: ſo iſt ſie es

noch

noch weit mehr bey wichtigen, beſonders gerichtlichen Verhandlungen. Da leite uns bey der reinſten Wahrheitsliebe ernſtes Nachdenken und weiſe Aufmerkſamkeit.

Inſonderheit iſt die gröſste Vorſichtigkeit bey den Aeuſſerungen unſrer Meynungen über Andere erfoderlich. Dies iſt nicht bloß Pflicht der Klugheit, ſondern auch der Liebe, und eine wichtige Regel für das geſellſchaftliche Leben. Von Abweſenden laßt uns nie etwas reden, was wir uns nicht erfoderlichen Falls auch getraueten, es ihnen ins Geſicht zu ſagen. Nie ſey es uns genug, uns der Wahrheit nur bewußt zu ſeyn, wenn wir von ihnen aus Güte und Billigkeit ſchweigen ſollten. — Gegen Die, mit welchen wir umgehen, ſey unſer Betragen eben ſo wenig rauh und unfreundlich, als falſch und verſtellt, eben ſo ſanft, gefällig und nachgebend, als aufrichtig.

Zweyter Theil.

Nur in dem Maaße kann die Aufrichtigkeit dieſen Namen verdienen, und für eine Tugend gelten, als ſie von kluger Ueberlegung und Bedachtſamkeit begleitet wird. Alles ſagen, was man denkt, iſt Unweisheit, und ob es gleich ein beſſer Herz beweiſet, als Falſchheit und Verſtellung: ſo iſt es doch oft von ſchädlichern Folgen, als ſelbſt dieſe Laſter; ſo wie etwa ein unbeſonnener Freund leicht mehr, als ein verſchlagener Feind ſchaden kann. Wie unendlich viel Unheil iſt nicht ſchon aus unzeitiger Offenherzigkeit entſtanden! Wer erlebt davon nicht täglich warnende Beyſpiele?

Ein Weiſer, der mit Wahrheitsliebe Vorſichtigkeit verbindet, entgeht zuvörderſt vielen großen Unannehmlichkeiten, und ſorgt vernünftig für ſein eignes Beſte. Er ſetzt nicht ſo, wie der Schwätzer, ſeine Ehre und Ruhe, oder wohl gar ſein ganzes Glück in Gefahr. . Er iſt vor Verantwortung und Verdruß geſichert, und erſpart ſich manches Misvergnügen mit ſich ſelbſt, manche Demüthigung, manche bittere Vorwürfe des Gewiſſens. Ihn achtet man nicht bloß als Wahrheitsfreund, ſondern auch als einen Mann, der Verſtand, Weltkenntniß und wahre Klugheit des Lebens beſitzt. Ihm ſchenkt man gern ſein Vertrauen. Er allein,

der eben ſo gut ſchweigen als reden kann, iſt zum freundſchaftlichen Umgange fähig. Ihm nur können wichtige Geſchäfte und Ehrenſtellen übertragen werden. — So viel kömmt für das Glück des Menſchen darauf an, daß er mit Vernunft über ſeine Zunge herrſche. Reden bringt, nach dem Ausſpruch eines weiſen Sittenlehrers (Sir. 5, 15.), Ehre, und reden bringt Schande, und den Menſchen fället ſeine eigene Zunge. — Zwar finden ſich wohl Gelegenheiten, wo man ſich der Wahrheit wegen Verdruß und Gefahren ausſetzen muß. Doch ſind dieſe ſo häufig nicht, und ſie laſſen ſich leicht von denen unterſcheiden, wo man ohne Noth und Nutzen Gefahren ſuchen, und ſich etwa nur aus Eigenſinn, Eitelkeit, Stolz, Vorwitz und andern Fehlern entbehrliche Verdrießlichkeiten bereiten würde.

Durch ein kluges Betragen bey der Aufrichtigkeit wird die Wahrheit auch allemal gefälliger und nützlicher für Andre. Zur Unzeit oder unbehutſam geſagt, erbittert ſie; zur rechten Stunde, am rechten Orte, mit Feinheit und bey allem nöthigen Ernſte gleichwohl mit ſichtbarer Güte geſprochen, bringt ſie in das Herz ein, und wirkt Beſſerung. Der unbeſonnene Wahrheitsfreund ſcheucht Jeden von ſich weg, und befördert oft gerade das Gegentheil von dem, was er wollte. Der Weiſere hingegen macht ſich nicht nur beliebt, ſondern auch verdient um Wahrheit und um Tugend. O, daß Diejenigen vorzüglich ſich dies merken möchten, deren Beruf es iſt, zu lehren, zu erinnern, zu warnen! Religions- und Jugendlehrer, Aeltern und Erzieher, Aufſeher über Untergebene, Hausväter und Hausmütter ſollten ſich doch nie durch Unbedachtſamkeit oder Leidenſchaft zu unzweckmäßigem Eifer und andern Vergehungen wider die Klugheit verleiten laſſen; ſollten nie auf eine Art reden, die ihre ſonſt nützlichen Vorſtellungen fruchtlos machen muß, vielmehr jedesmal ihre Lehren und Erinnerungen ſo einkleiden, wie ſich ihre gute Aufnahme und Befolgung am ſicherſten hoffen läßt. — Aber auch Jeder überhaupt hat in ſeinen Verbindungen mit der Welt Urſache genug, die Lehre vor Augen zu haben, daß unzeitiges, unüberlegtes Reden für ihn und Andere tauſend-

ſache ſchädliche Folgen nach ſich zieht, und daß nur Wahrheitsliebe, mit Klugheit und Herzensgüte verknüpft, eine liebenswürdige, ſegensreiche Tugend iſt.

Am 24 Sonntage nach Trinitatis.

Text. Matth. 9, 18 — 26.

Einleitung.

Nach unſerm Naturgefühl iſt Sterben das größte Uebel, und unſre Glückſeligkeit hienieden hat keinen ſo empfindlichen Mangel, als den, daß ſie nach Verlauf von wenig Jahren für immer geendigt wird. Es ſind, zumal für den Beglückten, ſehr beunruhigende Vorſtellungen, daß dies Leben nur eine kurze, ungewiſſe Zeit dauert; daß mit ſeinem Ende aller Beſitz und Genuß des Guten, was wir haben, aufhören, alle die angenehmen Verbindungen, worin wir ſtehen, zerriſſen, und der ſichtbare Theil von uns ſelbſt nach einem beſchwerlichen Kampfe zerſtört werden wird. Sehr natürlich wäre der Wunſch, dieſer traurigen Veränderung überhoben zu ſeyn, wenn wir nicht fühlten, wie vergeblich er iſt. Sterben iſt einmal für uns, wie für alles, was auf Erden lebt, unvermeidliche Nothwendigkeit, weſentliche Eigenſchaft unſrer itzigen Natur, unveränderliche Anordnung Gottes.

Aber warum mußte es ſo ſeyn? War es dem Allmächtigen nicht möglich, uns eine ununterbrochene ewige Fortdauer zu geben, oder doch unſern Aufenthalt auf Erden wenigſtens ſo weit zu verlängern, bis wir, mehr des Lebens ſatt, geneigter wären, von dem Schauplatz der Welt abzutreten? Konnte ſeine Güte uns nicht die Aengſtlichkeit, die Bekümmerniſſe, die Schrecken und bittern Gefühle erſparen, die der Tod in ſo mancher Abſicht, und beſonders der ungewiſſe frühe Tod, verurſachen muß? --- Dieſe Fragen liegen jedem Nachdenkenden zu nahe, und ſind zu oft, ſelbſt bey den beſten Menſchen, ein geheimer Grund von Zweifeln an Gottes Weisheit und Liebe, als daß ſie nicht eine gründliche Beantwortung verdienten.

Und dieſe iſt Gott Lob uns Chriſten keineswegs unmöglich. Dürfen wir doch nur die uns bekante große Abſicht des Todes ernſtlich bedenken, um ihn unſrer Glückſeligkeit mehr beförderlich als nachtheilig zu erkennen. --- Das ſanfte Bild des Schlafs,

deſſen ſich Jeſus in unſerm Texte bedient, erinnert uns, daß auch der Tod eine ähnlich wohlthätige Einrichtung iſt, ein Mittel, unſre Natur von Schwächen zu befreyen, und ihr neue Kräfte, neue Vollkommenheit zu verſchaffen.

Vortrag.

Ueber den weiſen Zweck der Anordnung Gottes, daß wir ſterben müſſen.

I. Entledigung von den Unvollkommenheiten, welche von unſerm itzigen Leben unzertrennlich ſind.

II. Erhebung zu einer höhern Stufe von Glückſeligkeit, die hienieden für uns unerreichbar war.

Erſter Theil.

In den Augenblicken, wo wir den natürlichen Trieb, zu leben, ſtärker fühlen, bey frohen Begebenheiten, oder auch, wo ſich die Einbildungskraft mit allerley fürchterlichen Bildern vom Tode beſchäftigt, ſcheint uns das Leben auf Erden gemeiniglich vollkommner zu ſeyn, als es wirklich iſt. Wir vergeſſen da gern alles das Mangelhafte in und außer uns, worüber wir zu anderer Zeit laute Klagen führen, und gedenken nur des Guten und Angenehmen, was die Welt darbeut. Dies macht denn hauptſächlich, daß der Tod ſo leicht das Anſehen eines zu großen, unerſetzlichen Verluſts erhält. Es geht uns damit, wie Denjenigen, die einen ſchlechten Wohnort mit einem beſſern vertauſchen ſollen. So wenig dieſe auch bisher zufrieden geweſen ſeyn mögen: ſo glauben ſie doch nun itzt gar leicht, viel einzubüßen, weil ſie theils ſich dort eingewohnt hatten, und das Beſchwerliche der Veränderung ſcheuen, und theils auch die Vorzüge des neuen Aufenthalts noch nicht genug kennen. Allein aus dieſer unſrer Art zu urtheilen oder zu empfinden, folgt keinesweges, daß der Ruf aus dieſer Welt uns wirklich zu Aufopferungen nöthigte, die wir zu beklagen hätten. Wir, die wir mit unſern Meynungen überhaupt ſo leicht die Wahrheit verfehlen, ſind am wenigſten im Stande, über den wahren Werth des irdiſchen Lebens im Verhältniß gegen das zukünftige richtig

zu urtheilen, weil ſich hier unſer ſinnliches Gefühl zu ſehr einmiſcht, und weil uns von jenem beſſeren Zuſtande noch die Erfahrungskenntniß fehlt. Nur dem Unendlichen iſt das möglich, der beydes, das Gegenwärtige und Zukünftige kennt. Sein Urtheil über beydes iſt gewiß von dem unſern ſehr verſchieden: ſo wie auch wir einmal dieſe Welt ganz anders anſehen werden, wenn wir erſt in jene vollkommnere aufgenommen ſeyn werden, und unſer Wiſſen nicht mehr Stückwerk iſt. Indeß ſollten wir es ihm, unſerm Schöpfer und Vater, ſchon zutrauen, daß er uns nicht aus der Welt fodern würde, wenn der Verluſt, den wir dabey leiden, ſo gar groß und unerſetzlich wäre.

Doch bey aller ſinnlichen Anhänglichkeit an dies Erdenleben, und bey den reizendſten Bildern, die wir uns davon machen mögen, bemerkt doch die ruhige Vernunft auch gar bald eine Menge von Unvollkommenheiten, deren Betrachtung nothwendig die Klagen über die Sterblichkeit wenigſtens in etwas mäßigen muß. Unvollkommen iſt der edlere Theil von uns, der Geiſt, der uns belebt; unvollkommen ſein Gefährte, der Körper; unvollkommen ſind auch ihrem Gebrauche nach alle äußere Dinge, die uns umgeben.

Unſchätzbar ſind freylich die Vorzüge unſers vernünftigen, unſterblichen Geiſtes. Er hat die herrlichſten Anlagen zur Vollkommenheit, die Fähigkeit, durch Erkenntniß und Güte der Geſinnungen Gott ähnlich, höchſt glückſelig und ein Beförderer der Glückſeligkeit anderer Mitgeſchöpfe zu werden. Ihm wurden manche Triebe eingepflanzt, die ihm, wenn ſie gehörig gebildet und auf das Gute gerichtet ſind, eine unerſchöpfliche Quelle von Freuden, wie von edlen Handlungen eröffnen. So der Trieb zum Wiſſen, die Triebe des Wohlwollens, der Geſelligkeit, des Mitleidens, der Mitfreude, der Freundſchaft. Allein alle dieſe vortreflichen Anlagen bleiben auch hienieden großentheils nur — Anlagen. Die Ausbildung erhalten ſie nicht, die ſie haben müſſen, um die Seele völlig zu beglücken, und bey einem großen Theile werden ſie faſt mehr unterdrückt, als angebauet. — Was iſt — wenn wir auch nur auf den beſſern Theil ſehen wollen — des Menſchen Erkenntniß? Wie dürftig gegen das,

was ſie nach ſeinem Verlangen ſeyn ſollte; und gerade da am wenigſten befriedigend, wo er am heißeſten mehr Licht zu haben wünſcht! Nach langer Anſtrengung ſeines Verſtandes, nach mühſam geſammelten Erfahrungen befindet er ſich immer noch erſt im Anfange des Wiſſens. Allenthalben ſind noch Lücken, die er nicht ausfüllen, Finſterniſſe, die er nicht aufhellen, Irrthümer, von denen er ſich mit dem beſten Willen nicht losmachen kann. Er ſtrebt nach Wahrheit, kömmt auch wohl ſeinem Zwecke etliche Schritte näher, aber er erreicht ihn nicht. Gleich mangelhaft ſind und bleiben ſeine Tugendfertigkeiten. Schwer wird ihm erſt die Erkenntniß des Guten; hat er ſie ſich erworben: ſo hindert ihn die Sinnlichkeit, es mit ungetheiltem Herzen zu lieben; wohnt ihm auch dann die reinſte Liebe des Guten bey: ſo finden ſich äußere Hinderniſſe der Ausübung. Seine beſten Geſinnungen ſind wandelbar, und richten ſich zu oft nach der Lage, worin er iſt. Seine edlern Triebe werden von unedlern, von Eigenliebe, Ehrgeiz, Eigennuß oder auch von körperlichen Begierden eingeſchränkt, wo nicht gar verſchlungen. Da iſt keine Tugend auf Erden ohne Flecken, keines Menſchen Herz ohne Fehler, keines Leben ohne Reue. Der Tugendfreund beſſert an ſich bis ins Alter: aber am Ziele ſieht er, wie oft er nur mit Schwachheiten gewechſelt hat, und wie viel noch Fehlerhaftes an ihm iſt. — Mit einem Worte, der menſchliche Geiſt hat hier in dem erſten Stande ſeines Daſeyns zwar wohl ſchon das ihm weſentlich eigene Verlangen nach Vollkommenheit: aber ſtillen kann er es noch nicht. Wie? handelt ſein weiſer, guter Schöpfer nun noch hart, wenn er ihn in Freyheit ſeßt, und ihm eine Laufbahn anweiſet, auf der er ſeinen Wunſch erreichen kann?

Zwar ſind dies Vorſtellungen, deren Gewicht nur von beſſern Seelen empfunden werden kann. Manche wären wohl gern mit allen jenen Unvollkommenheiten des Geiſtes zufrieden, wenn ſie nur hier ewig zu leben hätten. Ihnen iſt der Tod ein ſchrecklicher Verluſt, weil er ihre ſinnlichen Freuden endigt. Für die mag es denn eine wirkſamere Beruhigungsart ſeyn, daß wir ſie an die auffallenden Mängel

gel dieſer ihrer abgöttiſch geliebten äußern Glückſeligkeit erinnern.

Bey aller Bewunderung, die unſer Körper in ſo mancher Abſicht verdient, macht er uns doch ſchlechterdings nicht zu einem dauernden Glücke fähig. Er iſt ein veränderliches, zerſtörbares Werkzeug, das in ſich den Grund manches Leidens und auch ſeines endlichen Untergangs hat. Anders konnte er nicht ſeyn, wenn wir nicht in Gedanken die ganze Schöpfung umändern wollen, oder wenn er überhaupt Körper ſeyn ſollte. Sind denn aber ſeine unvermeidlichen Schwächen, ſind die öftern Schmerzen, die er uns macht, die unangenehmen Empfindungen der Trägheit, Anſtrengung, Ermattung und Aengſtlichkeit, ſind die beſchwerlichen Gefühle des eintretenden Alters, und was es ſonſt noch der Art unangenehmes giebt, ſind dieſe Dinge nicht vermögend, die gar zu hohe Meynung von dem frohen Leben auf Erden herabzuſtimmen? Befrage dich hierüber, Menſch, in gewiſſen bittern Stunden, oder frage die körperlich Unglücklichen, die ihre Lebenstage elend zubringen. Ach, ſchon Viele haben den Tod nicht nur für kein Uebel, nein für ihren Erretter erkannt!

Eben die Bewandtniß hat es mit allen andern Dingen, die dem ſinnlichen Leben angehören. Die geſammten Güter und Freuden der Erde haben ihren gewiſſen Werth: aber wir fühlen auch und wiſſen, daß ſie nicht befriedigend, unſtet, nicht ſicher in unſrer Gewalt, im Genuß ermüdend, Ekel erweckend, der Tugend gefährlich, und nicht ſelten der Zufriedenheit ſo hinderlich, als beförderlich ſind. Man muß ſehr unweiſe und von roher Empfindung ſeyn, um in ihnen ſein höchſtes Gut zu ſuchen. — Die geſellſchaftlichen weitern und engern Verbindungen bieten zwar ſehr ſchätzbare Freuden des Lebens dar: aber auch hier hat die Welt ihre ſehr großen Unvollkommenheiten. Wir leben in ihr mit guten, aber auch mit böſen und überhaupt mit fehlerhaften Menſchen, wie wir ſelber ſind. Wie viele Bekümmerniſſe trüben hier das gehofte Vergnügen! — Und nach dieſem allen wollten wir nun noch glauben, der weiſe Schöpfer meyne es nicht gut mit uns, wenn er uns aus dieſem Lande der Unvollkommenheit in ein beſſeres ruft?

Zweyter Theil.

Endigte der Tod alle unſre fernern Erwartungen, und hörte mit ihm unſer Daſeyn auf: ſo wäre es freylich ein ſchlechter Troſt, ihn als den Beſchluß eines unvollkommnen Lebens zu betrachten; höchſtens nur ein Troſt für äußerſt Unglückliche und Solche, die der Verzweiflung nahe ſind. Aber das fürchten wir auch nicht. Nach unſrer auf ſichere Gründe gebauten Ueberzeugung iſt der edlere Theil von uns unſterblich, und mit dem Aufhören des gegenwärtigen iſt unmittelbar der Anfang eines neuen Lebens verknüpft. Die Seele fährt fort, ſich ihrer bewußt zu ſeyn, zu denken, zu empfinden, zu wirken, obgleich auf eine Art, die für uns noch nicht erkennbar iſt. Sie wird ſich höhern, ihr ähnlichen Weſen mittheilen können, nur denen nicht, die durch Körper und Sinnlichkeit noch von ihr geſchieden ſind. Sie wird, der Schrift nach, mit einem ihres neuen Zuſtandes würdigen Liebe (1 Cor. 15, 42-44.) bekleidet werden, und in dieſer Verherrlichung ewig fortdauern. Das iſt unſer Glaube; und ſo viel Dunkelheit uns auch hier umgiebt: ſo iſt doch ſchon die ſchwache Erkenntniß, die wir von jener Glückſeligkeit ohne Erfahrung haben können, hinreichend, den Tod nicht nur als eine weniger ſchreckliche, ſondern als eine wünſchenswerthe, erfreuliche Veränderung anzuſehen, ſo ſehr auch unſer itziges Naturgefühl widerſprechen mag.

Der Menſch war, wie ſchon ſeine Natur beweiſet, für eine höhere Beſtimmung geſchaffen, wozu er hienieden nicht gelangen konnte. Sein Geiſt, ein Bild nach Gott, ſollte und mußte auch, um ganz glücklich zu ſeyn, mit Gott in eine genauere, innigere Verbindung geſetzt werden, als es für ihn in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung möglich war. Itzt gehört er noch zu ſehr der Sinnenwelt. Sein gröberer Körper und alles Sichtbare macht gleichſam eine Scheidewand zwiſchen ihm und Gott. Er kann ſich nur ſchwach, nur mit Mühe, nur unterbrochen mit ſeinen Gedanken zu dieſem ſeinem Schöpfer erheben. Selbſt von dem Daſeyn deſſelben kann er ſich bloß durch mühſam gemachte Vernunftſchlüſſe und Glauben verſichern. Aber einſt wird er Gott ſchauen,

ſeines Daſeyns und ſeiner Gegenwart ſich ſo bewußt ſeyn, wie er ſich ſeiner ſelbſt bewußt iſt. Alle Herrlichkeit des Herrn, die itzt noch ein undurchdringliches Dunkel einhüllt, wird dann in vollem Lichte vor ihm ſchweben. Zahlloſe Werke und Wunder der Schöpferkraft, Weisheit und Güte, die er itzt nur ſchwach vermuthet, ſind dann Gegenſtände ſeiner Erkenntniß und Freude. — In jenem beſſern Leben, wo keine Irrthümer, keine Leidenſchaften, wie hier, keine Verſuchungen mehr ſind, wird ihn eine reinere Liebe des Guten beſeligen. Alle ſeine Gefühle und Geſchäfte werden Seligkeit ſeyn. Sein Umgang frey von allen Mängeln, nicht mehr eingeſchränkt auf Wenige, nein die liebevollſte Vereinigung mit allen ſeligen Geiſtern wird ihm immer neue Wonne darbieten. Und welche uns noch unbekante Freudenquellen laſſen ſich dort nicht noch erwarten? Wie ſchwach iſt nicht das erhabenſte Bild, was wir uns von des Himmels Glückſeligkeit entwerfen! —

Am 25 Sonntage nach Trinitatis.

Text. Matth. 24, 15 — 28.

Einleitung.

Dieſe Unterredung Jeſu mit ſeinen Jüngern betrifft die unglücklichen letzten Zeiten der Jüdiſchen Staatsverfaſſung. Der Erlöſer beſchreibt auf eine lebhafte Art die großen Drangſale, die der Krieg alsdann über das ganze Land verbreiten, und beſonders auch die Gefahr, worin ſeine Bekenner gerathen würden, durch angebliche neue Volkserretter verführt zu werden. Er heißt die Seinen auf den Anfang dieſes allgemeinen Elends Acht haben, und durch eine ſchnelle Flucht, als das einzige Mittel, für ihre Sicherheit ſorgen. Zwar waren die Zeiten, von denen er redete, noch ſo weit entfernt, daß die Apoſtel und erſten Jünger ſie größtentheils nicht erlebten. Indeß diente doch die frühere Benachrichtigung dem folgenden Geſchlechte zu einer nützlichen Vorbereitung; und es iſt auch aus der Geſchichte bekant, wie ſehr ſie den Chriſten zu ihrer Rettung zu Statten kam.

Immer iſt es in dem menſchlichen Leben voller Abwechſelung eine nöthige Weisheitsregel, ſich auf die Uebel, die man noch zu erwarten hat, voraus gefaßt zu machen, und in Zeiten auf Mittel, ſie abzuwenden oder zu erleichtern, bedacht zu ſeyn. Nur eine ſolche vernünftige Vorausſicht und Bereitſchaft auf das Künftige kann unſre Ruhe ſichern, uns vor Muthloſigkeit bewahren, und uns die Geſetztheit, die Gegenwart des Geiſtes geben, die bey allen widrigen Begegniſſen ſo wünſchenswerth iſt. Es bedarf hierzu keiner übermenſchlichen Einſichten. Nicht iſt es nöthig, daß wir unſre noch künftigen Schickſale untrüglich vorherſehen. Weltkenntniß, Aufmerkſamkeit auf Zeit und Umſtände, Erfahrung und Nachdenken lehren uns zur Genüge, was wir von der Zukunft zu unſrer Nachachtung zu wiſſen brauchen.

Vortrag.

Anweiſung zur Vorbereitung des Herzens auf künftige Leiden.

I. Man mache ſich mit allen den Uebeln bekant, die überhaupt im menſchlichen Leben gewöhnlich ſind.

II. Vornehmlich aber ſuche man die näher kennen zu lernen, die man in ſeiner Lage mit größerer Wahrſcheinlichkeit zu erwarten hat.

III. Man habe bey der Vorſtellung des Unangenehmen zugleich das Tröſtende und Gute vor Augen, was mit allen Uebeln verbunden iſt.

Erſter Theil.

Es iſt alſo zuerſt eine nöthige Klugheitsregel, uns von allen in der Welt gewöhnlichen Uebeln eine ſo viel möglich genaue Kenntniß zu erwerben. Dies iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob wir uns beſtändig mit Betrachtungen des menſchlichen Elends beſchäftigen, oder alles, was wir davon ſehen, für uns fürchten ſollen. Damit würden wir freylich an Ruhe mehr verlieren, als gewinnen, und uns des Lebens Freuden ohne Noth verbittern. Warum ſollten wir vor jedem bemerkten Uebel beſorgt ſeyn? Von den meiſten bleiben wir doch bloße Zuſchauer, und von vielen iſt es ſogar höchſt unwahrſcheinlich, daß ſie uns jemals begegnen möchten. —

Allein

Allein wir ſollen auch nur die menſchlichen Leiden kennen; nur uns mit ihrer Menge und Mannigfaltigkeit, mit den gewöhnlichen Quellen, aus welchen ſie entſpringen, und mit dem, was ſie Beſchwerliches haben, bekant machen; und das kann nicht nur ohne Aengſtlichkeit geſchehen, ſondern es iſt auch zur Führung eines weiſen und ſelbſt in gewiſſem Betracht eines zufriednern Lebens nothwendig. Damit verhüten wir am ſicherſten, daß uns nichts Widriges ganz unbereitet trifft. Wir ſind vorläufig ſelbſt auf dasjenige gefaßt, was nicht vorauszuſehen war.

Je mehr wir auf die tauſendfachen Abwechſelungen in andrer Menſchen und in unſerm eignen Leben merken, deſto mehr ſetzt ſich in der Seele die Wahrheit feſt: daß ſich auf Erden in keinem Stande und Verhältniſſe ein Glück ohne Beymiſchung von Uebeln hoffen läßt. Und wie viel iſt nicht ſchon gewonnen, wenn wir mit dieſer Ueberzeugung gewohnt ſind, der Zukunft entgegen zu ſehen? O, da verſchwinden die überſpannten Hoffnungen, mit denen ſich der Unerfahrne ſo gern ſchmeichelt, daß er künftighin, wenn nur erſt der und jener Wunſch erreicht ſey, nichts als gute Tage haben werde! Dem Weiſern ſagt dann ſein Herz: Es wird fortan im allgemeinen ſeyn, wie es bisher war. Du wirſt einiger Laſten und Sorgen entledigt, und andere werden dir dagegen auferlegt werden. Er, der es ſo oft wahrgenommen hat, wie bald, wie unvermuthet dem Menſchen Unfälle widerfahren, wie ſchnell Geſundheit, Beſitzthümer und Freuden in Krankheit, Mangel und Bekümmerniſſe übergehen können, achtet ſich dieſer Dinge nie ſicher. Er weiß, daß das, was ſo häufig ſeiner Mitmenſchen Loos iſt, leicht auch das ſeine werden kann. Daher denn auch bey ihm die mit Vernunft gemäßigte Freude im Genuſſe des Glücks und die Gelaſſenheit bey dem Gedanken, daß es ihm vielleicht in kurzer Zeit entriſſen ſeyn möchte. Mag es ſeyn, daß dieſer Erfahrne die meiſten der ihm bevorſtehenden Leiden itzt noch nicht anzugeben weiß; genug ſie ſind ihm doch an ſich nicht unbekant. Er hat ſie ſich ſchon alle öfter vorgeſtellt. Er ſah Kranke aller Art, und dachte bey ihrem Anblicke: vielleicht, daß auch du noch mehr, als einmal, vor deinem Scheiden

aus der Welt Krankheiten und körperliche Uebel erfahren wirſt. Er ſah Weinende, die um den Verluſt der Ihrigen trauerten, und es fiel ihm ein, daß auch die Seinen ſterblich ſind. So wandte er Anderer Erfahrungen auf ſich an, zwar nicht wie ein Schwermüthiger; nein, bey der glücklichen Ungewißheit härmte er ſich noch nicht: aber er bereitete ſich durch das, was Andern widerfuhr, auf das vor, was er mehr oder weniger ähnliches ſelbſt erleben kann. — Wer von uns könnte dies nicht weiſe finden? Freylich kann bey der öftern ernſten Vorſtellung möglicher künftiger Leiden, worauf man durch Bekantſchaft mit der Welt und ihren vielen Uebeln geleitet wird, die ſorgloſe Fröhlichkeit nicht ſeyn, die der Gedankenloſe zu haben pflegt. Aber dafür denn auch nicht die Erſchrockenheit, die Betäubung, das Unvermögen, ſich zu faſſen und klüglich zu handeln, wenn ſich das günſtige Schickſal in Unglück verkehrt. Leichter weiß ſich des Nachdenkenden Herz in jede traurige Lage zu finden; ſicherer erkennt und wählt er die Wege, auf welchen er Hülfe und Linderung zu hoffen hat. In den bitterſten Vorfällen verläßt ihn ſein Muth und ſeine Ruhe nicht, weil er wußte, daß ſie ſich begeben konnten.

Zweyter Theil.

Aber es iſt noch nicht genug, mit den Uebeln des menſchlichen Lebens überhaupt bekant zu ſeyn. Die Sorge für unſre Ruhe und Wohlfahrt erfodert, daß wir uns auf diejenigen beſonders anſchicken, die wir für uns mit mehr Wahrſcheinlichkeit zu erwarten haben. Von denen müſſen wir ſo früh und ſo genau als möglich zu wiſſen uns bemühen, wie viel oder wenig wir von ihnen erfahren möchten, unter was für Umſtänden ſie eintreten werden, ob ſie noch entfernt oder bereits in der Nähe ſind, und was wir ihnen an Troſt und Hülfsmitteln entgegenzuſetzen haben.

Dieſe Berechnung unſrer künftigen Schickſale kann ſich nun zwar wohl nicht auf alle einzelnen Begebenheiten erſtrecken, und wir können dabey auch leicht irren. Doch wird ſie, mit gehöriger Ueberlegung angeſtellt, nie in allen Stücken falſch, nie ohne großen Nutzen ſeyn. Manches Leiden, ſo

wie auch manches Glück, kündigt ſich dem Aufmerkſamen früh genug durch vorausgehende Merkmale an. Wer ſich und ſeine äußere Lage, wer die Menſchen kennt, mit denen er in Verbindung ſteht, und auf alles, was um ihn vorgeht, Acht hat, dem wird es nicht ſchwer werden, viele von ſeinen Begegniſſen lange vorher und mit einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit zu errathen. So können wir aus der Beſchaffenheit unſers Körpers abnehmen, welchen Krankheiten wir vor andern ausgeſetzt ſind, ob wir nicht bereits in der Nähe etwas von ihnen zu fürchten, ja auch ſchon, ob wir uns mit Grund eine längere Lebensdauer zu verſprechen, oder ein früheres Ende zu vermuthen haben. Das angehende Alter läßt uns ſchon den kleinen Zeitraum beſtimmen, über den wir es ſchwerlich hinausbringen werden; und ſo wiſſen wir dann auch, daß dieſer Ueberreſt von Jahren ſeine eigenthümlichen Schwachheiten hat. Treten wir in der Jugend einen Beruf an: ſo zeigt uns dieſer auch ſchon den größern Theil der Mühſeligkeiten, Gefahren und Sorgen, ſo wie der Vortheile und Freuden, die mit ihm verbunden ſind, wenn wir ſie nur ſehen wollen. Leben wir in angenehmen Verhältniſſen: ſo iſt es doch nicht nur gewiß, daß ſie einſt aufhören müſſen, ſondern wir können auch nach unſern und der Unſern Jahren einigermaßen ſchon errathen, von wie kurzer Dauer das Glück unſrer itzigen Verbindung ſeyn möchte. Und wie ſo manche andere betrübende oder erfreuliche Begegniſſe aller Art zeigen ſich nicht dem Menſchen voraus, wenn er nur auf die gegenwärtigen Zeitumſtände ſieht, und nach ähnlichen Erfahrungen auf die Zukunft ſchließt?

Schon die bloße Betrachtung der Leiden, die uns nach richtigen Vermuthungsgründen früh oder ſpät bevorſtehen, hat beträchtliche Vortheile. Sie iſt das beſte Gegenmittel wider den Leichtſinn, Stolz und Uebermuth im Glücke, und eben ſo auch die beſte Vorbereitung zur Geduld und Standhaftigkeit in den Stunden, wo nun jene widrigen Vorfälle eintreten. Aber von noch heilſamern Folgen iſt dieſe Hinſicht auf das Künftige, indem ſie uns zugleich Anlaß giebt, in Zeiten auch über dasjenige nachzudenken, was wir zur Verhütung oder doch zur Verminderung der befürchteten Uebel thun

kön-

können. Vielem Ungemach, was eine bloße Strafe der Sorgloſigkeit iſt, würde der Menſch glücklich entgehen, wenn er mehr gewohnt wäre, vorauszuſehen. Selbſt die unvermeidlichen Verhängniſſe würde er ſich erleichtern können, wenn er, ihrer vorher eingedenk, ſich auf ihre Erſcheinung mit Muth und Weisheit rüſtete. Immer waren unter den Leidenden diejenigen die Standhafteſten, die ihr Schickſal voraus bedacht hatten, und ſelbſt der unerſchütterliche Muth unſers Erlöſers iſt hiervon Beweis und Beyſpiel.

Dritter Theil.

Es ſcheint indeß noch immer eine harte Foderung zu ſeyn, daß man im Wohlergehen und in frohen Stunden ſich mit Gedanken an künftige Leiden beſchäftigen, und dieſe in unangenehmer Erwartung bereits voraus fühlen ſoll. Allein dies Vorgefühl wird die Ruhe und Freude des Lebens dann wenig ſtören, wenn wir nur die Vorſtellung der Uebel nicht übertreiben und uns gewöhnen, auch auf das Tröſtende und Gute zu achten, was mit ihnen verbunden iſt.

So wie kein Glück auf Erden ohne Unannehmlichkeiten iſt, ſo iſt auch kein menſchliches Leiden ohne Gutes. Alle haben ihr Maaß und Ziel, was Gottes weiſe Güte nach unſern Kräften beſtimmte. 1 Cor. 10, 13. Mit allen ſind gewiſſe lindernde Umſtände und wohlthätige Folgen verknüpft. Röm. 8, 28. Bey allen ohne Ausnahme findet ſich — was uns am meiſten aufrichten kann — die Hoffnung einer glücklichen Endſchaft. Die meiſten laſſen uns noch hier Befreyung und dann verſtärkte Freude erwarten, wo ein Augenblick alles Vorhergegangene vergütet; und wo auch für dies Leben alle beſſern Ausſichten verſchwinden, da bleibt uns Chriſten doch der unſchätzbare Troſt der Ewigkeit. 2 Tim. 4, 18. In dieſer ihrer wahren, erträglichen Geſtalt laßt uns nun die Uebel betrachten, die uns in der Nähe und Ferne bedrohen. Hüten wollen wir uns, daß uns nicht eine erhitzte Einbildungskraft oder ängſtliche Furcht verführe, bey jedem Blick in die Zukunft Unglück auf Unglück in Gedanken zu häufen. Das, was unſerm Auge bereits ſichtbar iſt, laßt uns weder vergrößern, noch verkleinern, und was die Dunkelheit noch ein-

einhüllt, mit gottergebenem Vertrauen erwarten. Zeigt ſich auf unſerm Lebenspfade irgendwo eine Laſt, eine Gefahr, ein Anſchein zu Verluſt und Prüfungen: ſo beruhige uns die Bemerkung wieder, daß Gottes Vorſehung uns nicht mehr, als was erträglich, nöthig und heilſam iſt, auflegen; daß ſie uns Kräfte, die wir itzt noch nicht haben, geben wird; daß nach allen unſern Erfahrungen jedes Leiden ſeine Zwiſchenräume und Erholungen, ſeine eignen Linderungen, und, wenn es überſtanden iſt, ſeine ſüßen, vergütenden Freuden und ſegensvollen Wirkungen hat. O, ſollte es uns bey dieſer Ueberzeugung nicht möglich ſeyn, das Unangenehme mit Ruhe zu denken, was uns noch etwa bis zum Ziele des Lebens bevorſtehen mag!

Haben wir uns bereits in guten Tagen ſo gewöhnt, neben den Leiden das mit ihnen vergeſellſchaftete Gute zu bedenken: ſo ſind wir auch auf Trübſalsſtunden beſſer vorbereitet, Tröſtungen zu finden. Da kömmt es uns erſt recht zu Statten, daß wir geübt ſind, jeden Beweis der Güte Gottes, jedes Glück, was uns noch übrig iſt, zu beachten, und damit das Herz in Geduld zu ſtärken. Feſter hoffen wir dann auf den, der alle Leiden mäßigt, und einen frohen Ausgang gewinnen läßt.

Am erſten Adventsſonntage.

Text. Matth. 21, 1—9.

Einleitung.

Das große Werk der Weltbeglückung, wozu der Erlöſer von Gott geſandt, und was durch ſeine Lehre begründet war, ſollte nun durch ſeinen Tod vollendet werden. In dieſer Abſicht begab er ſich nach Jeruſalem, dem beſtimmten Schauplatz ſeines Leidens. Aus weiſen Grüdnen wollte er für dasmal in einem feyerlichen Anſehen hier erſcheinen, und die Aufmerkſamkeit des Volks mehr, als er ſonſt zu thun pflegte, auf ſich ziehen. Er geſtattete ſeinen zahlreichen Begleitern, daß ſie ihn öffentlich für den Meſſias aus-

riefen, und unter lauten Freudenbezeugungen in die Stadt einführten. Der Eindruck, den dieſer Einzug auf Jeruſalems Einwohner machte, war außerordentlich. Ein großer Theil erklärte ſich öffentlich für Jeſum, und geſellete ſich zu ſeinen Verehrern.

Wir würden ungebührlich von unſerm großen Glaubensſtifter urtheilen, wenn wir glaubten, er habe bloß gewünſcht, und ein Wohlgefallen daran gefunden, ſein perſönliches Lob laut erſchallen zu hören. Das widerlegt ſein ganzes Leben; und ob er gleich bey der edelſten Beſcheidenheit gegen freywillige, herzliche Aeußerungen von Liebe und Hochachtung nicht gleichgültig war; ſo konnte ihm doch an einer Verehrung wohl an ſich nicht viel gelegen ſeyn, wobey hauptſächlich der Irrthum: er werde ſich zu einem weltlichen Regenten aufwerfen, zum Grunde lag, und die nach wenig Tagen ein Ende nahm. Aber in Hinſicht auf ſeinen Beruf war ſie ihm allerdings wichtig. Je mehr Anhänger er zu Jeruſalem hatte, deſto mehr konnte er noch in den letzten Tagen ſeines Lebens durch ſeine Vorträge wirken; und eine deſto merkwürdigere Begebenheit ward nun auch ſein Tod. --- Eine natürliche Veranlaſſung für uns zu der allgemeinen Unterſuchung, in wiefern öffentliche Beweiſe von der Achtung der Welt geſchätzt zu werden verdienen.

Vortrag.

Ueber den Werth öffentlicher Ehrenbezeugungen.

I. Nöthige Erfoderniſſe oder Bedingungen, unter welchen ihnen allein ein gewiſſer Werth zugeſtanden werden kann.

II. Wie alsdann dieſer ihr Werth zu berechnen iſt.

Erſter Theil.

Wir übergehen bey dieſer Betrachtung die beſondern Aeußerungen der Werthſchätzung, die im Umgange einzelner Menſchen, vornehmlich in freundſchaftlichen Verhältniſſen gewöhnlich ſind, und ſchränken uns bloß auf die öffentlichen Ehrenerweiſungen, oder auf die Merkmale von Würdigkeit ein, wodurch Jemand vor dem Auge der Welt ausgezeichnet wird, und die größtentheils nur in der Macht der Obern, oder in dem vereinten Willen mehrerer Menſchen ſtehen. Dieſe ſind

denn nun verſchiedener Art, theils gewöhnlich und theils mehr ſelten und außerordentlich. Die meiſten richten ſich nach den Begriffen von Ehre, nach den Sitten und Gewohnheiten, die jedesmal unter einem Volke herrſchen, und werden dadurch mehr oder weniger bedeutend. Um Männer, die es verdienen, öffentlich zu ehren, wurden beſondere Berufsnamen oder Titel erfunden, die ihre gemeinnützigen Geſchäfte anzeigen ſollten. Für jeden Stand beſtimmte ſich von ſelbſt, oder durch höhere Vorſchriften, oder auch durch allgemeine Uebereinkunft eine eigene, ihm gebührende Begegnung; und nach dieſer Ordnung hat Jedweder ſeinen Theil an öffentlicher Ehre. Regenten können überdies ihre verdienſtvollern Unterthanen noch durch manche beſondere Mittel unterſcheiden. In manchen Fällen iſt hierzu ſchon die Bezeugung ihrer Zufriedenheit hinreichend. Thut ſich Jemand durch ruhmwürdige Thaten hervor: ſo ſteht es ihnen zu, ihn durch höhere Würden, durch Ehrenzeichen, und ſelbſt im Tode noch durch ein Denkmal ſeiner Verdienſte zu belohnen. Aber auch ein Volk kann ſeine Obern, und Untergebene können ihre Vorgeſetzten öffentlich ehren, durch mündliche oder ſchriftliche Verbreitung ihres Lobes, und durch alle ſolche Handlungen, die als Beweiſe von treuer Ergebenheit, Liebe, Theilnehmung, Hochachtung und Zutrauen anerkannt werden. — Allein alle dieſe Ehrenerweiſungen haben nun an ſich ſelbſt noch keinen Werth. Sie ſind Zeichen, die nichts gelten, wenn die Sache fehlt, die ſie bezeichnen ſollen. Nur dann können ſie in einem gewiſſen Grade ſchätzbar ſeyn, wenn an Seiten des Geehrten entſchiedene Würdigkeit, und bey dem andern Theile richtige Kenntniß und Gefühl derſelben vorhanden iſt. —

Alle öffentliche Ehre ſetzt alſo zuvörderſt bey dem, welchem ſie erwieſen wird, voraus, daß er ihrer würdig ſey. Nimmt man dieſe nöthige Bedingung weg: ſo wird ſie Täuſchung, Betrug und, im Grunde betrachtet, Unehre. Was ſind Titel und Ehrennamen, wenn ſie Menſchen gegeben werden, die dem damit angedeuteten Berufe auf keine Weiſe vorſtehen können? Was ſind die glänzendſten Ehrenzeichen an Unwürdigen und Verdienſtloſen? Was iſt das lauteſte

Lob, wenn es dem ertheilt wird, der Verachtung verdient? Dieſe äußern Vorzüge machen den Menſchen weder beſſer, noch ehrenwerther, wenn bey ihnen nichts wahres zum Grunde liegt. Hat er noch einiges Gefühl; ſo muß es ihn demüthigen und beſchämen, daß er für etwas, das er nicht iſt, angeſehen werden, und vor der Welt in einer Geſtalt erſcheinen ſoll, die ihm nicht zukömmt. Ginge auch ſeine Empfindung ſo weit nicht, und wäre es ihm nur darum zu thun, Achtung zu genießen, ohne ihrer werth zu ſeyn: ſo läßt ſich ſelbſt dieſe unedle Abſicht ſchwerlich erreichen. Es iſt wahr, daß der unverſtändigere Theil der Menſchen leicht durch Schein zu blenden iſt: aber doch nicht der klügere. Leute von Einſicht wiſſen es einmal, daß in Austheilung der Würden nicht immer die erfoderliche Vorſichtigkeit und Unpartheylichkeit beobachtet wird; daß Menſchengunſt, Glanz und Ruhm häufig am unrechten Orte angetroffen werden, und daß ſich von dieſen Dingen keinesweges auf Beſſerſeyn, auf innere Würdigkeit ſchließen läßt. Sie werden alſo hierüber erſt weitere Nachforſchungen anſtellen; werden Jedweden in dem Maaße ſchärfer beobachten, als er Andern vorgezogen iſt. Sie werden von dem Geehrten — und zwar mit Recht — auch mehr fodern. Wehe ihm alsdann, wenn ſein Innres dem Aeußern nicht gemäß iſt! Dann iſt ihm auch eine ſo viel größere Verachtung ſicher, je mehr der Glanz, der ihn umgiebt, auf ſeinen Unwerth ein helles Licht fallen läßt, oder je mehr man entdeckt, daß er die Welt nur betrog. Ein Verdienſtloſer kann ſich bey einer ihm nicht gebührenden Ehre nie erhalten. In die Länge erkennen ihn auch ſelbſt Diejenigen, die gewohnt ſind, Verdienſte und Zeichen von Verdienſten für eins zu nehmen. Sein Schickſal iſt dann viel trauriger, als Des, der in Dunkelheit lebt. — Wer daher Ehre wünſcht, und in ihrem Genuſſe glücklich zu ſeyn hoffen will, der laſſe es ſeine erſte Sorge ſeyn, ſie zu verdienen. Er ſey ſo weiſe und beſcheiden, jeden Vorzug von ſich abzulehnen, mit welchem Foderungen verknüpft ſind, denen er nicht genug thun kann. So wie ſich Stolz und Anmaaßung durch Verächtlichkeit beſtrafen: ſo giebt es dagegen keinen ſchönern Ruhm, als den, ſich ſelbſt kennen, ſich zu mäßigen wiſſen,

und der Wahrheit zur Ehre demüthig ſeyn. Sprüchw. 29, 23.

Sollen Ehrenbezeugungen von Werth ſeyn: ſo müſſen ſie auch an Seiten derer, die ſie erweiſen, aus Ueberzeugung und Gefühl anerkannter Verdienſte herfließen. Sie müſſen ein aufrichtiges, unerzwungenes Opfer der Hochachtung und Liebe ſeyn. Sind Merkmale von Werthſchäzung und ertheilte äußere Vorzüge nicht auf richtige Kenntniß deſſen, der ſie erhält, gegründet; ſind ſie eine bloße Wirkung irriger Meynungen oder einer blinden, partheyiſchen Vorliebe: ſo heiſſen ſie wenig oder nichts: geſezt auch, daß ſie zufälliger Weiſe dem Würdigſten gegeben werden. So ehrte jenes Volk den Erlöſer, zwar mit Recht, aber doch ohne ſeine wahre Würde und Größe zu kennen. Und ſo gleicht dieſer irrigen Verehrung auch manches Lob, das von wirklich guten, verdienſtvollen, edeln Menſchen verbreitet wird. Man rühmt an ihnen das Unbedeutende, oder auch Eigenſchaften, die ſie nicht haben, wohl gar nicht einmal haben dürfen; und ihre wahren Vorzüge hingegen werden verkannt, überſehen. Wer kann ſich eines ſolchen Lobes freuen? — Noch weit weniger aber können ſolche Lobpreiſungen und Zeichen von Achtung in Betracht kommen, an welchen bloß Schmeicheley, ſclaviſche Menſchenfurcht, Eigennuz, Zwang und Ueberredung Theil haben. Aus dieſen Urſachen Jemand ehren heißt ſich und ihn erniedrigen. Möchten dies inſonderheit Geringere bedenken, die ſo oft denen aus höhern Ständen mit einer übertriebenen Selbſterniedrigung und Verehrung begegnen, wovon ihr Herz nichts weiß, und womit ſie nur Gunſt und Vortheile zu erſchleichen hoffen! Was ſind Worte und Handlungen zur Ehre Anderer, wenn das Herz ſie nicht hervorgebracht hat; nichts dabey empfindet?

Gewiſſe Ehrenbezeugungen erfodern aber überdies auch noch, daß ſie mit Feinheit und Behutſamkeit angebracht werden. Es iſt ſchön, Verdienſten aus vollem Herzen öffentlich Lob ertheilen. Allein man vergeſſe dabey auch nicht, daß die verdienſtvollſten Männer allemal zugleich die beſcheidenſten ſind. Man preiſe ſie alſo lieber abweſend, als ins Angeſicht, und nie ſo, daß ſie vor der Welt erröthen müſſen,

oder in den Verdacht der Ruhmſucht fallen. Man ſage und thue zu ihrer Ehre, wozu man ſich gedrungen fühlt, mit kluger Vorſicht.

Zweyter Theil.

So betrachtet iſt es denn nun allerdings etwas Schätzbares, vor der Welt geehrt und, wodurch es auch immer seyn mag, auf eine rühmliche Weiſe als ein Mann von Verdienſten bezeichnet zu werden. Dies verachten kann einem Menſchen nie Ernſt ſeyn. Es wäre auch weder vernünftig, noch ſelbſt chriſtlich. Spricht die Bibel von Verachtung der Ehre: ſo redet ſie allemal von der falſchen Ehre, die bey der heidniſchen und laſterhaften Welt durch Verleugnung der Wahrheit und Tugend erworben werden mußte. Von den Beſſerdenkenden wünſchten auch Jeſus und ſeine Apoſtel gekannt, geliebt, geehrt zu werden. Matth. 26, 6 = 10. 2 Cor. 12, 11. Wie hätte auch ſonſt das Anſehen ihres Berufs beſtehen, wie hätten ſie ſo viel Gutes ſtiften können?

Iſt es zum Beſten der Welt erfoderlich, daß alle Stände ihre eigenthümliche, und daß höhere beſonders eine vorzügliche Achtung haben müſſen: ſo läßt ſich die ohne äußere Zeichen und Unterſcheidungen gar nicht denken. Rang und Titel und alle die Vorrechte, die jedweder Stand hat, waren nöthig, um denen, die darin arbeiten, das gehörige Gewicht zu geben. Durch ſie wird großentheils die Ordnung der Geſellſchaft, die Ehrfurcht gegen Höhere, die Befolgung der Geſetze, und das anſtändige Betragen erhalten, was Jedweder gegen den Andern beobachten muß. Man nehme dieſe äußern Unterſchiede weg, oder laſſe ſie nur nicht mehr geachtet werden: und überall wird die unglücklichſte Verwirrung herrſchen. —

Sehen wir auf die beſondern und ſeltenern Ehrenbezeugungen: ſo haben dieſe — nur freylich recht angewandt — als Belohnungen derer, die ſich vor Andern auszeichneten, den größten Werth und Nutzen. Muß es nicht den Vorſtehern der menſchlichen Geſellſchaft angenehm ſeyn, große Fähigkeiten und treue Dienſte vergelten zu können? Und wem

ſollte es nicht bey aller Demuth eine ſüße Genugthuung ſeyn, ſich ſo belohnt zu ſehen? Wichtiger aber noch iſt die Aufmunterung, die dadurch ſowohl dem Geehrten zum Fortfahren in ſeinen rühmlichen Bemühungen, als auch Andern gegeben wird, in ſeine Fußſtapfen zu treten. Der Geehrte iſt ein helles leuchtendes Beyſpiel. Alles Gute an ihm iſt bemerkbarer, und wirkt mehr Nacheiferung. So lange wir Menſchen ſind, können wir uns des Triebs nach Ehre nicht begeben. Er darf freylich nicht ausſchweifend, nicht der einzige und vornehmſte Grund unſerer Handlungen: aber er darf auch keinesweges unterdrückt oder unbefriedigt gelaſſen werden. In gehöriger Mäßigung und recht geleitet, iſt er Ermunterung zum Ausdauern in beſchwerlichen Arbeiten, Ermunterung, mit Verachtung der Gefahr die größten Thaten zu unternehmen.

Oeffentlich ehren iſt auch in gewiſſen Verhältniſſen das einzige, wenigſtens das vorzüglichſte Mittel, einen Beweis von der Liebe, Dankbarkeit und Hochſchäßung abzulegen, wozu man durch ſein Herz aufgefodert wird. Man denke ſich hier Kinder und Aeltern, Unterrichtete und Lehrer, Beglückte und Wohlthäter, beſonders aber gute Unterthanen und würdige Obern. Ein Volk, dem Gott das Glück verlieh, wohl regiert zu werden, deſſen Fürſt, ein Muſter der Weisheit, der Gerechtigkeit und Güte, mit zweckmäßigem, unermüdetem Eifer für das Wohl ſeines Landes ſorgt, es neu ſchafft, oder erhöht und befeſtigt; ein Volk, das in ſeinem Regenten vor andern Völkern geehrt und geſegnet iſt, und es in allen Ständen mit jedem Jahre mehr zu werden hoffen darf, ein ſo beglücktes Volk muß keine allgemeinere und ſüßere Freude kennen, als öffentlich zu bezeugen, daß es weiß und fühlt, was es an ſeinem Beherrſcher hat, und ihn ſelbſt mit Einer Stimme laut zu verſichern, daß es von Ehrfurcht, Dankbarkeit, Liebe, Vertrauen und treuer Anhänglichkeit an ihn und an ſein Haus durchdrungen iſt. Feſttage ſind es ihm, die eine feyerliche Gelegenheit darbieten, dieſe Geſinnungen durch freywillige, unzweydeutige Handlungen darzuthun, und damit ſeinen Oberherrn laut als ein Muſter ſeines Standes,

und ſich ſelbſt als ein gutes Volk im Angeſichte der Welt zu erklären. — — Glückliches Volk, das ſo denkt und ſo zu denken Urſache hat! —

Am zweyten Adventsſonntage.

Text. Luc. 21, 25 — 36.

Einleitung.

Auch hier redet Jeſus, wie in einem der vorhergehenden Texte, von der bevorſtehenden Zerſtörung des Jüdiſchen Reichs. In einer den Propheten gewöhnlichen bildlichen Sprache vergleicht er dieſe unglückliche Begebenheit mit gewiſſen furchtbaren Naturveränderungen, um dadurch das Schrecken und Elend, was ſie überall im Lande verbreiten würde, ſtark auszudrücken. Zugleich beruhigt er die Seinen mit der Verſicherung, daß ſie durch dieſe Verwüſtung ihres Vaterlandes nicht mit unglücklich, ſondern vielmehr von den Verfolgungen der Juden frey werden, und zur Ausbreitung ſeiner Lehre mehr Raum gewinnen würden. v. 28 = 31. Das bewies auch der Erfolg. Nach Jeruſalems Zerſtörung hatte das Chriſtenthum von ſeinen Hauptfeinden, den Juden, weniger zu fürchten, und es verbreitete ſich auch von der Zeit an ſchneller in alle Länder.

Dies erinnert uns nicht nur an die große, beruhigende Wahrheit: daß mit allen, noch ſo hart ſcheinenden, Zulaſſungen Gottes weiſe und gütige Abſichten, die das Unglück weit überwiegen, verbunden ſind; ſondern wir haben hier auch Gelegenheit, eine eigne wohlthätige Seite aller Uebel im menſchlichen Leben zu bemerken. Sie werden nämlich auch Denen nützlich, die ſie nicht ſelbſt erfahren. Jedes widrige Verhängniß hat freylich zunächſt einen guten Zweck für den, welchem es begegnet. Dies zu glauben, nöthigt uns die chriſtliche Lehre von Gottes Vorſehung; und es iſt gewiß auch da wahr, wo uns Erfahrungsbeweiſe fehlen; ja wo ſelbſt das Gegentheil zu ſeyn ſcheint. Außerdem aber laſſen ſich auch noch mannigfaltige gute Folgen davon für Andre erkennen. Und auch dieſe dienen zur Verherrlichung Gottes und ſeiner Regierung.

Vortrag.

Ueber die Vortheile, welche das Leiden des einen Menſchen für Andere hat.

I. Darſtellung dieſer Vortheile.

II. Betrachtung der weiſen Abſichten Gottes bey dieſer Einrichtung.

Erſter Theil.

Die Uebel, welche ein Theil der Menſchen erfahren muß, werden dem andern in mehr als einer Abſicht nützlich. Sie dienen dieſem ſowohl zur Vermehrung des äußern Glücks und Wohlſtandes, als zur Beförderung der Weisheit und Tugend.

Schon in Anſehung des äußern Glücks bemerken wir leicht mannigfaltige Vortheile, die für Einen oder Mehrere aus den Leiden ihrer Mitmenſchen entſpringen. Verſchiedene Berufsarten ſind lediglich um der leidenden Menſchheit willen da, und haben alſo auch bloß durch dieſe ihren Unterhalt. Krankheiten, Beſchädigungen des Körpers, drohende Gefahren, Unglücksfälle, kurz, alle Arten von Uebeln beſchäftigen und ernähren eine beträchtliche Anzahl Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft. Was alſo für Einige Verluſt und ſchmerzliche Empfindung iſt, muß für Andere Gewinn und Segen werden. Selbſt Todesfälle, ſo betrübt ſie auch oftmals für Diejenigen ſind, welche ſie näher angehen, geben Denen, die in des Verſtorbenen Stelle treten, ihre Verſorgung. Ja ſogar die Fehler und Vergehungen, die Mancher zu ſeinem Schaden begeht, müſſen Dem und Jenen dienlich werden, indem etwa ſeine Hülfe nöthiger wird, oder ihm ſonſt allerley Vortheile dadurch zufließen. Aufs wenigſte dienen dieſe Fehler Vielen zur klügern Fürſorge für ihr eignes Wohlergehen. — Wer die Welt mit einigem Nachdenken beobachtet hat, wird zu allem dieſem leicht Beyſpiele finden. Und ſo müſſen wir dann geſtehen, daß Uebel, worin ſie auch beſtehen mögen, den Nutzen haben, daß durch ſie nicht nur viele Menſchen, einzeln betrachtet, anſehnlich gewinnen, ſondern

daß durch ſie auch die menſchliche Thätigkeit überhaupt vermehrt und vervielfältiget wird; daß ſie alſo auch zur Vertheilung des Vermögens und ſelbſt zur Beförderung des Wohlſtands in der Welt das Ihrige beytragen. Ohne ſie würden viele Kräfte und Fähigkeiten unbenußt bleiben, viele Erfindungen, die dem menſchlichen Verſtande zur Ehre gereichen, nicht gemacht, viele Arten von Geſchäften und Erwerbsmitteln nicht vorhanden ſeyn. Ohne die itzigen Uebel würden — wenn man nicht die ganze Schöpfung in Gedanken umkehren und Wunder auf Wunder häufen will — weit größere eintreten. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur bedenken, daß es doch hauptſächlich die gewöhnlichen Bedürfniſſe, Mängel und Leiden ſind, die die Menſchen nöthigen, ſich näher an einander zu halten, und daß, wenn dieſe wegfielen, ſchwerlich ein geſellſchaftliches Leben Stat finden würde. Damit würden denn aber auch die ſchätzbarſten Vorzüge, die wir nun haben, verlohren gehen. Doch, zum Glück läßt ſich eine Welt, wie dieſe, und ein Geſchlecht, wie das unſre, ohne nutzbare Uebel nicht denken.

Aber eben ſo beträchtlich, und vielleicht noch mehr, ſind die Vortheile, die ein Menſch von des Andern Leiden für ſeinen Geiſt und deſſen Wohl, für die Bereicherung ſeiner Erkenntniſſe, die Beförderung ſeiner Weisheit und für ſein ganzes ſittliches Verhalten hat, wenigſtens haben kann und ſoll. Alle Uebel haben eine ſehr lehrreiche Seite für den, der ſie mit Nachdenken betrachtet. Eine nähere Bekantſchaft mit ihnen iſt ein Hauptmittel zur richtigen Beurtheilung der Welt, führt zur genauern Kenntniß der Dinge, die uns umgeben, lehrt uns die Güter der Erde ſo, wie ſie es verdienen, ſchätzen, macht uns aufmerkſamer auf uns ſelbſt und auf die ungleichen Menſchen um und neben uns. Durch ſie lernen wir, was wir zu hoffen und zu fürchten, zu thun und zu laſſen haben, was in ſeinen Folgen ſchädlich und nützlich, gut und böſe iſt. — Allein wie weitläuftig und wie bitter wäre die Erlangung dieſer wichtigen Erkenntniſſe, wenn ſie bloß auf dem Wege der eignen Erfahrung erworben werden müßte? Alles Unangenehme an uns ſelbſt zu erleben, und dadurch weiſer zu werden, würde auch nicht einmal möglich ſeyn.

ſeyn. Und Unterricht allein ohne Erfahrung wäre für uns ſinnliche Menſchen, denen alles, ſo viel es ſeyn kann, anſchaulich und fühlbar gemacht werden muß, von wenig Nutzen. Wie gut alſo, daß uns die Erfahrungen unſrer Mitmenſchen zu Hülfe kommen! An denen haben wir nun belehrende, warnende, ermunternde Beyſpiele, von denen ſich überhaupt in unſerm Leben und in unzähligen beſondern Vorfällen deſſelben die heilſamſte Anwendung machen läßt. Uns, die wir in den ſpätern Zeiten der Welt leben, wird nun ſchon in dieſer Abſicht die ganze Geſchichte der Menſchheit nutzbar, und ſo auch, was noch täglich vor unſern Augen vorgeht. Da ſehen wir an Denen, die in der vergangenen Zeit lebten, ſo wie an unſern Zeitgenoſſen, die ſtete Wandelbarkeit des Erdenglücks, und dies überzeugt uns viel ſtärker, als alle Verſicherungen, daß alles unter der Sonne eitel iſt. Da ſehen wir an ſo manchen Leidenden die menſchliche Schwäche, die Hinfälligkeit des Körpers, das Unvermögen, ſich vor Unfällen zu ſchützen, oder ſich in der Noth zu helfen, die Unzulänglichkeit der Einſichten, den Hang zur Kleinmüthigkeit und Ungeduld; und dies Bild lehrt uns zu einer dienſamen Demüthigung, was wir ſelber ſind, oder leicht werden können. Wir ſehen Mehrere Thorheiten und Fehler begehen, welche ſie nachher hart büßen müſſen; und dieſer Anblick verwahrt uns vor gleichen Fehlern mehr, als die beredteſte Vorſtellung. Andere ſehen wir ohne ihr Verſchulden leiden, und die glückliche Ruhe, die ihnen ihr Gewiſſen giebt, predigt uns auf die eindringendſte Art den Werth eines ſchuldloſen Lebens. Noch Andre ſehen wir mit und ohne Verſchulden von der Welt beleidigt, gekränkt, verfolgt: dies heißt uns Menſchen unterſcheiden, auf ſie aufmerkſam und in unſerm Betragen gegen ſie vorſichtig ſeyn. — Fremde Leiden alſo — mit Nachdenken bemerkt und mit Ernſt auf das Herz angewandt — ſind eine nutzbare Anleitung zu allem, was die Weisheit des Lebens erfodert.

Zu dieſen Vortheilen gehört denn ferner auch die Befeſtigung der Zufriedenheit, des Muths und Vertrauens zu Gott, die ſich daher erwarten läßt. Nicht, als ob der Anblick fremdes Elends uns etwa ein Troſt ſeyn ſollte. Das

kann

kann er für gute, fühlende Herzen nicht. Aber, nicht zu gedenken, daß der Gedanke doch eine Schutzwehr gegen Unzufriedenheit iſt: was ich leide, iſt gewöhnliches Schickſal der Menſchen: ſo haben wir auch in den häufigen Beyſpielen Leidender aller Art manche Gelegenheit, über die Milderung der Uebel, ihre vorübergehende Dauer, ihre unverhofft glücklichen Wendungen und ihre Folgen die tröſtlichſten, erfreulichſten Bemerkungen zu machen. Und welch ein Gewinn iſt das nicht für die Ruhe des Herzens, beſonders auf künftige traurige Stunden! Hebr. 12, 1 = 3.

Für edeldenkende Menſchen und Chriſten iſt es endlich auch noch etwas ſehr Schätzbares, daß ſie durch ihrer Mitbrüder Leiden mehr Anlaß haben, ſich um ſie verdient zu machen. Hier iſt es, wo die Nächſtenliebe in die ſchönſten Thaten übergehen, ſich durch Tröſtungen, durch Unterſtützung, Rettung, Schutz und Hülfe mehr beweiſen kann. Und iſt einem guten Herzen Geben ſeliger, als Nehmen; iſt Wohlthun ſüßer, als Wohlthaten empfangen: ſo hat der Menſchenfreund gewiß es ſich als Vortheil anzurechnen, daß es neben ihm hülfsbedürftige Gegenſtände ſeines Mitleidens gab.

Zweyter Theil.

Wenn man ſo die Einrichtung der menſchlichen Schickſale, die Abſichten der zugelaſſenen Uebel und ihren mannigfaltigen Nutzen betrachtet, den ſie nicht nur für den Leidenden ſelbſt, ſondern auch für mehrere einzelne Menſchen und für die geſammte Geſellſchaft haben: ſo entdeckt man darin die unverkennbarſten Spuren der Weisheit und Güte Gottes.

Es mußten einmal Uebel ſeyn. Dies brachte nicht nur die Natur dieſes unſers erſten Lebens, als Anfang des Daſeyns, mit ſich, ſondern auch unſre eigne Beſchaffenheit, unſre Sinnlichkeit, unſre Fehlerhaftigkeit, und Gottes Zweck, uns für ein künftiges Leben zu bilden, erfoderte ſie als nöthige Hülfsmittel. Weniger gütig wäre er geweſen, wenn er ſie gänzlich entfernt hätte: aber auch ebenfalls hart und lieblos bey Zulaſſung eines größern und gehäuftern Elends, wie wir es itzt kennen. Genau beſtimmte er das Maaß, wie

es

es nöthig und zugleich erträglich war. Indeß, wie ſehr hat ſeine Weisheit gewußt, dieſen gemäßigten Uebeln die ausgebreitetſte Nutzbarkeit zu geben! Ein Menſch leidet, und dies kömmt oft Hunderten zu gute. Etliche müſſen die Strafen ihrer Thorheiten und Sünden hart erfahren, und Viele haben daran genug zum abſchreckenden Exempel. Etliche erleben ein bedauernswürdiges Schickſal, und dies wird in einem weiten Umkreiſe lehrreich, und für eine beträchtliche Menge die beſte Veranlaſſung zu guten Geſinnungen und menſchenfreundlichen Thaten. Nicht Alle dürfen nun alle Arten des Ungemachs ſelbſt empfinden, ob ſie gleich insgeſamt Allen zur Benutzung vor Augen ſind. Dieſe ſo zweckmäßige Vertheilung der Uebel iſt jedem Nachdenkenden allein ſchon ein unleugbarer Beweis der genaueſten, gütigſten Aufſicht Gottes über die Welt. Sie nöthigt uns zu dem gefühlvollen Geſtändniß, was ein Apoſtel bey einer auf gewiſſe Weiſe ähnlichen Gelegenheit (Röm. 11, 33.) ablegt: O, welch eine Tiefe des Reichthums, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unbegreiflich ſind ſeine Wege!

Hoffentlich wird es Niemand unbillig und mit der Güte Gottes ſtreitig finden, daß ein Theil der Menſchen zum Beſten der Uebrigen leiden muß. Denn Keiner leidet doch nur bloß für Andre, ſondern allemal auch zu ſeinem eignen Beſten. Wer kann hieran zweifeln, wenn er die vielfachen guten Wirkungen der Leiden kennt, und ein beſſeres künftiges Leben glaubt? Und da doch Keiner von widrigen Erfahrungen ganz frey iſt, ſondern Jedweder ſeine Laſt zu tragen hat, und in verſchiedenen Zeiten ſeine Prüfungen erlebt: ſo iſt der Nutzen, den wir Einer vom Andern haben, ja im Grunde nichts anders als eine Austauſchung. Itzt werden Jene uns, dann wieder wir ihnen nützlich. Daß Gott Dem mehr, Dieſem minder auflegte, darf uns nicht irren. Er, der Allweiſe mußte wiſſen, was Jedem nöthig und dienlich war, und ihm können wir auch ohne nähere Einſicht bey dieſer ungleichen Austheilung die vollkommenſte Gerechtigkeit und Unpartheylichkeit zutrauen. Der Herr iſt Allen gütig, und erbarmet ſich aller ſeiner Werke.

Am dritten Adventsſonntage.

Text. Matth. 11, 2 — 10.

Einleitung.

Die Frage, welche Johannes an Jeſum thun ließ: ob er der Erwartete, oder der Erlöſer ſey, war für ihn ſelbſt längſt entſchieden. Sie geſchah um der Jünger willen, die er in dieſer Abſicht an ſeinen göttlichen Freund abgeſchickt hatte; und vielleicht hegte er auch den Wunſch, daß Jeſus ſich öffentlich für Den, der er war, erklären möchte. Allein dies Letztere war ganz wider des Erlöſers weiſe Abſicht. Er wollte aus ſeiner Lehre und aus ſeinen Thaten erkannt ſeyn, und lieber ſeine gerechte Sache reden laſſen, als ſelber für ſich reden. Hierauf verwies er denn auch Johannes Jünger. „Sagt euerm Lehrer wieder, was ihr itzt ſehet und höret.“ Die beſte Anweiſung, wofür ſie ihn zu halten hatten, zumal, da er eben mit Verrichtung vieler wunderthätiger Werke beſchäftigt war.

Zur Beurtheilung ſeiner Perſon und Sendung von Gott, empfahl unſer Herr ſeinen Zeitgenoſſen Beachtung und unpartheyiſche Prüfung deſſen, was er that und lehrte, alſo den Weg der Erfahrung. Aber dieſer iſt es auch, durch den wir nun vornehmlich den Werth der von ihm geſtifteten Religion auszumachen haben. Ihre Wirkungen, die ſie uns ſehen und empfinden läßt, ſind die beſte Beſtättigung ihrer Göttlichkeit. Zwar ſind die Zeugniſſe, die wir für das Chriſtenthum in der Bibel, in dem Leben ſeines großen Urhebers und ſeiner übrigen Verkündiger, ſo wie in ſeiner ganzen Geſchichte haben, keinesweges überflüßig, oder gar geringſchätzig. Sie werden immer ihren Werth behalten, und auf ein wahrheitliebendes Gemüth Eindruck machen. Doch der allgemein faßlichſte, unwiderſprechlichſte, fruchtbarſte Beweis, daß Jeſus Lehre göttliche Wahrheit iſt, liegt in den herrlichen, ſegensreichen Folgen, die ſie für Herz und Leben hat. Das bezeigt ihr Stifter ſelbſt (Joh. 7, 17.): „So jemand will „den Willen Des thun, der mich geſandt hat, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelber rede.“

Vortrag.

Das Vorzügliche in dem Erfahrungsbeweiſe für die Wahrheit und Göttlichkeit des Chriſtenthums.

I. In wiefern die Erfahrung einen Beweis dafür abgeben kann.

II. Vorzüge deſſelben vor allen übrigen Beweisarten.

Erſter Theil.

Unſere Erfahrung kann in Abſicht der Religion zunächſt freylich nur den Werth und Nutzen entſcheiden, den ſie in der Anwendung auf das Leben hat. Durch ſie erlangen wir die Kenntniß, ob und in welchem Grade ihre Lehren für uns brauchbar oder unbrauchbar, wohlthätig oder entbehrlich ſind. Finden wir dann, indem wir ſie durch eignen Gebrauch prüfen, oder ihre Wirkungen an Andern wahrnehmen, daß ſie insgeſamt auf wahre, dauerhafte Beglückung des Menſchen abzielen, daß ſie, gehörig befolgt, ächte Tugend wirken, die Zufriedenheit und Ruhe des Herzens ſichern, dem Geiſte die wünſchenswürdigſten Erkenntniſſe, die reinſten, edelſten Freuden gewähren, und den vornehmſten aller ſeiner Wünſche, den Wunſch nach einem künftigen Leben durch vernunftmäßige Hoffnungen befriedigen: ſo urtheilen wir ſehr richtig, daß die Religion, die dieſe Lehren verkündigt, die wünſchenswürdigſte und beſte ſey. Wir nennen ſie auch mit Recht in ſofern wahr, als ſie das leiſtet, was wir von ihr erwarten müſſen. — Aber die beſte Religion läßt uns auch unſtreitig am erſten glauben, daß ſie von Gott gebilligt werde, von ihm ihren Urſprung habe. Sie muß ſein Wille ſeyn, den er, auf welche Art es ſey, den Menſchen mitgetheilt hat. Sie iſt das wohlthätige Mittel, wodurch der Allgütige ſie zur Weisheit, Tugend und Glückſeligkeit führen will; ganz ſeiner Güte, Heiligkeit und Wahrheitsliebe würdig. Und ſo betrachtet, gebührt ihr allerdings der Name: göttliche Wahrheit. — Mehrere Religionen haben indeß behauptet, daß ſie auf eine beſondere und außerordentliche Art von Gott veran-

ſtal-

ſtaltet worden wären, und haben ſich, vermöge dieſer Stiftungsart in einem vorzüglichen Sinne für göttliche Lehre und Wahrheit erklärt. An ſich iſt es auch auf keine Weiſe unglaublich, vielmehr mit allem dem, was die Vernunft von Gott und ſeiner Vorſehung denken kann, ſehr verträglich, daß er, der Schöpfer ſeiner Menſchen, ihnen die Kenntniſſe und Mittel zu ihrer Wohlfahrt, die ſie ſelbſt auf den gewöhnlichen Wegen nie, oder doch äußerſt ſpät entdeckt haben würden, durch beſondere Anſtalten, die ſein ewiger Rath enthielt, werde mitgetheilt haben. Allein, welche unter allen vorgeblichen Offenbahrungen Gottes wird es verdienen, dafür anerkannt zu werden? Unſtreitig nur die, deren Lehren durchaus Gott anſtändig, der Tugend beförderlich, und für die Menſchen in Zeit und Ewigkeit beglückend ſind. Für dieſe allein ſpricht unſre Vernunft und unſer Gefühl. Wenn ihr Stifter, der der größte Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts, und zugleich ſelbſt das beſte Tugendmuſter iſt, es ſagt: er habe ſeine Lehre von Gott empfangen, dieſe Lehre, die wir ihres Werths und Segens halber, um alles in der Welt nicht vertauſchen möchten: o, ſo müßten wir annehmen, daß Betrug und Redlichkeit, Wahrheit und Unwahrheit, Verführung und die edelmüthigſte Wohlmeynung mit einander beſtehen könnten, wenn wir ſeinen Verſicherungen den Glauben verſagen wollten! Nein, die erprobte Güte ſeiner Lehre bürgt uns dann dafür, daß ihn Gott zum Stifter einer Religion geſandt, bevollmächtigt habe.

So wäre denn ja die Erfahrung das Mittel, nicht bloß die innere Güte der Religion zu beurtheilen, ſondern auch nach dieſer ſelbſt ihre Wahrheit und Göttlichkeit. Wie glücklich läßt ſich dies im Allgemeinen Geſagte nun auf das Chriſtenthum anwenden! Um ſich von Jeſus Lehre durch Erfahrung zu vergewiſſern, bedarf es keiner beſondern Gefühle, keiner unmittelbaren Eingebungen und Einwirkungen Gottes, keines ſogenannten innern Lichts — Dinge, die man fälſchlich Erfahrungen genannt, und ſich im Irrthum eingebildet hat — man kenne das Chriſtenthum nur, und übe es der Vorſchrift gemäß aus; man nähre ſein Herz mit den beruhigenden Wahrheiten und Hoffnungen, die es lehrt; man

ma=

mache ſich die Verehrung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit zur täglichen angenehmen Pflicht; man erfülle gewiſſenhaft alle Vorſchriften der chriſtlichen Sittenlehre: dann wird man durch die natürlichſte Empfindung einer ſeligen Ruhe und Freude, und durch das Bewußtſeyn der Tugend, die man der Religion Jeſu verdankt, inne werden, wie ihr Stifter ſagt, daß ſie eine Lehre von Gott ſey.

Freylich gilt dieſe Behauptung nur von den Wahrheiten, die auf das Herz und Leben anwendbar ſind. Allein dieſe ſind auch nur eigentlich Religion. Solche Lehrſätze, über welche etwa bloß der Verſtand grübelt, womit man aber für das Herz nichts zu machen weiß; die auf Zufriedenheit, Hoffnung, Sinn und Wandel keinen Einfluß haben; die man wiſſen und nicht wiſſen, ſo oder anders glauben, und in beyden Fällen doch derſelbe gute, fromme, glückliche Menſch ſeyn kann, ſolche Lehrmeynungen müſſen nicht Chriſtenthum genannt werden. Das ſind entweder bloße Menſchenlehren, die in der Bibel gar keinen Grund haben, oder es ſind unverbürgte Erklärungen dunkler Schriftſtellen und Ausſprüche über Dinge, die wir itzt noch nicht verſtehen können, alſo auch nicht zu erklären ſuchen ſollten. Chriſtenthum iſt, wie es Paulus in wenig Worten ſo vollſtändig beſchreibt (Tit. 1, 1. 2.), eine Erkenntniß der Wahrheit zur Gottſeligkeit in der Hoffnung des ewigen Lebens. Aber ſo in dieſem wahren Sinne genommen, iſt das Chriſtenthum denn auch ganz eine Sache für die Erfahrung. Er preiſet ſich durch ſeine wohlthätigen Wirkungen von allen Seiten an. Es macht Menſchen in allen Altern, in allen Ständen und Lagen gut und glücklich. Es erhöht alle Freuden des Lebens, und läßt noch neue einer edlern Art empfinden. Es hat Troſt für alle Leiden. Es giebt ſolche Verheißungen einer ſeligen Zukunft, die dem Herzen eben ſo willkommen, als für die unbefangene Vernunft befriedigend ſind. Es verbreitet ſeine Segnungen über die ganze menſchliche Wohlfahrt, und hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens. Iſt es möglich, das zu wiſſen, mit Augen zu ſehen, an ſich und Andern zu erfahren, ohne der Ueberzeugung in ſich Raum zu geben: das Chriſtenthum iſt wahr und göttlich?

Zweyter Theil.

Und dieſe Beweisart iſt nun in vielem Betracht die vorzüglichſte. Sie iſt für Jedermann möglich; ſie ſichert mehr, als alle andere Gründe; ſie erweckt nicht nur Hochachtung für die Religion, ſondern auch warme Liebe für ſie, und befördert ihre thätige Ausübung.

Die Wahrheit der chriſtlichen Religion kann freylich aus mancherley Gründen dargethan werden; und der Vorſehung ſey es gedankt, daß wir ſo viele Beweiſe für ſie haben. Allein die meiſten derſelben ſetzen auch ſolche Kenntniſſe voraus, die man nur von den Wenigen fodern kann, welche ihre ganze Zeit dem Nachdenken über die Religion, ihre Lehren, ihre Entſtehung und Geſchichte gewidmet haben. Für den größern Theil iſt es weder möglich, ſich ſelbſt, noch Andre dadurch gründlich zu überzeugen. Die Chriſten würden alſo der größern Zahl nach ihren Lehrern bloß auf ihr Wort glauben müſſen, wenn es nicht noch einen Weg gäbe, der für Alle zu betreten möglich iſt. Und iſt nun der Weg der Erfahrung. Hier kann Jeder mit eignen Augen ſehen. Hier braucht es keiner Gelehrſamkeit, ach, nur eines geſunden natürlichen Verſtandes, eines uneingenommenen Gemüths, eines unverdorbenen Herzens, eines richtigen Gefühls deſſen, was gut und böſe, nützlich und ſchädlich iſt! Der Chriſt braucht nichts weiter zu denken, als: "dieſe Lehre könnte ich doch nicht entbehren, ohne meine Ruhe einzubüßen, jene Wahrheit kömmt mir ſo herrlich zu meinem Troſte zu Statten; die Hoffnung jenes Lebens, die mich mein Chriſtenglaube faſſen heißt, iſt ja mein ſchäzbarſtes Gut, ohne welches ich der unglücklichſte Menſch wäre. Die Vorſchriften der chriſtlichen Sittenlehre ſind ja ſo höchſt vernünftig und gut; ich kann nie beſſer, redlicher, ruhiger im Gewiſſen, froher und glücklicher ſeyn, als wenn ich darnach lebe und handle:" und er kann nicht mehr ungewiß ſeyn, ob er die Religion für ein Geſchenk Gottes anzuſehen habe, der ſein Herz den völligſten Beyfall giebt, und die ſich auf alle Weiſe als höchſt wohlthätig rechtfertigt. Noch lebendiger wird dieſe ſeine Ueberzeugung werden, wenn er ſein Chriſten-

thum

thum von dieſer Seite mit andern Religionen und ihrem Einfluſſe auf die innere und äußere Glückſeligkeit des Menſchen in Vergleichung ſetzt.

Der Erfahrungsbeweis giebt ferner auch dem Glauben an das Chriſtenthum eine feſtere Dauer und Sicherheit. Man weiß, wie ſehr ſich Spötterey und Unglaube von jeher bemüht haben, die heiligſten Wahrheiten verdächtig zu machen. Nur zu oft ſind ihnen dieſe Verſuche gelungen, doch aber immer nur bey Denen, die die Religion bloß buchſtäblich, nicht aber ihren innern Werth und ihre Vortrefflichkeit kannten. Chriſten, die dieſe empfunden und erfahren haben, werden ſich nie, weder durch ernſthafte Zweifel, noch durch Spott irre machen laſſen. Es kann ſehr wohl ſeyn, daß ſie außer Stand ſind, die Wahrheit zu erweiſen und zu vertheidigen. Sie können vielleicht auf manche Einwendungen nicht befriedigend antworten. Allein ſie werden hieraus nichts weiter ſchließen, als daß es ihnen nur an genugſamer Kenntniß fehle. Ihre Ueberzeugung wankt deswegen nicht: denn ſie ruht auf thätigen Beweiſen, die Niemand umſtoßen kann. Es verhält ſich hier mit der Religion, wie mit vielen nützlichen Dingen in der Welt, die ein Schwätzer wohl mit ein wenig Witz als verächtlich vorſtellen kann, woran ſich aber Derjenige gewiß nicht kehrt, der ſie in der Probe bewährt gefunden hat. Wer dieſe oder jene Arzeney, dies oder jenes Nahrungsmittel durch öftern Genuß ſeinem Körper zuträglich erkennt, wird nicht auf andere Gedanken gebracht werden, wenn ihm auch noch ſo beredt geſagt würde, daß er im Irrthum ſey. So wird auch Der ſeinem Glauben treu bleiben, der darin den Grund ſeines Troſts und ſeiner Tugend findet.

Die Erfahrungskenntniß und Ueberzeugung von der Wahrheit des Chriſtenthums iſt überdies auch am meiſten geſchickt, herzliche Zuneigung gegen daſſelbe, und treuen Eifer in Befolgung ſeiner Lehren zu erwecken. Eine bloß wiſſenſchaftliche Kenntniß kann ſehr gründlich und gelehrt ſeyn, und doch das Herz leer laſſen. Es kann Jemand die Religion ſehr glücklich vertheidigen, und doch gegen ſie kaltſinnig ſeyn. Aber nicht iſt es ſo bey Erfahrung. Dieſe macht zwar nicht

beredt und gelehrt: aber ſie durchdringt und erwärmt das Herz. Sie macht es dem Chriſten anſchaulich und fühlbar, was er an Jeſus Lehre hat. Sie belohnt ſeinen Glauben und ſeinen frommen Tugendfleiß mit frohen Empfindungen. Wie natürlich daher bey ihm der Wunſch, das Beſtreben, auf dem bisher ſo glücklich betretenen Wege immer weiter zu kommen, und es immer vollkommner zu fühlen, wie gut und ſelig es iſt, ein Chriſt zu ſeyn! O, möchten das Alle, die dieſen Namen führen, aus Erfahrung wiſſen!

Am Bußtage.

Text. Pred. Sal. 9, 12.

Der Menſch weiß ſeine Zeit nicht.

Einleitung.

Zwar iſt in dieſen Worten nicht eigentlich die Rede von der Verborgenheit der Todesſtunde, ſondern, wie es ſich aus dem Zuſammenhange ergiebt, von der Unwiſſenheit des Menſchen in Anſehung ſeiner künftigen Schickſale. Ihr Sinn iſt alſo: der Menſch weiß die Stunden nicht voraus, wo ihm beſondere Glücks- und Unglücksfälle beſchieden ſind. Allein es läßt ſich ſehr vermuthen, daß der vorgeleſene Ausſpruch Salomo, von allen Gegenwärtigen in der Bedeutung, die er außer ſeiner Verbindung am natürlichſten haben würde, genommen, und daß unſre Verſammlung durch ihn vorbereitet worden iſt, eine Betrachtung über die Unſicherheit der menſchlichen Lebensdauer zu hören. Eine ſo gute Gelegenheit bleibe alſo nicht ungenutzt. Und wirklich ſchicken ſich auch Todesbetrachtungen, beſonders ernſte Vorſtellungen über die ungewiſſe Zeit des letzten Augenblicks, ſehr gut zu demjenigen, was heute den Gegenſtand unſers Nachdenkens ausmacht. Der Gedanke: "ich weiß nicht wie lange ich noch zu leben habe," hängt ſehr genau mit den wichtigen Fragen zuſammen, die ſich Jeder von uns an dieſem Tage zur unpartheyiſchen Beantwortung vorlegen ſoll: "was iſt der Zweck meines Lebens auf Erden? --- Wie habe ich ihm bisher gemäß oder zuwider gelebt? --- Was werden nun die Folgen davon ſeyn? --- Und was muß, was kann ich

ich noch thun, um das Verſäumte nachzuholen und begangene Fehler zu verbeſſern?" --- Alles das wird von uns mit mehr Aufmerkſamkeit und Gefühl erwogen werden, wenn wir uns dabey bewußt ſind, daß alle Rechnung auf das Künftige höchſt unzuverläſſig iſt.

Vortrag.

Wie nützlich es ſey, bey Betrachtungen über uns und unſer Verhalten zugleich an die Ungewißheit des Lebens zu denken.

I. Zur richtigern Beurtheilung unſer ſelbſt.

II. Zur Erweckung des nöthigen Ernſtes in dem Streben nach Beſſerung und Tugend.

Erſter Theil.

Man kann ſich und ſein Verhalten freylich wohl richtig beurtheilen, ohne den Tod dabey im Auge zu haben. Dazu gehört nur Kenntniß des Guten und Böſen, Bekanntſchaft mit ſeinen allgemeinen und beſondern Pflichten, Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, Erinnerung an das Vergangene, und ein waches Gewiſſen. Auch iſt die Selbſtprüfung nicht eben dann erſt nöthig und wichtig, wenn man Urſache hat, ſein nahes Ende zu vermuthen. Sie iſt gewiß Demjenigen nicht minder anzurathen; ja ſie kann für Den noch nützlicher werden, der noch lange zu leben hofft. Aber ſie iſt auch ein unangenehmes Geſchäft, deſſen ſich der Menſch gern entſchlägt, wenn er nicht durch dringende Gründe dazu aufgefodert wird, und wobey er ſich aus Eigenliebe gern ſelber täuſcht, wenn er nicht ſehr lebhaft fühlt, wie nöthig es ſey, aufrichtig mit ſich zu verfahren. Und hierzu werden ihm Erinnerungen an den Tod beſonders nützlich.

Die Unterſuchung des Lebens wird dem Menſchen eine viel angelegentlichere Sache, wenn er damit die Vorſtellung verknüpft, oder ſie vorausgehen läßt, daß er ſterben muß, und vielleicht bald ſterben kann. Nicht nur wird die Seele dadurch in denjenigen Ernſt verſetzt, den ſie zum Nachdenken über ſich nöthig hat: ſondern ihr ſchwebt nun auch die

Ewigkeit, ihre groſe Beſtimmung, vor. Sie ſieht den bedenklichen Zeitpunkt mehr in der Nähe, der ihr ganzes künftiges Schickſal entſcheidet; wo ſie ihr Verhalten auf das genaueſte verantworten ſoll; wo alles, was ſie that und unterließ, Gutes und Böſes nun ewige, unausbleibliche Folgen haben wird. Kann es ihr anders, als höchſt wichtig ſeyn, zu wiſſen, was ſie dort zu erwarten habe? Und dieſe Frage iſt doch wohl die ſtärkſte Anfoderung an das Gewiſſen, das bisher geführte Leben durchzugehen, und ſeinen Werth oder Unwerth, das, was es hoffen oder fürchten läßt, zu berechnen. — Wie nützlich in dieſem Betracht Todesgedanken ſind, beweiſet die Erfahrung, daß diejenigen, welche ſie gefliſſentlich von ſich entfernen, insgemein auch wenig an ſich und ihr Verhalten denken. Wäre ihnen gleich die Selbſtkenntniß auch ſchon zur Weisheit dieſes gegenwärtigen Lebens nöthig genug: ſo fehlt ihnen doch der Hauptgrund, ſich um ſie zu bewerben, die Hinſicht auf die Ewigkeit. Warum ſollten ſie auch noch auf das Vergangene zurückſehen? Warum ſich mit der Erinnerung ehmaliger Thorheiten und Sünden beunruhigen? Warum auf die Fehler ihr Auge richten, die ihr irdiſches Glück nicht merklich ſtören? Warum ſich überhaupt mit Strenge richten? Das iſt viel zu bitter, und wird ſo lange überflüſſig geglaubt, bis ſich das nahe Ende anzukündigen ſcheint. Nur der Weiſere, der es weiß, daß er hier für die Ewigkeit lebt, und daß ihn jeder Tag dahin abrufen kann, iſt auf ſich ſelbſt gehörig aufmerkſam. Er macht ſichs zur Pflicht, nicht nur täglich mit ſich Rechnung zu halten, ſondern auch zu gewiſſen Zeiten (ſo wie am heutigen Tage) eine ausführlichere Prüfung ſeines ganzen Lebens anzuſtellen. Suchen wird er zu erfahren, wie er ehmals dachte und lebte, und wie itzt; was für gute, welche fehlerhafte Geſinnungen ſein Thun lenken; ob ſich ſein Herz und Wandel verbeſſert oder verſchlimmert, und was er ſich davon für das künftige Leben zu verſprechen hat. Alles kömmt ihm auf dieſe Kenntniß an.

Eben deswegen hat denn auch das ernſtliche Andenken an die Ungewißheit des Lebens einen ſehr groſen Einfluß auf die ganze Art der Selbſtbeurtheilung. Dieſe wird nun viel

viel genauer und unpartheyiſcher ſeyn. So lange wir unſer Ende noch für entfernt halten, ſind wir ſelten ſtrenge genug gegen uns. Wir betrachten alsdann unſer Verhalten nicht lebhaft genug in der Beziehung, die es auf die Ewigkeit hat. Daher forſchen wir nicht ſo tief, als wir ſollten. Manche ſcheinbare Tugend wird ohne Grund für wahr, manche Handlungen, die ein gutes Anſehen haben, werden zu leichtgläubig für wirklich gut genommen. Viele Fehler entgehen unſerm Auge ganz; mehrere ehmalige ſind vergeſſen; und die wir uns nicht bergen können, werden von der Eigenliebe ſo gern entſchuldigt. Wir ſind zu leicht und ſchon dann mit uns zufrieden, wenn wir uns nur einigermaßen gut und nicht laſterhaft wiſſen. Aber würden wir wohl eben ſo über uns urtheilen, wenn uns Jemand ſagen könnte, daß wir in kurzer Zeit ſterben würden? Möchten wir dann auch noch wohl ſo leicht mit uns zufrieden, oder ſtrengere Beurtheiler unſers Lebens ſeyn? Würden wir da der Eigenliebe noch eben die Gewalt über uns einräumen, oder dem mehr geweckten, geſchärften Gewiſſen Gehör geben? Sollten unſre Vergehungen nun noch wohl ſo unerheblich, oder nicht vielmehr in einer beunruhigenden Geſtalt erſcheinen? Dies können uns die Beyſpiele der Sterbenden beantworten, die eine richtige Kenntniß von Gott, Religion, Tugend und Laſter, und deren Folgen für die Ewigkeit hatten. — Doch, iſts nöthig, daß wir den Tod erſt wirklich in der Nähe ſehen, um uns nicht mehr mit falſchen Meynungen von Tugend und Frömmigkeit zu ſchmeicheln? Laßt uns doch nur erwägen, daß wir nie auf ein Jahr, auf eine Woche, auf einen einzigen Tag vor ihm geſichert ſind. Dieſe Unſicherheit in einer ſo höchſt wichtigen Sache verdient wahrlich mehr zu Herzen genommen zu werden, und ſie wird, wenn wir uns ihrer gehörig bewußt ſind, eben ſo viel Ernſt und Aufrichtigkeit bey uns hervorbringen, als die bemerkte Annäherung unſers Lebensziels. Dann ſehen wir unſre Tugenden und unſre Fehler in einem ganz andern Lichte. Wir fühlen, daß Selbſtbetrug eben ſo gefährlich als thöricht iſt, und laſſen das Gewiſſen freyer reden. Das Gute, was wir in großer Menge gethan zu haben gern glaubten, wird nun

bey genauerer Ueberſicht viel geringer und mangelhafter. Manches verſchwindet ganz, und wird wohl gar zum Fehler. Dagegen bemerken wir deſto mehr verſäumte Pflichten und vernachläſſigte Gelegenheiten, Gutes zu thun. Bey den Tugenden, die ſich unſre Eigenliebe beymeſſen will, entdecken wir unlautere Gründe, Nebenabſichten und Unbeſtändigkeit. Gehäufte Verſündigungen aller Art, die das angeſtrengte Gedächtniß aus der vergangenen Zeit noch immer vermehrt, beunruhigen die Seele. Kurz, wir beurtheilen uns wie wir ſind, mit gerechter Strenge und Wahrheit.

Daß das die Wirkungen ernſtlicher und gefühlvoller Erinnerungen an die Sterblichkeit ſind, davon haben wir beſonders an dieſem Tage Gelegenheit, uns zu überzeugen. Iſt Selbſtprüfung heute an ſich ſchon unſer vornehmſtes Andachtsgeſchäft: ſo wird ſie uns noch mehr am Herzen liegen, und gewiß auch mit weit mehr Ernſt geſchehen, wenn wir ſie mit dem Gedanken beginnen, daß wir die uns noch vergönnte Friſt nicht wiſſen: daß ſie nur noch ſehr kurz; daß der heutige öffentliche Bußtag vielleicht für Einige unter uns der letzte ſeyn kann. Wer ſollte da ſich nicht genauer zu erforſchen und mit ſeinem Gewiſſen auszumachen ſuchen, wer er war, wer er iſt, und was einſt in der Ewigkeit ſein Loos ſeyn wird?

Zweyter Theil.

Die Unterſuchung des Lebens geſchieht indeß nicht um ihrer ſelbſt willen. Auch iſt ihr letzter und vornehmſter Zweck nicht Selbſtkenntniß und Reue über erkannte Fehler, ſondern dieſe ſind wiederum nur Mittel zur Beförderung der Hauptabſicht, nämlich — der Beſſerung. Aber auch hier hat die Betrachtung der Ungewißheit unſrer Tage einen beſondern, wichtigen Nutzen. Sie erweckt den Beſſerungstrieb nachdrücklicher in der Seele, und giebt ihm mehr Leben und Eifer; ſie verſtärkt jeden Vorſatz, gut und fromm zu ſeyn. — Aus dem Grunde verbindet die Schrift ſo oft mit den Ermahnungen zur Lebensänderung und Beſtändigkeit im Guten den Zuruf, daß die Zeit auf Erden von kurzer,

zer, unſicherer Dauer iſt. Sir. 18, 22. 26. Hebr. 3, 13. 15.

Laſterhaften Menſchen kann die Nothwendigkeit, ſich zu beſſern, nicht näher vor das Gefühl gebracht werden, als wenn es ihnen einleuchtet, daß ſie ſich durch ihre Sinnesart und durch ihr Verhalten nicht nur ein unſeliges Schickſal für die Ewigkeit bereiten, ſondern daß dieſe Gefahr mit jedem Aufſchub der Beſſerung größer wird. Es kann ſeyn, daß die bloße Erkenntniß der künftigen Verantwortung und Strafen über einen Laſterfreund nichts vermag. Das lehrt eine öftere traurige Erfahrung. Die Befürchtung ſtrafender Folgen wirkt auf ein rohes Gemüth nicht, ſo lange dieſe noch entfernt geglaubt werden, und eine größere Hoffnung da iſt, ihnen zu entgehen. Und verhält es ſich ſo mit den Strafen dieſes Lebens, die doch dem ſinnlichen Menſchen ſo viel näher und abſchreckender ſind: ſo wird auch die Furcht vor der Ewigkeit ſchwerlich eine gewohnte Sündenliebe überwiegen, und beſſere Vorſätze erwecken, ſo lange der Menſch noch auf mehrere Jahre zählt, und nebenher noch allerley falſche Rechnungen macht, den künftigen Strafen auszuweichen. Allein laßt ihn zu der Einſicht kommen, daß hier im Leben nichts umſonſt geſchieht; daß jede angenommene böſe Neigung, jede böſe That dort zur Verminderung ſeiner Glückſeligkeit und zur Beförderung ſeines Elends beyträgt; daß es ſchlechterdings kein Mittel giebt, daß ſogar die ernſtlichſte Beſſerung kein ſolches Mittel iſt, die Folgen des gethanen Böſen ganz aufzuheben (Röm. 2, 6. Gal. 6, 7.), laßt ihn daneben fühlbar erkennen, daß er, wie Hunderte um ihn, unvermuthet ſterben kann, und daß doch die Herzensänderung mehr Zeit, als einige Augenblicke erfodert: ſollte dies, wohl überdacht, nicht das leichtſinnigſte Herz erſchüttern und zu beſſern Entſchlüſſen vermögen können? Was für ein Beſſerungsmittel iſt da noch übrig, wo dies fruchtlos bleibt?

Und nicht für Solche nur, die noch erſt von Laſtern zurückgebracht werden müſſen, ſondern auch für Tugendfreunde iſt es in dieſer Abſicht von Nutzen, den Tod ſich

als möglich nahe zu denken. Die Beſorgniß eines frühern Endes macht es auch dem weiſern Chriſten mehr zur Pflicht, ſich von den erkannten Fehlern zu entledigen, und ſorgfältiger über ſein Herz zu machen. — So lehrt die Erinnerung an den Tod denken und handeln. So lehre ſie heute auch uns Alle! Jeder verlaſſe dieſe Verſammlung mit dem Vorſatz: ich will mich beſſern, weil ich noch ſündigen kann.

Am vierten Adventsſonntage.

Text. Joh. 1, 19 — 28.

Einleitung.

Es iſt nicht bloß die Aufrichtigkeit, die wir in dem hier erzählten Betragen des Täufers Johannes zu ſchätzen haben, ſondern auch die Achtung, welche er zugleich gegen gerichtliche Verhandlungen bewies. Ihm ward von dem Rath zu Jeruſalem durch Abgeordnete ein feyerliches Bekenntniß über ſeine Perſon und über ſeine Befugniß, zu lehren und zu taufen, abgefodert. Er gehorchte ohne Einwendung, die er doch in ſeiner Lage leicht genug hätte finden können, und beantwortete alle ihm vorgelegte Fragen eben ſo beſcheiden, als gewiſſenhaft. Unbekümmert, was die Folgen ſeines Geſtändniſſes ſeyn möchten, lehnte er die höhern Meynungen ab, die man von ihm zu hegen ſchien, und bekannte, wer er ſey, nämlich nicht mehr, als ein Vorbote des Meſſias, auf deſſen Lehre er die Herzen vorzubereiten ſuche.

Möchte doch der Eid und alles, was vor Gericht in Kraft und Verbindlichkeit des Eides geſchieht, unter allen Chriſten in eben der Achtung ſtehen! Dieſe Handlung, die mit der Religion ſo genau verbunden; die für Recht und Gerechtigkeit, für Treue und Glauben, für das ganze Wohl der menſchlichen Geſellſchaft ſo höchſt wichtig, und für das Gewiſſen von ſo bedeutenden Folgen iſt! --- Aber wenn ſich dies nun auch nicht ſo in gänzlicher Allgemeinheit hoffen läßt: ſo iſt doch der Wunſch wenigſtens erreichbar, daß der Eid ſein nöthiges öffentliches Anſehen behalte, und daß der größere Theil der Chriſten ihn ehrerbietig ſchätze; daß Diejenigen, welche ihn gering achten und misbrau-

brauchen, nur zu den unglücklichen Ausnahmen gehören, und von den Beſſerdenkenden dafür mit verdientem Abſcheu beſtraft werden. --- Und was giebt es hierzu für Mittel? Dieſe Frage verdient um ſo mehr eine ernſtliche Ueberlegung, da die Klage wohl nicht ungegründet iſt, daß ſich auch hier die unſeligen Wirkungen des Leichtſinns unſrer Zeiten bereits merklich äußern.

Vortrag.

Ueber die Mittel, den Eid in ſeinem Werth und Anſehen zu erhalten.

I. Eine zu dieſer Abſicht dienliche Erziehung der Jugend.

II. Ein zweckmäßiges Verfahren im Gebrauch des Eides.

Erſter Theil.

Eine gute Erziehung der Jugend iſt der ſicherſte Weg zu aller ſittlichen Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts, das Hauptmittel zur Erhaltung und weitern Verbreitung jeder Tugend. Und ſo iſt ſie auch das erſte, nothwendigſte Erfoderniß, wenn der Eid unter den Menſchen das ihm gebührende heilige Anſehen haben, oder wenn ſeine vielleicht ſchon geſunkene Achtung hergeſtellet werden ſoll. Alles, was ſich in dieſer Abſicht bey Erwachſenen thun läßt, hat einen ungewiſſen, mangelhaften Erfolg. In der Jugend hingegen kann der Menſch theils ſchon durch Uebung in gewiſſen Geſinnungen, und theils durch einen vernünftigen Religionsunterricht weit leichter und unfehlbarer zu der Ehrerbietung und Gewiſſenhaftigkeit angeleitet werden, die er dieſer feyerlichen Handlung ſchuldig iſt.

Noch ehe Kinder des Unterrichts fähig ſind, was ein Eid ſey, iſt es möglich, bey ihnen diejenigen Geſinnungen zu erwecken, die ſeine Heilighaltung für das Künftige ſichern, und ſeinen Misbrauch am gewiſſeſten verhüten. Dahin gehören vornehmlich Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, Liebe zu allem, was recht und Verabſcheuung deſſen, was

unrecht iſt, Genügſamkeit und Mäßigung des Verlangens nach äußern Gütern, und wahre Ehrfurcht für Gott. Alle Tugenden, die ſo viel vollkommener werden, und geſegnetere Früchte tragen, je mehr ſie in früher Jugend geübt worden ſind.

Es ſollte überhaupt ſchon eine der erſten Sorgen aller Aeltern und Erzieher ſeyn, Kinder an Aufrichtigkeit zu gewöhnen. Iſt das doch vor allen die Tugend, die ſie für Welt und Umgang brauchbar macht. — Und kann dieſe Gewöhnung wohl für ſo ſchwer gehalten werden, daß ſie nicht Allen möglich wäre? Die Natur ſelbſt kömmt ja hier unſern Bemühungen zu Hülfe, oder eigentlicher zu reden, ſie kömmt unſern Wünſchen ſchon zuvor. Aufrichtigkeit, wenigſtens die glücklichſte Anlage dazu, iſt bereits dem Menſchen angebohren (Pred. Sal. 7, 30.), und ſie wäre gewiß weit öfter eine Eigenſchaft der Erwachſenen, wenn dieſe nur nicht ſo oft als Kinder durch Erwachſene verdorben, zur Verſtellung, zu Lügen und Unwahrheit verführt, wenn ſie vielmehr durch eine vernünftige Leitung bey der natürlichen Güte des Herzens erhalten würden. Und iſt freylich eine weitere Ausbildung dieſes anerſchaffenen Wahrheitstriebs nöthig: ſo iſt die Anweiſung dazu ſo einfach und leicht, daß ſie jeder Erzieher ſich ſelber geben kann. Man äußere nur ſtets ein großes Wohlgefallen an Wahrheit, und lebhaften Abſcheu an Unwahrheit vor den Ohren der Kinder, man belohne an ihnen die erſtere mit Beyfall, ſelbſt mit mehr Nachſicht gegen ihre begangenen Fehler, und ſey unerbittlich ſtrenge gegen jeden ihrer Verſuche, anders zu reden, als ſie denken. Man bewahre ſie ſo viel möglich vor böſem Beyſpiel, und zeige ſich ihnen ſtets ſelbſt als ein Muſter der Wahrheitsliebe. Gewiß dieſe Uebungen, verbunden mit ſolchen Lehren und Ermahnungen, die ihren ungleichen Jahren angemeſſen ſind, bringen jenen geraden, redlichen Wahrheitsſinn hervor, dem Verſtellung unmöglich iſt. Und iſt es noch nöthig, zu ſagen, wie ſo erzogene Menſchen gegen den Eid denken werden?

Eben

Eben ſo pflichtmäßig und von guten Folgen iſt das Bemühen, der Jugend ein lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht einzupflanzen. Auch hierzu hat bereits der Schöpfer den Grund gelegt, auf welchen nur fortgebauet werden darf. Das noch unverdorbene Kind empfindet es ſehr ſtark, wenn ihm oder Andern Unrecht geſchieht. O, man hüte ſich, dieſe erſte Grundlage des Gewiſſens durch bewieſene Gleichgültigkeit, durch Spott oder ſonſt durch verkehrte Reden und Aeußerungen zu zerſtören! Man berichtige ſtatt deſſen die Begriffe der Kinder von Recht und Unrecht durch gute Lehren und Exempel, und halte ſie ernſtlich an, von Jugend auf hiernach zu handeln. Wird derjenige, dem dies einmal durch Uebung nothwendig geworden iſt, jemals ſich zu einem falſchen Schwur verſtehen können?

Die gewöhnlichſte Verſuchung zu dieſem Verbrechen bieten gehoffte irdiſche Vortheile dem Menſchen dar; und er wird ihnen um ſo weniger widerſtehen, je wichtiger ihm äußere Güter ſind, je ſinnlicher er denkt. Eine Wahrheit, aus welcher ſich Manches von der Gewiſſenloſigkeit unſrer Zeiten erklären läßt. — Wie nöthig aber auch daher, wie beſonders itzt nöthig die Erziehungsregel, Kinder mit höchſter Sorgfalt vor Habſucht, aber auch eben ſo ſehr vor dem Triebe, der bey ihnen die erſte Quelle der Habſucht iſt, vor Neigung zum Wohlleben und ungemäßigtem Vergnügen zu verwahren, ſie ſich vernünftig einſchränken, genügſam ſeyn, und, was ihnen nicht beſchieden ward, ruhig entbehren zu lehren! Iſt ihnen dieſe Weisheit des Lebens eigen geworden: ſo werden ſie nie in Gefahr ſeyn, weder durch Meineid noch andere verbotene Wege nach Gütern zu trachten.

Und ſo wie die Rechtſchaffenheit überhaupt keine ſtärkere Stütze hat, als Gottesfurcht: ſo iſt dieſe auch der Hauptgrund einer gewiſſenhaften Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit. Glücklich iſt der Menſch, dem in früher Jugend und bey noch weichem Herzen kindliche Ehrerbietung für Gott eingeflößt, und der gewöhnt ward, bey allem ſeinen

nen Thun an ſeinen allgegenwärtigen, allwiſſenden Schöpfer zu denken, und deſſen Urtheil, wie das Urtheil ſeines Gewiſſens, über alles zu ſchätzen! Er wird ſich hüten, daß er in keine Sünde willige, noch thue wider Gottes Gebot. Tob. 4, 6. Er wird auch, wenn es erfoderlich iſt (Jerem. 4, 2.), ohne Heucheley recht und heilig ſchwören.

Ueberdies iſt es aber auch noch eine höchſt wünſchenswürdige Sache, daß alle Chriſten in den Jahren der Jugend, wo ſie nun die dazu erfoderlichen Einſichten haben, über den Eid gehörig möchten unterwieſen werden. Seine Geringſchätzung und ſein Misbrauch ſind ſehr oft nichts, als Folgen der traurigen Unwiſſenheit und verkehrten Begriffe, die man in dieſem wichtigen Punkte überall noch herrſchend findet. — Möchten es ſich doch alle Jugendlehrer und Prediger (die Letztern vornehmlich bey dem kirchlichen Unterrichte der Kinder und bey ihrer Vorbereitung zur öffentlichen Ablegung des Glaubensbekenntniſſes) es ſich zur angelegentlichſten Pflicht machen, junge Chriſten über die Eideshandlung ausführlich zu unterrichten, ihnen nicht nur ihren Zweck, Inhalt und die verſchiedenen Gelegenheiten, wo ſie vorkommen kann, zu zeigen, ſondern ihnen auch ihre Wichtigkeit, ihre innige Verbindung mit der Religion, und ihre höchſt bedenklichen Folgen mit aller Wärme und Lebhaftigkeit zu Gemüthe zu führen, ihnen alle möglichen Ausflüchte vorläufig zu benehmen, und hauptſächlich den ſchimpflichen Aberglauben, der hier noch ſo häufig ſein Werk treibt, zu vertilgen! — — Dann erſt, wenn die Gemeinen der Chriſten aus ſolchen Gliedern beſtehen werden, die ſo in der Jugend unterrichtet worden ſind, werden auch öffentliche Vorträge über die Lehre vom Eide mehr Nutzen haben, und das angefangene Gute vollenden helfen. Dann wird man weit weniger über Verachtung dieſer heiligen Handlung zu klagen haben.

Zweyter Theil.

Um den Eid in ſeiner Würde zu erhalten, kömmt indeß auch viel auf ein zweckmäßiges Verfahren im Gebrauche deſſelben an. Dies iſt nun eigentlich die Sache Derjenigen, welchen es zuſteht, zu beſtimmen, wo dies feyerliche Rechtsmittel gebraucht werden ſoll, und für die möglichſte Sicherheit deſſelben zu ſorgen.

Es iſt ein Wunſch, deſſen Nothwendigkeit man lange ſchon gefühlt hat, daß der Eid, ſo viel es immer geſchehen kann, ſelten und nur bey wichtigen Vorfällen zu Hülfe genommen werden möchte. Ihn bey jeder Gelegenheit entſcheiden laſſen heißt, ihn nicht nur öfter der Gefahr der Entheiligung ausſetzen, ſondern auch, ihn, wie jede alltägliche Sache, verächtlich machen. — Zwar beſtimmen überhaupt nun ſchon die vorhandenen Geſetze, die Beſchaffenheit der Rechtsſachen, und oft auch ſelbſt der Eigenſinn der Partheyen die Fälle, wo ein Schwur erfoderlich iſt. Aber einſichtsvolle Richter, Männer, die ſich auf Kenntniß des menſchlichen Herzens verſtehen, die die zu ihrem wichtigen Amte nöthigen Wiſſenſchaften und Erfahrungen beſitzen, und nie aus Liebe zur Bequemlichkeit unterlaſſen, zuvor jedes andere, obgleich mühſamere, Mittel zur Erforſchung der Wahrheit zu verſuchen, werden es ſehr oft in ihrer Gewalt haben, einen Schwur, — und o, wie oft mit ihm einen Meineid! — zu verhüten. Mögen alle Richter hier ſelbſt urtheilen, wie ſehr ſie ſich durch dieſe Behutſamkeit um Religion und Menſchheit verdient machen, welche ſüße Gewiſſensruhe ſie ſich dadurch bereiten, und wie nöthig es vornehmlich bey dem größern Leichtſinn unſrer Zeiten iſt, mit dem Schwören vorſichtig zu verfahren! Und mögen denn auch alle Regenten immer mehr darauf bedacht ſeyn, durch gute Geſetze und Verbeſſerung der Rechtspflege den Misbrauch des Eides zu hindern!

Eine gleiche Sorgfalt muß von den Verweſern der Gerechtigkeit bey der Eideshandlung ſelbſt bewieſen werden. Nöthig iſts vor allen Dingen, dafür zu ſorgen, daß Schwö-

rende nicht nur dies heilige Geſchäft an ſich kennen, ſondern auch daß ſie den beſondern Fall, den Inhalt deſſen völlig verſtehen, worüber eine Ausſage, ein Zeugniß, ein Verſprechen von ihnen gefodert wird. — Eben ſo nöthig, daß zuvor ihr Gewiſſen geweckt und ernſtlich erinnert werde. Darf vor Gericht überall nichts übereilt werden: ſo am wenigſten eine Handlung von ſo großer Wichtigkeit. Zur Aufrechthaltung der Ehre des Eides, und zur Behütung des Gewiſſens Derer, die ihn leiſten ſollen, achten ſich gewiſſenhafte Richter verbunden, dieſen die Friſt zu geſtatten, die ſie zur gehörigen Ueberlegung, zur Selbſtprüfung, zur Rückerinnerung, oder auch, damit ſich jede leidenſchaftliche Heftigkeit bey ihnen legen möge, bedürfen. Ihnen wird und muß es heilige Pflicht ſeyn, nicht bloß nach der allgemeinen Vorſchrift voraus zu warnen, ſondern auch als Menſchenkenner Jedem beſonders zu ſagen, was ſein Herz rühren und ihn zum Geſtändniß der Wahrheit vermögen kann! —

Werden alle dieſe Pflichten von Aeltern, Erziehern, Religions- und Jugendlehrern und von Richtern erfüllt: ſo wird der Eid unter Chriſten eine heiliggehaltene, feyerliche Gottesverehrung und ein Beförderungsmittel der Gerechtigkeit ſeyn und bleiben.

Am erſten Weihnachtstage.

Text. Luc. 2, 1 — 14.

Einleitung.

Dies iſt die Erzählung der großen Begebenheit, in der wir Chriſten den erhabenſten Beweis der Liebe Gottes gegen das menſchliche Geſchlecht verehren. Dafür müſſen wir die Geburt unſers Erlöſers wegen der in aller Abſicht ſegensreichen, herrlichen Folgen erklären, die ſie nun bereits ſo viele Jahrhunderte hindurch gehabt hat, noch itzt hat, und in Ewigkeit haben wird. Jeſus Erſcheinung auf Erden hat den Zuſtand der Welt auf allen Seiten zu ſeinem Vortheil verändert. In der Religion iſt durch ſie Licht und Finſterniß geſchieden, Unwiſſenheit und Aberglaube vertrieben, und dagegen wahre Gotteserkenntniß und würdige Gottesverehrung an ihre Stelle geſetzt worden. Auch an Sittlichkeit und Tugend hat die Welt gewonnen, und würde noch weit mehr gewinnen, wenn Jeſus Sittenlehre durchgehends eben ſo befolgt würde, als ſie gebilligt werden muß. In Anſehung der äußern Verfaſſung und Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft hat das Chriſtenthum nicht minder die wünſchenswürdigſten Wirkungen hervorgebracht. Ganze Völker, wie beſondere Familien und einzelne Menſchen (die Letztern in jedem Stande und in jeder Lage) müſſen geſtehen, daß ſie als Chriſten ſich des Genuſſes ihres Lebens und ihrer Verbindung mit Menſchen mehr freuen können, daß ſie in allen ihren Verhältniſſen beglückter ſind, als ſie bey irgend einer andern Religion ſeyn könnten. Jeſus hat, wie unſer Text am Schluſſe ſo wahr und ſchön ſagt, Gottes Ehre verherrlicht, Friede und Freude auf die Erde gebracht.

Bey dieſen Vorſtellungen, worauf uns das gegenwärtige Feſt nothwendig leiten muß, iſt es gewiß eine ſehr natürliche Beſchäftigung unſrer Andacht, daß wir auch den Dank, den wir dem großen Stifter alles dieſes Guten ſchuldig ſind, und die Art erwägen, wie wir ihm Dank beweiſen können.

Vortrag.

Ueber das dankbare Andenken an Jeſum, den Urheber unſrer Glückſeligkeit.

I. Gründe, die uns dazu verpflichten.

II. Wie es auf eine würdige Art bewieſen werden muß.

Erſter Theil.

Wenn wir uns den Göttlichen, dem wir Religion und Glückſeligkeit verdanken, in der Verherrlichung denken, in welcher er, nach der Schrift, über uns lebt: ſo müſſen wir uns in Demuth beſcheiden, daß Dank und Verehrung von uns nicht als eine gewiſſe Art der Vergeltung gegen ihn angeſehen werden können. Er, der in Gottes Reich ſo unendlich weit über uns erhaben iſt, bedarf für ſich weder unſrer Liebe, noch unſers Ruhms, ſo wie ſeine Seligkeit auch nicht dadurch leiden kann, wenn Menſchen ihn verkennen und ſeiner undankbar vergeſſen. Fern ſey alſo von uns der ſtolze Gedanke, als ob wir ihm durch öftere zärtliche Erinnerungen, oder noch mehr durch alles, was wir zu ſeiner Verehrung thun, gleichſam eine Gegengefälligkeit erwieſen, und uns um ihn verdient machten. Das wäre eine Vorſtellung, wodurch wir ihn eben ſo erniedrigen, als uns erheben würden.

Aber iſt an ſeiner Seite kein Grund vorhanden, ſo werden wir an unſrer deſto ſtärker verpflichtet, ihm, dem größten Wohlthäter der Welt ein dankbares Andenken zu widmen. Dies bringt das ganze Verhältniß, worin wir mit ihm ſtehen, und die Natur unverdorbener menſchlicher Empfindungen mit ſich. Dies erfodert auch ſelbſt der Genuß der durch ihn erlangten Glückſeligkeit.

Einem jeden guten Herzen iſt ein lebhafter Trieb eigen, dankbar zu ſeyn; ein Trieb, der um ſo viel ſtärker wirkt, je größer die empfangene Gutthat iſt, und je mehr ſie mit Mühe und Aufopferung erwieſen ward; ein Trieb, der gern vergilt, wo Vergeltung möglich iſt, der ſich aber auch da noch, wo dieſe nicht Statt findet, wenigſtens durch das äußert, was er vermag, und gegen entfernte oder ver-

ſtorbene Gutthäter beſonders durch eine öftere liebevolle Erinnerung. So denkt ein Kind ſeiner entſchlafenen Aeltern, ein Freund des Freundes, der ſein Rathgeber und Helfer war, von dem ihn nun der Tod geſchieden hat. Beyde wiſſen, daß dieſe Erinnerung ihren Verewigten eigentlich kein Gegendienſt iſt: aber ſie iſt Pflicht und Wirkung der Natur; ein Opfer, das das Herz ſo gern bringt. Sie würden es ſich nicht verzeihen, wenn ihnen Jene, die ſo viel für ſie thaten, nicht oft in Gedanken ſchwebten; wenn ihnen ihr Nahme nicht theuer bliebe, und wenn ſie nicht auf alle Weiſe bemüht wären, ihre Verdienſte zu ehren. — Und wir ſollten Des nicht gedenken, nicht mit der wärmſten Liebe Des gedenken, der uns unendlich mehr als Freund, als Aeltern, als irgend ein menſchlicher Wohlthäter war? Müßte doch ſchon ſein Gedächtniß uns heilig ſeyn, wenn wir ihn bloß als das außerordentlichſte Tugendmuſter, als den größten Weiſen und Menſchenfreund kennten. Aber heißer Dank aus gerührtem Herzen gebührt ihm nun, da er der Retter und Beglücker der ganzen Menſchheit ward, auch für uns es ward, es mit mehr Aufopferung ward, als je ein Menſch für Andre ſich gefallen ließ. So viel herzliche Bereitwilligkeit, ſich aus Liebe zu unſerm Wohl aller Freuden zu begeben, und alles Elend zu erdulden (Hebr. 12, 2.), ſo eine tiefe Selbſterniedrigung bis zum Tode am Kreuz (Phil. 2, 8.), und nun ſo unendliche Segnungen für uns und die Welt von allem, was er lehrte, that und litte, — das verdient doch wohl ein unvergeßliches Denkmal in aller Chriſten Herzen! Was müßten wir von uns ſelber urtheilen, wenn wir ſeiner nie oder mit Kaltſinn und Gleichgültigkeit gedächten? Da verriethen wir entweder Unwiſſenheit (und das wäre noch das Verzeihlichſte) und gänzliche Unbekanntheit mit dem, was unſre Glückſeligkeit betrifft, oder ein wider die Wahrheit eingenommenes, oder ein fühlloſes, undankbares, mit einem Worte — ein ſchlechtes Herz. Nein, ſo lange wir uns noch des Undanks ſchämen; ſo lange wir es wiſſen und empfinden, daß wir Chriſten das glücklichſte Volk auf

Erden ſind: ſo lange ſey uns Jeſus verehrungswürdig und unvergeßlich!

Auch ſelbſt um uns unſers Chriſtenglücks mehr bewußt zu ſeyn, und um es froher zu genießen, iſt es ja nothwendig, daß wir uns unſers göttlichen Wohlthäters oft mit Glauben und Liebe erinnern. Man fühlt doch den Werth eines angenehmen Geſchenks immer lebhafter, wenn man ſich bey ſeinem Anblick Den, der es gab, und ſeine Güte, ſeine treue Wohlmeynung vorſtellt. So muß uns auch unſre ganze Religion mit allen ihren Verheißungen und ſegensvollen Früchten viel erfreulicher werden, wenn wir uns ihren Stifter von Seiten ſeiner herzlichen Geneigtheit, uns zu beglücken, denken. Was muß ein gutes Herz bey dem Gedanken nicht empfinden: "So viel that Jeſus für mich und für die Welt! So viel Eifer und ausharrende Geduld bewies er bey der Ausbreitung ſeiner göttlichen Lehre! So gern und gelaſſen ertrug er Verfolgungen, Marter und Tod, um mich und meine Mitmenſchen zu beglücken!" Ja, ein ſeliges Vergnügen liegt eben ſo in dieſen Vorſtellungen, wie der ſtärkſte Antrieb zur Gegenliebe gegen den Erlöſer. — Und überdies ſind die Lehren des Chriſtenthums auch großentheils ſo genau mit der Lebensgeſchichte ſeines göttlichen Stifters verflochten, daß jede Betrachtung über ſie uns zugleich an ihn, ihren Urheber, erinnern muß. Alle beſſere Erkenntniß von Gott und ſeiner Vorſehung, alle richtigere Begriffe und feſtere Ueberzeugung von einem zukünftigen Leben, alle daraus fließende Troſtgründe, alle von uns in ihrer Vortrefflichkeit erkannte chriſtliche Tugendvorſchriften überkommen wir in der Bibel entweder unmittelbar aus dem Munde Jeſu oder doch durch die von ihm unterrichteten Apoſtel. Selbſt ſeine Schickſale haben einen wichtigen Einfluß auf gewiſſe Theile unſers Glaubens. Sein Tod wird uns als das große Siegel der Liebe Gottes gegen die Sünderwelt und ſeine Auferſtehung als Beweis unſrer künftigen Verherrlichung dargeſtellt. Beydes konnte uns auch nicht eindrin-

gender, als auf dieſem Wege, verſinnlicht und anſchaulich gemacht werden. Sein Wandel, endlich, iſt für uns in allem Betracht das ſchönſte Muſter. — Gewiß ſehr wichtige Gründe, an ihn oft mit Hochachtung und Liebe zu gedenken. Hierauf beruht nicht nur unſre Dankbarkeit, ſondern auch ein Haupttheil des Segens ſeiner Religion für unſer Herz und Leben.

Zweyter Theil.

So ſehr wir aber auch überzeugt ſeyn mögen, daß es uns obliegt, des Stifters unſrer Religion und Glückſeligkeit mit erkenntlichem Gemüthe eingedenk zu ſeyn; und ſo deutlich es auch an ſich iſt, was ein dankbares Andenken heißt: ſo nöthig ſcheint es doch noch, näher zu beſtimmen, in welchem Umfange dieſe Pflicht erfüllt werden kann und muß; wo und wie wir auf eine würdige Art das leiſten können, was dankbare Erinnerung an Jeſum fodert.

Es iſt nach der Beſchaffenheit dieſes Lebens, bey den Geſchäften und unvermeidlichen Zerſtreuungen deſſelben nicht anders möglich, als daß wir nur in gewiſſen Augenblicken eigentlich an Jeſum denken, und uns der pflichtmäßigen Liebe gegen ihn bewußt ſeyn können. Irrig, obgleich in guter Abſicht, haben manche Chriſten es verſucht, dieſe Gedanken und Gefühle zu allen Zeiten gleich deutlich und lebhaft in ſich zu unterhalten. Das ſtreitet ſowohl mit unſrer itzigen Natur, als mit der Erfüllung andrer nöthiger Pflichten; kann gar leicht in Schwärmerey ausarten, und der Religion mehr ſchaden als nützen. Aber dieſe Augenblicke dürfen deswegen nun eben nicht ſo ſehr ſelten ſeyn, und am wenigſten dürfen ſie bloß auf die öffentliche Andacht eingeſchränkt werden. Im Leben genießen wir das Gute, was uns Jeſus bereitet hat; hier laßt uns auch ſeiner uns erinnern. Es wird dazu ſowohl die erfoderliche Zeit, als auch manche beſondere Veranlaſſung geben, und einem Herzen, was richtige Kenntniß der Religion und

ihres Werths hat, werden dieſe Erinnerungen ſehr leicht und geläufig ſeyn. So oft wir nur bey einem ungeſuchten Anlaſſe im Umgange mit Chriſten der chriſtlichen Religion und ihrer Vorzüge erwähnen: ſo liegt uns ja da ſchon (wenn auch gleich zuweilen nur dunkel) Derjenige in Gedanken, der uns dieſe Vorzüge ſchenkte. So oft wir für uns im Stillen über unſer glückſeliges Verhältniß mit Gott nachdenken: ſo muß uns auch Der im Sinne ſchweben, der dies ſelige Band zwiſchen uns und Gott knüpfte. So oft bey einem rechtſchaffenen Wandel das ſüße Glück der Tugend und die frohen Wirkungen edler Handlungen von uns im Gewiſſen empfunden werden: ſo iſt das Antrieb, dankbar zu Dem hinaufzublicken, der uns ſo ſchön die Tugend lehrte. Und vorzüglich muß uns ſein liebevolles Andenken in den troſtbedürftigen Lagen des Lebens nahe ſeyn. Leidende, wenn ihr nach vergeblich verſuchten Tröſtungen dieſer Welt eure Ruhe nun allein in den ſicherern Troſtgründen des Chriſtenthums wiederfindet; Kranke, wenn nur der Glaube an Gottes weiſe gütige Vorſehung und die chriſtliche Hoffnung eines beſſern Lebens euch erquicken und ſtärken kann; Wehmüthige, wenn euer zerriſſenes Herz doch nun durch die erfreuliche Ausſicht in jene Welt, und durch die Gewißheit des Wiederſehens Derer, die der Tod euch nahm, geheilt wird; ihr Alle, denen Chriſtus Lehre und Tod und Auferſtehung Aufrichtung für die bekümmerte Seele ward, welche Regungen des Danks und der Liebe müſſen gegen den erhabnen Menſchenfreund in euch vorgehen, der dieſen Troſt euch gab! — So kann und muß uns Jeſus gewiß in vielen Stunden des Lebens vergegenwärtigt werden, indem wir uns jedes Chriſtenglück in natürlicher Beziehung auf ihn denken und empfinden.

Aber ſollen wir dieſe Gedanken und Empfindungen ganz allein in uns verſchließen? Das iſt wider die Natur der Liebe und Dankbarkeit. Zwar werden wir nicht alles davon der Welt mittheilen können und dürfen; doch bleibt

es Pflicht, und fehlt uns auch nicht an Mitteln, unſern Dank gegen den Erlöſer laut zu bezeugen, und ſein Andenken zn ehren. Das geſchehe denn durch ein freymüthiges Bekenntniß ſeiner Lehre, durch Bezeugung und Vertheidigung ihres Werths, wo es erfoderlich iſt, durch Theilnehmung an den öffentlichen Geſchäften der Verehrung Gottes und Jeſu, und beſonders durch andachtvolle, frohe Feyer ſeines Gedächtnißmahls. Nie ſey unſer Herz kalt oder träge gegen dieſe Beweiſe der gerechteſten Erkenntlichkeit. — Und die beſte Bezeugung unſers liebevollen Andenkens an ihn ſey ein rechtſchaffenes Leben nach ſeinen Vorſchriften und nach ſeinem Beyſpiel.

Am zweyten Weihnachtstage.

Text. Joh. 1, 1—14.

Einleitung.

Alles, was der Evangeliſt in dieſer Einleitung zu der Lebensgeſchichte Jeſu ſagt, hat die Abſicht, ihn als den Verehrungswürdigen nnd als den größten Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts darzuſtellen. Nachdem er der Erhabenheit ſeiner Perſon und ſeiner innigen Verbindung mit Gott gedacht hat: ſo führt er mit nachdruckvoller Kürze das Gute an, was der Erlöſer auf Erden gewirkt hat. Er nennt ihn "das Leben, das „Licht der Menſchen," den Urheber der beſſern Erkenntniß, den Beförderer der Wahrheit uud Glückſeligkeit. Was das Sonnenlicht den Geſchöpfen iſt, das gemeinnützigſte Gut, das unentbehrlichſte Bedürfniß zum Leben, die Quelle des Vergnügens, das Mittel zur Erlangung nöthiger Erkenntniſſe und zur Thätigkeit, das iſt uns in Abſicht auf Religion und Geiſteswohlfahrt Jeſus geworden. Er lebte ganz für die Welt und ihr zum Segen. Sein Beruf und ſein unabläſſiges Streben war, den Menſchen die wahre Weisheit, die glückliche Seelenruhe, die Tugend und Seligkeit zu verſchaffen, die ihre urſprüngliche Beſtimmung, aber durch eine traurige Verfinſterung der Vernunft unbekant, und durch allgemeine Verdorbenheit verlohren gegangen war. Sie ſollten ihren Gott wieder kennen, und ſich als ſeine Kinder und Begnadigte ſeiner freuen; ſollten hieniedan mit frommen Eifer ſeinen Willen durch Tugendübung erfüllen, und ſich auf eine künftige nähere Vereinigung mit ihm vorbereiten. In dieſer edeln, menſchenfreundlichen Abſicht lehrte, handelte, litte und ſtarb Jeſus Chriſtus.

So, von dieſer Seite ſein Leben betrachten iſt gewiß die würdigſte Beſchäftigung in den Tagen, die ſeinem Andenken geheiligt ſind. Das erfüllt uns nicht nur mit Dank und Ehrerbietung, ſondern läßt uns auch zugleich das ſchönſte Exempel ſehen, das von uns nachgeahmt zu werden verdient.

Vortrag.

Ueber das gemeinnützige Leben Jeſu.

I. Was in demſelben beſonders merkwürdig iſt.

II. Anwendung, die ſich davon machen läßt.

Erſter Theil.

So wie ſich unſer göttlicher Erlöſer überhaupt durch die größten Vorzüge von allen übrigen Menſchen unterſcheidet: ſo übertrifft auch die Gemeinnützigkeit ſeines Lebens, oder die Art, wie er ſich um die Welt verdient gemacht hat, alles, was wir uns davon ähnliches denken können. Er hat unendlich mehr, als je ein Sterblicher, geleiſtet; die fortdauernden Wirkungen deſſen, was er that, ſind unaufhörlich; und ſein Herz war dabey rein, wie ſein Eifer bis zur größten Aufopferung unverdroſſen. Dies iſt das ihm Eigenthümliche, was jeder unbefangene Leſer ſeiner Geſchichte empfinden und zu ſeiner Ehre geſtehen muß.

Alſo erſtlich: Jeſus Leben war in dem möglichſten Umfange nützlich für die Welt. Seine Verdienſte übertreffen die Verdienſte aller Menſchen, ſowohl an Mannigfaltigkeit und Menge, als an innerm Werth und Nutzen. — Im Anfange ſeines Berufs zwar erſchien er nur als Lehrer einer kleinen Schaar ausgeſuchter Freunde: aber bald auch als Lehrer des ganzen Volks, unter welchem er lebte, und als außerordentlicher Wohlthäter und Helfer nothleidender Menſchen. Hier ſchon ſtiftete er auf die vielfachſte Weiſe Gutes. Durch ſeinen trefflichen Unterricht rottete er gar bald bey Vielen bisher gangbare ſchädliche Irrthümer aus, und verbreitete richtige Begriffe von Gott, Vorſehung, Tugend und Hoffnung des ewigen Lebens. Durch treue Anwendung ſeiner höhern Kräfte befreyte er eine Menge Unglücklicher von den traurigſten Leiden. Kranke erlangten durch ihn ihre Geſundheit, Gebrechliche den Gebrauch ihrer Sinne und Glieder; Gebeugten gab er die,

welche ihnen der Tod entriſſen hatte, lebend wieder; Verführte und Verdorbene wurden durch ihn gebeſſert, Reuevolle beruhigt, und in ihren guten Vorſätzen beſtärkt. Und das alles that er nicht etwa nur gelegentlich, oder in der Nähe, ſondern er ſuchte ſie auf, die ſeiner Hülfe bedurften, und ließ ſich eben ſo gern von denen finden, die aus der Ferne ihn ſuchten. Apoſtelgeſch. 10, 38. Das ganze Land war bald Zeuge ſeiner Lehre und ſeiner Thaten. — Wäre dies auch nur alles, was ſich von ihm ſagen ließe: ſo hätte er doch deswegen ſchon die gerechteſten Anſprüche auf den Nachruhm eines verdienſtvollen Lebens. Allein ſeine Lehre war nicht (wie etwa die der Propheten unter den Juden, oder auch der vorzüglichen Weltweiſen unter den Heiden) eine vorübergehende Ermahnung an das Volk, und eine Sammlung guter Sittenſprüche, welche bloß ein Eigenthum der Gelehrten blieben: ſondern ſie war und ward eine neue, beſſere, göttliche Religion, eine Religion ſo allgemein brauchbar, wie ſie bisher der Welt noch gemangelt hatte, eine Religion, die dem Menſchen über alle Angelegenheiten ſeiner Seele erwünſchte Aufſchlüſſe giebt, die ihn auf alle Weiſe reicher an Einſicht, gut und ſeinem Wunſche gemäß glückſelig macht. Von allem dem, was dieſe herrliche Religion an guten Wirkungen haben kann und hat, von ihrem tauſendfachen Einfluſſe auf die Weisheit, Rechtſchaffenheit, Beruhigung, Freude und Hoffnung derer, die ſie bekennen, von allen ihren ſegensreichen Folgen für die äußere menſchliche Wohlfahrt liegt der Grund in Jeſus Leben. Wer darf ſich rühmen ſo viel, ſo viel Großes und Gutes für die Welt gethan zu haben?

Gleichwohl wird die Vorſtellung hiervon noch weit ſtärker, wenn wir uns dieſe Folgen ſeines Lebens, oder ſeine Verdienſte um die Welt zweytens nach ihrem fortdauernden Nutzen denken. — Was Menſchen Edles thun, iſt zwar oft auch noch für die Nachwelt, und man muß Mehrern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ihre

re guten Werke einen bleibenden Segen haben. Ja eigentlich geht keine menſchenfreundliche, gute That ganz für die Zukunft verlohren. Aber keine von allen menſchlichen Unternehmungen hält doch eine Vergleichung mit dem aus, was Chriſtus gethan hat. Dies hat nicht bloß geſegnete Früchte für eine lange Reihe auf einander folgender Geſchlechter und Jahrhunderte (deren wir ſchon ſo viele zählen), ſondern ſo lange die Welt ſtehen wird, und — denn dies iſt noch viel zu wenig geſagt — durch die ganze grenzenloſe Ewigkeit. Unzählbar ſind die Schaaren derer, die ſich nun ſchon des Chriſtenthums ſeit ſeiner Entſtehung gefreut, und ſeine Wohlthaten in aller Art genoſſen haben; die durch ihren Glauben hienieden glücklich geweſen, freudig aus der Welt gegangen, und in jener gehofften beſſern Welt ſo viel ſeliger ſind. Und wer kann ſich die Zahl Derer denken, denen bis an der Welt Ende dies unſchätzbare Glück noch vorbehalten iſt? Wer vermag die Summe der guten Geſinnungen und Handlungen, der Freudengefühle, der empfundenen Tröſtungen, die Jeſus Religion bereits hervorgebracht hat, und noch hervorbringen wird; wer kann die erhöhte Wonne der Seligen im Himmel berechnen, wovon ſie der Urſprung iſt? Oder waren etwa, wie es oft bey Menſchen iſt, dieſe guten Folgen bloß zufällig? Nein, er dachte ſie ſich gewiß, der Göttliche, als er dafür ſo treu arbeitete, und ſich willig zum Opfer gab. Und auf ſie mußte er doch wohl voraus ſehen, ſich mit ihnen tröſten und ſtärken, da der Nutzen ſeiner Lehre und ſeines Todes anfänglich ſo wenig beträchtlich ſchien. Die guten Werke der Menſchen haben gemeiniglich ihren größten Erfolg gleich nachher, der ſich dann nach und nach verliert. Jeſu großes Werk erwuchs erſt ſpäter, und wächſt noch immer zu einer über alle Vorſtellung erhabenen Vollkommenheit.

Der Werth eines gemeinnützigen Lebens muß indeß nicht bloß nach der Menge und Dauer des bewirkten Guten, ſondern vornehmlich nach den dabey gehegten Abſichten

ten und nach der ganzen Art, wie es beſchafft ward, beſtimmt werden. Und was für andre, als die allerreinſten Abſichten ließen ſich bey Jeſu annehmen? Eigennutz, Ehrgeiz — dieſe Triebfedern der Menſchen ſind bey ihm gar nicht denkbar. Dawider ſpricht ſeine Gemüthsart, ſein ganzes Betragen, auch ſeine äußere Lage. Reine, heiße Menſchenliebe allein leuchtet aus allem hervor. Sie machte ihn allein ſo thätig, daß er ſeiner faſt vergaß, um nur zu nützen. Joh. 4, 34. Von Menſchenliebe und vom Gefühl ſeiner hohen Berufspflicht erfüllt, konnte er allein den Muth haben, ſich ſo höchſt mühſeligen, von allen Vortheilen entblößten, tauſend Hinderniſſen ausgeſetzten, gefahrvollen Geſchäften zu unterziehen. Nur bey ſeiner edeln Art zu denken, konnte er die ausdauernde Geduld haben, die allen Widerſtand beſiegte; ſich für Welt und Menſchen unerkannt aufopfern; freywillig ſogar den ſchrecklichſten Tod leiden, und ſelbſt in eigener Gefahr und unter Martern noch jeder Gelegenheit zum Gutesthun wahrnehmen. — Welche erhabene Tugend!

Zweyter Theil.

Die Betrachtung eines ſo wohlthätigen, für die Welt geſegneten Lebens hat für ein gutes Herz etwas beſonders Einnehmendes und Erfreuliches. Es iſt ein ſüßes Vergnügen, ein ſo vollkommenes Bild der allgemeinen, uneigennützigen, unermüdet geſchäftigen, ſich aufopfernden Menſchenliebe zu ſehen. — Doch wir haben ja ſelbſt ſo nahen Antheil an dieſer Liebe, die wir an Jeſu bewundern. Er lebte für uns, wie für die ganze Welt, und Jeder von uns genießt hier und in der Ewigkeit des Glücks, was er dem menſchlichen Geſchlechte bereitet hat. Dafür ſey uns ſein Name ehrwürdig, und ihm werde von uns allen die innigſte Liebe gewidmet. 1 Joh. 4, 19.

Aber ſein Leben und beſonders ſeine Thätigkeit für Menſchenwohl iſt für uns auch ein Muſter, das ſchönſte, was wir uns vorſetzen können. Freylich wird von uns kei-

ne ſo ausgebreitete Gemeinnützigkeit gefodert, als ſie der Erlöſer beweiſen konnte. Es iſt genug zu ſeiner Nachfolge, wenn wir in dem Wirkungskreiſe, worin wir leben, thun, was nach unſern Kräften möglich iſt, es mit lautern Abſichten und Unverdroſſenheit zu thun gefliſſen ſind. Das lehre, dazu erwecke uns Jeſu Beyſpiel. Phil. 2, 5.

Sein Möglichſtes für das allgemeine und beſondere Wohl ſeiner Mitmenſchen thun, ſoll der Chriſt von ſeinem göttlichen Vorgänger lernen. Seinen Beruf alſo (worin er auch beſtehen mag, wenn er nur an ſich nützlich iſt) nicht bloß zum Schein, nicht obenhin und ſo, daß er nur vor Verantwortung vor Menſchen geſichert iſt, nicht abwechſelnd fleißig und träge, ſondern mit gewiſſenhafter, ſtets gleicher Treue vollbringen. Außerdem aber auch noch jede beſondere Gelegenheit benutzen, ſeinen Brüdern nach ihrem Bedürfniß und ſeinem Vermögen zu dienen, Rath, Beyſtand, Helfer, Tröſter zu ſeyn. Der hat am würdigſten gelebt, der am meiſten nützlich zu werden ſuchte. —

Rein und uneigennützig ſey ferner unſer Herz bey allem, was wir Gutes wirken. Zwar bey unſern Berufsverrichtungen können und ſollen wir nicht alle Rückſicht auf uns ſelbſt vergeſſen. Unſre Geſchäfte ſind großentheils zunächſt für uns. Wir haben Bedürfniſſe zu befriedigen, und ſind ja ſelber ein Theil der Welt, für die wir ſorgen ſollen. Doch, laßt uns auch bey Berufsarbeiten nicht **bloß** an uns, ſondern daran auch denken, daß wir **zugleich** für die Welt arbeiten. Dies mache denn Jeden treu, ehrlich und gewiſſenhaft. — Bey Werken der Wohlthätigkeit und Dienſtfertigkeit ſey alle Nebenabſicht auf eignen Vortheil oder Ruhm oder Gegendienſte fern von uns. Liebe allein und Neigung, zu beglücken, leite uns wie unſer großes Vorbild.

Und endlich laßt uns auch mit Unverdroſſenheit in allem Guten geſchäftig ſeyn. Es giebt keine Berufsarbeit, die nicht ihre Beſchwerlichkeiten, keinen Liebesdienſt, der

nicht

nicht ſeine Mühe, kein edles Werk, was nicht ſeine Hinderniſſe hätte. Vieles kann nicht ohne große Laſt geſchehen. Manches fodert ſchwere Selbſtüberwindung, anhaltende Geduld, Aufwand an Zeit, Kräften und Vermögen. Von manchen wichtigen Dienſten iſt es bereits voraus wahrſcheinlich, daß ſie nicht erkannt, von einigen iſt es gar zu fürchten, daß ſie mit Undank werden vergolten werden. — Doch das alles hindere uns nicht, nach Pflicht, Gewiſſen und Liebe zu handeln. Wir haben Jeſus Exempel vor uns. Das ſey uns Richtſchnur und Stärkung. Und ſo viel, als er aufopferte, wird doch von uns nicht gefodert. Ward er am Ende ſeiner großen Laufbahn herrlich belohnt: ſo wartet unſer eine ähnliche Hoffnung. Darum laßt uns Gutes thun und nicht müde werden; denn zu ſeiner Zeit werden wir erndten ohne Aufhören.

nicht ſeine Mühe, kein edles Werk, was nicht ſeine Hinderniſſe hätte. Vieles kann nicht ohne große Laſt geſchehen. Manches fodert ſchwere Selbſtüberwindung, anhaltende Geduld, Aufwand an Zeit, Kräften und Vermögen. Von manchen wichtigen Dienſten iſt es bereits voraus wahrſcheinlich, daß ſie nicht erkannt, von einigen iſt es gar zu fürchten, daß ſie mit Undank werden vergolten werden. — Doch das alles hindere uns nicht, nach Pflicht, Gewiſſen und Liebe zu handeln. Wir haben Jeſus Exempel vor uns. Das ſey uns Richtſchnur und Stärkung. Und ſo viel, als er aufopferte, wird doch von uns nicht gefodert. Ward er am Ende ſeiner großen Laufbahn herrlich belohnt: ſo wartet unſer eine ähnliche Hoffnung. Darum laßt uns Gutes thun und nicht müde werden; denn zu ſeiner Zeit werden wir erndten ohne Aufhören.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolff, Johann Wilhelm Gottlieb, 1750-1823

J. W. G. Wolf Predigers am Dom St. Blasii zu Braunschweig Auszüge aus den an den Sonn- und Festtagen von ihm gehaltenen Predigten

Bd.: 1.

Helmstedt 1795

Hom. 1758-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10462894-3
VD18 90218744